

Francis Seeck

CARE TRANS_FORMIEREN

Eine ethnographische Studie
zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit

[transcript] queer**S**tudies

Francis Seeck
Care trans_formieren

Francis Seeck, geb. 1987, ist Geschlechterforscher*in und Kulturanthropolog*in und arbeitet zu Klassismus, sozialer Ungleichheit, Care und geschlechtlicher Vielfalt. Francis Seeck hat 2021 an der Humboldt-Universität zu Berlin promoviert und ist Vertretungsprofessor*in für Sozialarbeitswissenschaft an der Hochschule Neubrandenburg. Seit 2009 ist Francis Seeck in der Antidiskriminierungsarbeit tätig und gibt Fortbildungen zu den Themen Klassismus und geschlechtliche Vielfalt.

Francis Seeck

Care trans_formieren

Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit

[transcript]

Dissertation am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin (Einreichung 2020, Disputation 2021).

Die Veröffentlichung wurde gefördert durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung sowie aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© Francis Seeck

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5835-4

PDF-ISBN 978-3-8394-5835-8

<https://doi.org/10.14361/9783839458358>

Buchreihen-ISSN: 2703-1365

Buchreihen-eISSN: 2703-1373

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Danksagung 9

1. Eine Einleitung 13

1.1 Gender und Care. Theoretische Verortungen 16

1.2 Trans und nicht-binäre Sorge als Forschungsfeld 21

1.3 Geschlechterordnungen in Bewegung 26

1.4 Leitende Fragen und Aufbau des Buches 30

2. Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit 35

2.1 Insider-Ethnographie queeren und Forschungsumwege gehen 36

2.2 Zwischen Aktivismus und Wissenschaft.
Engagierte Ethnographie in trans und nicht-binären Räumen 45

2.3 Sorgende Ethnographie als Forschungsstrategie 50

2.4 Suizid und Co-Schmerz.
Forschungsethische Herausforderungen Sorgender Ethnographie 55

2.5 Geschlechtliche Zusammenarbeit als queere Forschungspraxis 59

2.6 »Forscht mit uns, nicht über uns.« 65

2.7 Zusammenfassung 69

3. »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.«

Trans Prekarität, Klasse und Care 71

3.1 »Ich mache hier einfach meinen kleinen Beitrag.«
Trans Prekarität, Care und Metronormativität 73

3.2 »Trans war für mich ein Ausstieg.«
Als erwerbslose nicht-binäre Person Care organisieren 83

3.3 »Die haben Geld, aber niemanden, der sie begleitet.«
Trans Sorgeketten 89

3.4 Queere ökonomische Gerechtigkeit. Praktiken der Ent_Prekarisierung 96

3.5	Zusammenfassung	99
4.	Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum	101
4.1	»Wie willst du durch die Welt gehen?« Butch-Care zwischen Selbstheilung und Selbstunternehmer_innentum	104
4.2	Von Spendendosen und trans_formativer Arbeit. Für_Sorge in einer Stimmgruppe	112
4.3	»Weniger denken, mehr fühlen.« Experimentelle trans Körperarbeit als Care-Aktivismus	117
4.4	»Wir werden stärker, wenn wir uns umeinander kümmern.« Selbstbestimmte Trans-Fürsorge	125
4.5	Zusammenfassung	132
5.	Care jenseits von Transnormativität – nicht-binäre Für- und Selbstsorge ...	137
5.1	Nicht-binärer Aktivismus als Raum der Trans_formation	139
5.2	»Wir denken miteinander auf Umwegen.« Trans_formative Sorgearbeit am Küchentisch	147
5.3	»Deswegen brauchen wir Selbstsorge: weil die Gesellschaft uns so wenig unterstützt.« Sorgearbeit für nicht-binäres Wohlergehen	152
5.4	Begleitender Austausch, Transitionszuarbeit und Trans-Sibling-Care als Geschlechterarbeit	159
5.5	Zusammenfassung	166
6.	Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care	169
6.1	Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen. Fürsorge-Netze und Mikrozellen	172
6.2	»Aus der Vereinzelung raus«. Transpädagogische Sorgearbeit gegen Isolation und für einen anderen Blick auf Geschlecht	176
6.3	»Trans-Hilfe hat den Weg zur Selbstfindung ausgebaut, ausgesteckt mit Wegweisern und Steighilfen.« Wege der Institutionalisierung	181
6.4	<i>Becoming trans-professional</i> . Ein Weg vom Betroffenen zum Experten	186
6.5	Hängematte, Durchlaufstation oder Aktivist_innenschmiede?	191
6.6	Fürsorge unter trans Aktivist_innen	193
6.7	Zusammenfassung	196

7. Wege in eine sorgende Zukunft – Trans_formation durch Care	199
7.1 »Es kann auch um mich gehen, während ich andere unterstütze.« Sorgepraktiken des Zukünftigen	201
7.2 Trans und nicht-binäre Zukünfte zwischen ökonomischer, körperlicher und rechtlicher Trans_formation	211
7.3 Ist die Zukunft nicht-binär?	217
7.4 Zusammenfassung	220
8. Für_Sorge trans_formieren! Fazit und Ausblick	223
8.1 Trans und nicht-binäre Sorgearbeit in der Corona-Pandemie	228
Literaturverzeichnis	231
Quellenverzeichnis	251
Interviews	251
Feldnotizen	252

Danksagung

Die Bedeutung von Care für die akademische Wissensproduktion wird oft unsichtbar gemacht. Dieses Buch wäre ohne eine Vielzahl an Sorgebeziehungen wahrscheinlich nicht zustande gekommen. Zunächst möchte ich mich bei allen 19 Interviewpartner_innen bedanken, die sich die Zeit nahmen, um mir über ihre Erfahrungen mit Fürsorge und Selbstsorge zu berichten. Ich bedanke mich auch bei allen, die mir bei der Suche nach Gesprächspartner_innen halfen oder mich bei sich aufnahmen, damit ich Interviews führen konnte.

Ein großer Dank geht an meine Erstbetreuerin Beate Binder, die diese Dissertation auf eine zugewandte, ermutigende Art begleitete. Ihre engagierte Betreuung meiner Masterarbeit zu anonymen Bestattungen bereitete den Boden für meine tiefergehende Auseinandersetzung mit Care. Ich bedanke mich für die Impulse, mich den Ambivalenzen von Sorgearbeit ethnographisch queer/feministisch schreibend zu nähern und den interviewten Aktivist_innen auch kritische Fragen zu stellen. Mein Dank gilt ebenso meiner Zweitbetreuerin Sabine Hark, die einen inspirierenden und in der Wissenschaft seltenen Raum für trans, nicht-binäre und queertheoretische Fragen organisierte. Ich bedanke mich für anregende Fragen und die Ermutigung, eigenen Fragen zu folgen und die Grenzen akademischer Wissensproduktion auszutesten.

Auch die langjährige Unterstützung seitens der *Rosa-Luxemburg-Stiftung* durch ein Promotionsstipendium ist nicht zu unterschätzen. Ich bedanke mich nicht nur für die materielle Unterstützung, sondern auch für das kritische wissenschaftliche Netzwerk und die Ermutigung, neoliberalen Entwicklungen in der Wissenschaft kritisch zu begegnen und mich der Selbstausbeutung zu verweigern. Ich bedanke mich bei Nina Borst, Marcus Hawel und Sandra Thieme aus dem Studienwerk sowie Katharina Pühl vom *Arbeitskreis Gender & Kapitalismusanalyse*.

Wichtige Räume gegenseitiger Fürsorge waren zwei selbstorganisierte Interpretationsgruppen. Die wöchentlichen Treffen, bei denen wir unsere Interviews gemeinsam interpretierten, waren unersetzlich und wirkten der akademischen Isolation entgegen. Danke an Leoni Linek, Julia Teschlade und Patrick Wielowiejski (Gruppe *Queer Interpretieren*), die mich einige Zeit begleiteten. Danke an Cash Hauke, Myriam Raboldt und Anna Sauerwein (*Interpretieren in der Leine*), die mich während der letzten zwei Jahre meines Promotionsprozesses begleiteten und mit denen ich zahlreiche Interviews und Kapitelentwürfe diskutierte. Danke auch an die Bürokollektive, in denen ich dieses Buch in einem solidarischen Umfeld schreiben konnte.

Ich danke den Menschen, die mich dabei unterstützten, eine Promotionsförderung zu erhalten: Danke an Gabriele Dietze für die Unterstützung bei der Bewerbung. Ich danke Mike Laufenberg und Eva von Redecker, die mir wichtige Hinweise auf den Weg mitgaben. Schwung für den Start gab mir zudem die Einladung zur »Trans Studies Conference« an der University of Arizona im September 2016. Danke an Susan Stryker und ihr Team für die Organisation der Konferenz und an Yv Nay und Dean Spade für das inspirierende Feedback zu meinem Vortrag.

Ich bedanke mich bei meinen Kolleg_innen aus dem *Labor GenderQueer-Ethno – GenderQueer in der ethnografischen Forschung*, organisiert von Beate Binder am Institut für Europäische Ethnologie, mit denen ich mein Promotionsvorhaben und ethnographische Forschungsstrategien besprechen konnte; ich bedanke mich bei Friederike Faust, Leoe Klöppel, Tillie Kluthe, Esto Mader, Alik Mazukatow, Sebastian Pampuch, Todd Sekuler, Vanja Solovej und Patrick Wielowiejski.

In der mittleren Phase der Promotion waren neben den Interpretationsgruppen und Kolloquien meine Freund_innen und Kolleg_innen, die Kapitelentwürfe lasen und Rückmeldungen gaben, sehr wichtig. Ich bedanke mich bei Utan Schirmer für das Engagement, mit mir einige Kapitelentwürfe zu diskutieren, und für den Anstoß dazu, die Leichtigkeit, die Trans-Fürsorgeräume neben all den Herausforderungen in sich tragen, stärker sichtbar zu machen. Auch Todd Sekuler danke ich für die vielen Gespräche zu Kapitelentwürfen und queeren ethnographischen Perspektiven auf Care. Weitere wichtige Feedbackleser_innen waren: Tanja Abou, Mai-Anh Boger, Tashy Endres, Nello Fagner, Jonah Garde, Simon Harder, Magdalena Hutter, Eugen Januschke, Toni Marer, Sebastian Mohr, Inga Nüthen, Annika Spahn, Jennifer Stoll, Brigitte Theißl, Mechthild van Vacano und Margareta von Oswald.

Ab dem zweiten Forschungsjahr war das Kolloquium am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG), organisiert von Sabine Hark, ein wichtiger Ort der Reflexion. Mein Dank geht an Lisa Bor, Folke Brodersen, Inka Greusing, Anna Kasten, Xenia Kokoula, Leoni Linek, Maria Magdalena Mayer, Myriam Raboldt, Sabrina Saase, Sebastian Scheele, Svenja Spyra, Ray Trautwein, Juliette Wedl und Patrick Wielowiejski für die gemeinsame Zeit. Ich danke Andrea Maihofer und Andrea Zimmermann für die Möglichkeit, das Sommersemester 2018 als Gastdoktorand_in am Zentrum Gender Studies (Basel) zu verbringen. Ich danke Tina Bopp, Laura Eigenmann, Matthias Luterbach, Frank Luck, Geneva Moser, Susanne Richter, Franziska Schutzbach, Anika Thym, Fleur Weibel und Cita Wetterich für die Gastfreund_innenschaft und den interessanten Austausch.

In das autonome *Institut für Queer Theory (iQt)* eingebunden zu sein, ermöglichte mir eine Auseinandersetzung mit queeren und trans Theorien jenseits universitärer Räume. Danke an Antke_Antek Engel und Ferdiansyah Thajib für die Zusammenarbeit. Auch das *Inter*_Trans*_Wissenschaftsnetzwerk (ITW)* bot einen Raum, um Trans Studies im deutschsprachigen Kontext weiterzuentwickeln.

Nicht zuletzt die Fragen der Studierenden zu Trans- und Care-Theorien an der ASH, aber auch in den Seminaren, die ich an der Humboldt-Universität zu Berlin, an der Universität der Künste Berlin (UdK) und an der Hochschule Neubrandenburg unterrichtete, prägten diese Studie. Jutta Hartmann und Stefanie v. Schnurbein danke ich für das queere/feministische Wissenschaftsmentoring und für die Einführung in die unausgesprochenen Regeln des Wissenschaftsbetriebs. Ich danke Cornelia Rahn und Carla Schriever für die Unterstützung dabei, meinen Weg in der Wissenschaft zu finden und mir dabei treu zu bleiben. Ohne das großartige und sorgsame Lektorat durch Julia Roßhart hätte sich die Abgabe dieser Dissertation wahrscheinlich um Jahre verzögert.

Auch die Unterstützung durch (tierische) Freund_innen ist nicht zu unterschätzen. Muffin forderte mich insbesondere in der Endphase regelmäßig zum Spielen auf, leistete mir beim Schreiben Gesellschaft und stellte beim Gassigehen sicher, dass ich mich ausreichend bewegte. Meinen Freund_innen Tanja Abou, Kat Dressler, Tashy Endres, Cash Hauke, Tina Heise, Leonie Jegen, Elias Kosanke, Toni Marer und Manjiri Pelucha danke ich für die langjährige Unterstützung, für das Erinnern daran, dass mein Wert nicht von meiner Promotionsarbeit abhängt, und für die Ablenkungen; Leonie und Cash danke ich für die gemeinsamen Schreiburlaube. Ich danke Sannik Ben Dehler für die

gemeinsame Zeit und für die Geduld, wenn ich phasenweise über nichts anderes als über meine Doktor_innenarbeit sprach, für die geteilten Abenteuer, inhaltlichen Diskussionen und Ostseeeurlaube.

Ich danke meiner Mutter Anne Seeck für die Neugier und Offenheit, die ich sicherlich von ihr habe. Danke für die gemeinsamen Diskussionen über das Thema Prekarität und für die Vermittlung, dass Theorie schlussendlich dafür da ist, die Welt zu verändern, und nicht dafür, in elitären Unibibliotheken zu verstauben.

1. Eine Einleitung

Ich erinnere mich an den Kneipenabend vor einigen Jahren, als ein Freund mir erzählte, dass er trans ist. Nach einigen Wochen trafen wir uns erneut; er zählte Namen auf, die ihm für eine Namensänderung gefielen, und fragte mich nach meiner Meinung. Einige Tage später erhielt ich eine SMS, in der er darum bat, ihn mit einem neuen Namen, den er ausprobieren wolle, anzusprechen. Ein paar Monate danach besuchte ich ein Fundraising-Event, mit dem er Geld für geschlechtsangleichende Operationen sammelte; er musste sie selbstständig finanzieren, da er ohne deutsche Staatsbürgerschaft keine Chance auf Kostenübernahme durch die Krankenkassen hatte. Bald flog er für die Mastektomie zusammen mit seiner Freundin nach Thailand. Ich telefonierte damals mit seiner Freundin und versuchte, sie emotional zu unterstützen, da sie am Ende ihrer Kräfte war. Da mein Freund nicht die finanziellen Ressourcen hatte, sich nach der OP im Krankenhaus versorgen zu lassen, übernahm sein Berliner Freund_innenkreis die Nachversorgung; wir entwickelten einen 24-Stunden-Plan, weil er sicherheitshalber nicht allein sein sollte. Wir überlegten und besprachen, wer sich welche Aufgabe vorstellen und wer wie nah sein konnte. Eine Freundin, die eine pflegerische Grundausbildung hatte, wechselte die Blutbeutel, andere kauften ein, kochten, halfen beim Anziehen oder waren einfach da, um von den Schmerzen abzulenken.

Dies sollte nicht meine einzige Erfahrung gegenseitiger Unterstützung in queeren und trans Freund_innenkreisen bleiben. Ich begleitete Personen zu Operationen und dekorierte Krankenzimmer mit Girlanden, ich nahm an Partys teil, bei denen die erste Hormonspritze oder der erste Tag mit einem neuen Namen gefeiert wurde, ich führte zahllose Gespräche über das Sich-weg-Bewegen von dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht. Auch ich erfuhr in trans und nicht-binären Räumen Care. Fürsorge zu geben wiederum fühlte sich selten einseitig an. Die Begleitung anderer eröffnet

den begleitenden Personen einen Raum, in dem sie sich mit geschlechtlichen Zuweisungen und Möglichkeiten auseinandersetzen können. So nutzten ich und andere begleitende Personen die Zeit des Wartens in Krankenhaus-Cafeterias dafür, uns über unsere eigenen geschlechtlichen Verortungen und Wünsche auszutauschen. »Willst du auch eine Mastek?«, fragten wir uns gegenseitig. Häufig kam es vor, dass wir nach einiger Zeit die Rollen – als Care-Gebende und Care-Nehmende – wechselten; andere Beziehungen fühlten sich von Beginn an ausgewogen an. In manchen Räumen ist trans, nicht-binäre und queere Sorgearbeit Alltag. »Mastek-Besuch haben wir immer wieder«, sagt Sam begeistert, als er mir die queere WG am Hamburger Hafen zeigt, in der ich eine Woche lang wohnen kann, während ich eine mir nahestehende Person bei der Mastektomie begleite. Die WG hat häufig »Mastek-Besuch«, da viele trans Personen in einer Hamburger Klinik Operationen durchführen lassen. »Mastek-Besuch«, das mag für Außenstehende wie eine Geheimsprache klingen, trans Personen und deren Begleiter_innen wissen, was gemeint ist.

Bei den Begriffen Care, Fürsorge und Sorgearbeit denken viele Menschen an Kinderbetreuung, die Pflege alter und kranker Menschen oder Hausarbeit. Sorgearbeit, die in trans und nicht-binären Räumen geleistet wird und die über familiäre oder medizinische Fürsorge hinausweist, wird selten in den Blick genommen. Diese ethnographische Studie wendet sich damit einer Leerstelle in der kulturanthropologischen und geschlechtertheoretischen Care-Forschung zu: Praktiken der Selbstsorge und kollektiven Fürsorge, die trans und nicht-binäre Personen entwerfen und füreinander leisten. Wie ich in der Eingangssequenz angedeutet habe und im Laufe dieser Studie zeigen werde, werden in trans und nicht-binären Räumen eine Vielzahl von Care-Praktiken entwickelt: etwa das gemeinsame Ausprobieren neuer Namen, die Begleitung zu Terminen, die für eine amtliche Änderung des Vornamens oder des Personenstands notwendig sind, oder die Besprechung von Diskriminierungserfahrungen. Neben trans und nicht-binärer Sorgearbeit, die sich konkret auf eine Transition bezieht, geht es oft auch um Unterstützung bei Diskriminierung und Gewalt, sei es auf der Straße, im Büro, in der Universität oder im Jobcenter.

Im Zentrum der vorliegenden Studie steht die Frage, wie Care jenseits heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit organisiert und entworfen wird. Die Interviews fördern eine Vielzahl und Vielfalt an trans und nicht-binären Perspektiven auf Care zutage; Unterschiede kristallisieren sich unter anderem

entlang von Klasse, Alter und Wohnort heraus.¹ Im Unterschied zur Eingangssequenz beschränkt sich diese Studie nicht auf Perspektiven, die sich mit dem Begriff trans männlich fassen lassen, auch geht es nicht allein oder hauptsächlich um medizinische Care-Kontexte. In den Blick nehme ich Sorgearbeit, die über privatisierte Familienverantwortung, medizinische Versorgungskontexte und Zweigeschlechtlichkeit hinausweist.

Über einen Zeitraum von eineinhalb Jahren (November 2016 bis April 2018) begleitete und interviewte ich 19 trans und/oder nicht-binäre Personen in Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz, die Care-Räume aufbauen und die im Feld geschlechtlicher Vielfalt politisch aktiv sind. Während einige in der Kampagne zur Dritten Option und der »Aktion Standesamt 2018« an vorderster aktivistischer Front kämpften, begleiteten andere trans und nicht-binäre Personen zu Gutachter_innen, gaben Rechtsberatung oder planten, ein Retreat-Haus für ausgebrannte Aktivist_innen aufzubauen. Die Orte/Beziehungen für Care sind vielfältig: Fürsorge wird in Freund_innen- und Partner_innenschaften geleistet, in Selbsthilfegruppen, bei trans Cafés, in aktivistischen Gruppen und durch selbstständige Sorgearbeiter_innen. Fürsorge wird gegen Spende oder im Tauschhandel geleistet, oft verschwimmt die Grenze zwischen bezahlter und unbezahlter Sorgearbeit. Dasselbe gilt für jene zwischen Für_Sorge und Selbstsorge und zwischen Umsorgt-Werden und Umsorgen – Grenzen, die kontinuierlich neu ausgehandelt werden. Diese Erkenntnisse meiner ethnographischen Studie gründen auf Datenmaterial, das ich durch Interviews sowie teilnehmende Beobachtung gewonnen habe.²

Meine vorausgehenden Erfahrungen der Eingebundenheit in Alltagspraktiken nicht-binärer und Trans-Fürsorge lassen sich als Vorgeschichte zu die-

1 Ich habe keine trans und/oder nicht-binären Personen interviewt, die von Rassismus betroffen sind, deswegen kann ich zur Verwobenheit von Rassismus und Transfeindlichkeit und zu deren Effekten auf Care im Kontext dieser Studie keine Aussage treffen. Es gibt jedoch einige Studien aus dem englischsprachigen Raum, die sich spezifisch mit der Verwobenheit von Rassismus und Heteronormativität und deren Auswirkungen auf Care beschäftigen (Haritaworn 2015; Ware 2017; Aizura 2018). Zu kulturanthropologischen/europäisch-ethnologischen Studien zur Verflechtung von Rassismus, Care und Gender siehe Goel (2013, 2020).

2 Ich arbeitete mit der Reflexiven Grounded Theory (Breuer 2009) und wertete die Interviews und das Material aus teilnehmenden Beobachtungen in zwei wöchentlich stattfindenden Interpretationsgruppen aus. Ausführlicher gehe ich auf meine Methode der Sorgenden Ethnographie im folgenden Kapitel, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«, ein.

ser Studie verstehen. Auch meine theoretische Beschäftigung mit Fürsorgepraktiken, die in der Care-Forschung marginalisiert sind, hat eine längere Geschichte. In der ethnographischen Studie »Recht auf Trauer. Bestattungen aus machtkritischer Perspektive« (Seeck 2017) zu ordnungsbehördlichen anonymen Bestattungen in Berlin-Neukölln widmete ich mich dem Thema Totenfürsorge aus einer klassismuskritischen Perspektive. Hierbei wurde deutlich, wie wichtig widerständige Praxen kollektiver Totenfürsorge sein können, wenn es um die Anerkennung sozial marginalisierter Menschen geht (Seeck 2016, 2017b, 2019; Guthoff 2018). Diese Beschäftigung mit marginalisierten Care-Praktiken, mit der Frage, wie Klassenverhältnisse sich auf die Möglichkeiten, umsorgt zu werden, auswirken, sowie mit Praktiken sorgenden Forschens setzt die vorliegende Studie fort.

Bei der Lektüre von Care-Theorien und bei Tagungen zum Thema Care stellte ich fest, dass trans, nicht-binäre und queere Care-Praktiken in der Forschung ausgespart werden und folglich unsichtbar bleiben, insbesondere wenn es um Sorgebeziehungen jenseits des medizinischen Versorgungssystems geht (Dehler 2019; Stein 2019). Die öffentliche und akademische Debatte zu Care ist von Heteronormativität durchzogen (Manalansan IV 2008, 2018; Binder/Hess 2019); Publikationen setzen meist normative Zweigeschlechtlichkeit und heterosexuelle Beziehungen voraus und/oder beziehen sich exklusiv darauf. Im deutschsprachigen Raum gibt es kaum Forschungen zur Organisation von Care jenseits des binären Geschlechtersystems.

1.1 Gender und Care. Theoretische Verortungen

Grundlegende theoretische Bezüge dieser Studie stellen queere/feministische kulturanthropologische Ansätze, Care-Forschung und Trans Studies dar. Ich möchte zunächst die Verwobenheit von Gender und Care und die zentralen Begriffe dieser Studie erläutern. Die Auseinandersetzung mit Care ist eng mit feministischer und geschlechtertheoretischer Forschung und Theoriebildung verbunden (Schmitt 2019). Ein traditionell wichtiges Anliegen von Frauen- und Geschlechterforscher_innen ist es, unbezahlte Sorgearbeit wie Hausarbeit oder Kinderbetreuung, die mehrheitlich von Frauen geleistet werden, als Arbeit sichtbar zu machen und deren gesellschaftliche Anerkennung

einzufordern (Thielen 2014: 25).³ Zudem machten sie auf den Zusammenhang zwischen vergeschlechtlichter (Care-)Arbeitsteilung und kapitalistischer Produktionsweise aufmerksam.⁴ Feministische Theoretiker_innen kritisierten die Annahme eines autonomen Subjektes und betonten, dass alle Menschen im Laufe ihres Lebens auf Care angewiesen seien (Tronto 2013, 1993; de la Bellacasa 2012, 2017). So argumentiert Joan Tronto, dass Care auch die kollektive Praxis des Sorgens um die Welt einschlieÙe: wahrzunehmen, dass auch entfernte Lebewesen und Dinge durch ein komplexes Netz mit unserem Leben verwoben seien und unsere Aufmerksamkeit benötigten (Tronto 2013).

Ich beendete diese Studie im Frühjahr und Sommer 2020, also während der ersten Welle der Corona-Pandemie. Durch die Pandemie rückten die Themen Care, Sorge und Fürsorge kurzzeitig ins Zentrum des öffentlichen Interesses, und deren geschlechtliche Dimension wurde sichtbarer. Sorgearbeiter_innen wie Pfleger_innen und Erzieher_innen wurden mit dem Begriff »systemrelevant« symbolisch ausgezeichnet.⁵ Diese Care-Berufe sind in starkem Maße vergeschlechtlicht, so liegt der Anteil an Frauen in Pflegeberufen in Deutschland bei circa 75 Prozent (Just 2020). Mit der Corona-Pandemie wurde zudem sehr deutlich, dass alle Menschen von Care abhängig sind, dass der Zugang zum Gesundheitssystem jedoch entlang gesellschaftlicher Ungleichheitsdimensionen beschränkt ist. Sabine Hark schreibt hierzu:

»Doch Corona erinnert uns nicht nur daran, dass wir alle verletzlich, wir immer schon in der Hand der anderen sind und genau dies die prekäre Bedingung des Lebens ist. Es führt uns auch vor Augen, dass in einem von vielfältigen Achsen der Dominanz durchzogenen und von eklatanter Ungleichheit geprägten weltgesellschaftlichen Kontext diese Prekarität extrem ungleich verteilt ist.« (Hark 2020a)

Die meisten Debatten im Zusammenhang mit Covid-19 orientieren sich am Modell der *weißen* heterosexuellen Mittelklassefamilie, die Auswirkung der Pandemie auf LSBTIQ-Personen bleibt unsichtbar (Schnepf/Probst 2020;

3 Rassismuskritische Care-Theoretiker_innen zeigten im Zuge der Care-Chain-Debatte auf, dass Versorgungslücken in *weißen* Mittelklassefamilien häufig durch einkommensarme migrantische Frauen ausgefüllt werden (Parreñas 2002; Gutiérrez-Rodríguez 2010).

4 Siehe: Bock/Duden 1977; Ungerson 1987; Aulenbacher 2014; Klinger 2014; Winker 2015; Fraser 2016.

5 Es blieb bei einer rein symbolischen Auszeichnung.

Trott 2020). Kritik an Hetero- und Cisnormativität taucht in der Corona-Care-Debatte selten auf, dies zeigt sich in normativen Vorstellungen davon, was Familie, Intimität und Geschlecht bedeuten. Während die Bedeutung von Care gesamtgesellschaftlich durch Covid-19 zum Thema wurde, war Care für trans und nicht-binäre Personen bereits zuvor ein drängendes Thema, dies aufgrund der Ausschlüsse im medizinischen Care-Feld (Appenroth/Castro Varela 2019).

Angelehnt an die feministischen Theoretiker_innen Berenice Fisher und Joan Tronto verwende ich eine breite Definition von Care. Fisher und Tronto verstehen Care als eine Aktivität, die alles einschließe, was notwendig sei, um unsere Lebenswelt so zu erhalten und zu verbessern, dass wir gut in ihr leben könnten (Fisher/Tronto 1990: 40). Der Begriff Care wird im deutschsprachigen Raum meistens mit Sorge, Fürsorge, fürsorglicher Praxis oder Sorgearbeit übersetzt (Schmitt 2019). Häufig tritt aktuell der englischsprachige an die Stelle deutschsprachiger Begriffe; aufgrund seiner Mehrdeutigkeit sei er besser geeignet, die Vielschichtigkeit von Care zu erfassen (Gerhard/Klinger 2013: 203).⁶ Ich verwende den Begriff Care in dieser Studie als Sammel- oder »Dachbegriff« (Aulenbacher/Dammayr 2014: 126) für eine Vielzahl von Praktiken der Fürsorge, Selbstsorge und kollektiven Sorge. Somit geht mein Care-Begriff über den engeren Bereich dessen, was mit Reproduktionsarbeit bezeichnet wird, hinaus. Ausgehend von den Analysen von María Puig de la Bellacasa (2017) halte ich es zudem für zentral, Care als ambivalent und widersprüchlich zu verstehen. Care kann Gutes tun, aber auch unterdrücken; Personen können Care in verschiedenen Kontexten als Vergnügen, Belastung, Arbeit, moralische Verpflichtung oder Emotion verstehen und erleben (ebd.: 1). Um diesen schillernden und vielschichtigen Charakter von Care auch beim Lesen spürbar zu machen, habe ich mich entschieden, mit einer Vielzahl von Care-Begriffen zu arbeiten. Englischsprachige Care-Begriffe verwende ich aus klassismuskritischen Gründen nur, wenn sie eine Dimension transportieren, die bei der deutschen Übersetzung verloren ginge.⁷

6 Es bestehe jedoch die Gefahr, dass Fürsorgepraktiken aus dem historischen und gesellschaftlichen Kontext gerissen würden (ebd.: 267).

7 Im Sinne engagierter Forschung richtet sich meine Studie an ein breiteres Publikum und soll auch für meine Forschungspartner_innen, die nicht alle Englisch sprechen, zugänglich sein. Mehr zur Methode der engagierten Forschung findet sich in Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

Ich möchte nun auf jene Begriffe eingehen, die sich unter dem Dachbegriff *Care* versammeln und für meine Studie relevant sind. Von Bedeutung für diese Studie ist die Unterscheidung zwischen Selbstsorge, Fürsorge, Sorgearbeit, Sorgenden und Umsorgten sowie kollektiver Sorge/*Community-Care*.

Den Begriff der *Selbstsorge* verwende ich für Praktiken, in denen die Sorge um sich selbst im Zentrum steht. In der Eingangssequenz blieben Praktiken der Selbstsorge unsichtbar, obgleich die meisten interviewten trans und nicht-binären Personen eigene Selbstsorgestrategien entwickeln und Selbstsorge politisieren, wie ich im Laufe der Studie zeigen werde. Selbstsorge kann eine kollektive oder relationale Dimension haben. Oft bewegt sie sich im Spannungsfeld zwischen zunehmender Individualisierung und Ökonomisierung, die individuelle Selbstsorge erschweren, und der gleichzeitigen Herausbildung kollektiver Selbstsorgepraktiken (Brückner 2010; Flick 2010; Rau 2020).

Fürsorge verwende ich als Bezeichnung für Praktiken, in denen Sorge für andere Menschen im Mittelpunkt steht. Fürsorge umfasst bezahlte und unbezahlte Tätigkeiten und kann als private Fürsorge, als Zwang, als moralische Verpflichtung, aber auch als berufliche Tätigkeit verrichtet werden (Gerhard/Klinger 2013). In der Eingangssequenz wurden vor allem Formen der unbezahlten Fürsorge in trans, nicht-binären und queeren Freund_innenschaften deutlich. Fürsorge findet in Interaktionen und Beziehungen statt; ich unterscheide hier zwischen den Positionen der *Sorgenden* und der *Umsorgten*, wenn es um die Frage geht, wer in der Interaktion Fürsorge leistet und wer sie erhält.⁸ Die Trennung zwischen Umsorgen und Sorgen erwies sich in dieser Studie als relevant, auch wenn an vielen Stellen Überschneidungen und Verschränkungen der beiden Positionen sichtbar werden. Um die Verwobenheit von Fürsorge und Selbstsorge sichtbar zu machen, entwickelte ich das Konzept der *Selbstsorgenden Fürsorge*. An Stellen, an denen die Grenzen zwischen Sorgen und Umsorgt werden brüchig werden, und um dies und die damit verbundenen Ambivalenzen sichtbar zu machen, verwende ich außerdem den Begriff *Für_Sorge* mit Unterstrich (Binder/Hess 2019: 11).

Ich spreche explizit von *Sorgearbeit*, wenn Fragen der Ökonomie und der Verteilung von Fürsorge im Zentrum stehen: Wer sorgt sich um wen? Aktuell wird das Problem der gesellschaftlichen Verteilung von Sorgearbeit entlang neoliberaler Logiken gelöst; wer Sorgearbeit übernimmt, wird rassifiziert und

8 Alternative Begriffe hierfür sind *Care-Geber_in* und *Care-Nehmer_in*. Diese verwende ich ebenfalls an einigen Stellen.

entlang von Klassenlinien und Geschlecht entschieden (Gerhard/Klinger 2013: 272; Gutiérrez-Rodríguez 2012; Seeck/Hauke 2019). Care ist ein gesellschaftliches Feld, auf dem um geschlechtliche, klassenbezogene und rassifizierte Arbeitsteilung gekämpft wird (Dück/Hajek 2018: 230). Meine Studie wird zeigen, dass Sorgearbeit in trans und nicht-binären Räumen häufig auch eine Klassenfrage ist. Die Eingangssequenz liefert darauf allerdings keine direkten Hinweise; in der nacherzählten Situation wurde unbezahlte Sorgearbeit entlang der Frage organisiert und verteilt, wer sich diese oder jene Tätigkeit und Verantwortung vorstellen kann und/oder wer der umsorgten Person wie nahesteht.⁹

Häufig wird zwischen *bezahlter* und *unbezahlter Sorgearbeit* unterschieden. Bezahlte Sorgearbeit bezieht sich beispielsweise auf den Bereich der professionalisierten Pflege und der Sozialen Arbeit, unbezahlte Sorgearbeit auf den Bereich der Hausarbeit und unbezahlten Kinderbetreuung oder Pflege. Sorgearbeit, die in trans und nicht-binären Räumen geleistet wird, bewegt sich häufig in einem Graubereich zwischen diesen beiden Polen, etwa wenn Sorgearbeit gegen Spende angeboten wird. Diese Gleichzeitigkeit und die Bedeutung prekärer Ökonomien im Kontext trans und nicht-binärer Sorgearbeit diskutiere ich in den Kapiteln 3 und 4.

Angelehnt an das Konzept »gender labor« von Jane Ward spreche ich von *Geschlechterarbeit*, wenn es um Sorgearbeit geht, die notwendig ist, um marginalisierte Geschlechtsidentitäten kollektiv herzustellen.¹⁰ Ward bezeichnet Geschlechterarbeit als kollektiven Prozess, in dem Geschlechtsidentitäten relational hergestellt werden, und unterscheidet dabei zwischen affektiver, sozialer und politischer Arbeit (Ward 2010: 241).

Von *Community-Care* oder *kollektiver Fürsorge* spreche ich, wenn es um Sorgepraktiken geht, die Prozesse der Kollektivierung anstoßen. Der Begriff *Community-Care* (Laufenberg 2012) rückt Care-Praktiken in den Mittelpunkt, die sich an Gemeinschaften oder kollektive Zusammenhänge richten, in meinem Feld transaktivistische Räume. Bezogen auf die Eingangssequenz wäre dies der Fall, wenn die gemeinschaftliche transitionsbezogene Fürsorge systematisch auch für Personen jenseits des eigenen Freund_innenkreises organisiert worden wäre. Im Feld trans und nicht-binärer Care sind

9 Dies kann eine Klassendimension haben, die jedoch nicht sichtbar wurde.

10 Das Konzept »gender labor«/Geschlechterarbeit führe ich in Kapitel 2 »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit« aus.

Praktiken der Selbstsorge, Fürsorge und kollektiven Sorge oft unmittelbar miteinander verwoben. In dieser Studie spielen all diese Ebenen von Care eine Rolle, insbesondere ihre Verbindungen und Widersprüche; so können Praktiken der Selbstsorge auch Praktiken der Fürsorge sein, beide können jedoch auch in Konflikt miteinander geraten. Im Sinne eines queeren Care-Begriffes hebe ich in dieser Studie die Ambivalenzen hervor, die Sorgeverhältnissen innewohnen und die sich beispielsweise in der queeren Praktik des Konflikte-Umsorgens zeigen (Thajib/Seeck/Engel 2020).

Ich schaue mir in dieser Studie Sorgepraktiken an, das heißt Care als konkrete Praktik, und verwende dafür die Begriffe des *Sorgens* und *Umsorgens*. Das Umsorgen verweist auf einen feministischen Care-Begriff: Ausgehend von dem Wissen um Relationalität und Angewiesenheit betont er die Arbeit, die Fürsorgen bedeutet, und ebenso die Risiken von Ausbeutung und Abhängigkeit (Conradi 2016; de la Bellacasa 2011; Tronto 2013).

Selbstsorge, Fürsorge, kollektive Sorge und ebenso die Rollen des Umsorgens und Umsorgt-Werdens sind miteinander verwoben und die jeweiligen Grenzen sind Ergebnis komplexer Aushandlungsprozesse.

1.2 Trans und nicht-binäre Sorge als Forschungsfeld

Diese Studie ist an der Schnittstelle kulturanthropologischer Geschlechterforschung und Trans Studies verortet.¹¹ Ethnographische Forschungen zu Formationen von Geschlecht jenseits der Zweigeschlechtlichkeit sowie trans/nicht-binären Lebensweisen und Praktiken wurden, von Abschlussar-

11 1983 gründete sich in der deutschsprachigen Europäischen Ethnologie die *Kommission für Frauenforschung*, die später in *Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung* umbenannt wurde. Sie bietet einen Raum für feministische und geschlechtersensible ethnographische Forschungen.

beiten abgesehen, bisher kaum durchgeführt.¹² Dies stellt – auch angesichts der weitreichenden Veränderungen in der Geschlechterordnung durch die Einführung des Geschlechtseintrags divers im Geburtenregister – eine große Leerstelle in Deutschland dar. Ein Anliegen dieser Studie ist es, die europäisch-ethnologische Forschung jenseits der Zweigeschlechterordnung zu denken und ihr Impulse zu geben, sich marginalisierten Formationen von Geschlecht zuzuwenden.

Die Trans Studies, die sich in den 1990er-Jahren vor allem in den USA und zeitgleich mit den Queer Studies herausbildeten, nehmen vor allem die Medikalisierung, Regulierung und Psychopathologisierung von »Transsexualität« in den Blick (Aizura/Stryer 2013; Baumgartinger 2017; Genschel 2003; Hoenes/Schirmer 2019; Stryker 2004; Stryker/Whittle 2006). Trans Studies fordern dominante Wissenspraktiken zu Geschlecht und Körper und damit verbundene zweigeschlechtliche Normen heraus und produzieren nicht-pathologisierendes Wissen zu trans (Llaveria 2019; Hoenes/Koch 2017). Sie machen die zweigeschlechtliche Norm sichtbar, die bestimmte Körper und Identitäten als normal und natürlich und andere als abweichend erscheinen lässt (Stryker/Whittle 2006). Trans Studies nehmen ineinandergreifende Unterdrückungsregime in den Blick, die an den Grenzen der Geschlechternormen sichtbar gemacht werden können (Baumgartinger 2017; Tudor 2015).

Forschungen an den Rändern der Zweigeschlechtlichkeit sind im deutschsprachigen Raum noch immer marginalisiert; auch in der Geschlechterforschung sind trans und inter* Themen eine Seltenheit (Gregor 2018).¹³ In dieser

12 Ausnahmen bilden die ethnographischen Studien »Un/Certain Care: From a Diagnostic to a Somatechnic Regime of Care for Medical Transition in Public Hospitals in France« von Todd Sekuler (2018, 2019) zu somatechnischen trans Care-Regimen sowie »Visual Kei. Körper und Geschlecht in einer translokalen Subkultur« von Nadine Heymann (2014), die sich mit der Überschreitung der Geschlechterbinarität in der transnationalen Subkultur Visual Kei auseinandersetzt. Es liegen zudem eine Reihe ethnographischer Studien vor, die sich mit Geschlechterverhältnissen und queeren/feministischen Praktiken auseinandersetzen (von Bose 2017; Heissenberger 2018; Mohr 2018; Thajib 2018, 2019; Faust 2019).

13 So sind in den letzten Jahren in der deutschsprachigen Geschlechterforschung nur eine überschaubare Anzahl an Studien erschienen, die sich trans und inter* Themen widmen. Zu nennen sind hier unter anderem »Transgeschlechtlichkeit und Visualität: Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm« (Saalfeld 2020), »Constructing intersex: Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie« (Gregor 2015) und

Studie möchte ich trans und nicht-binäre Care in den Blick nehmen, schwerpunktmäßig jenseits des medizinischen Sektors (Hamm/Sauer 2014; Bauer 2019). Viele bisherige Studien im Feld Trans-Care legen den Fokus auf den medizinischen und psychologischen Versorgungskontext. So gibt es einige Arbeiten, die trans Care im Kontext medizinischer Versorgung untersuchen und die strukturelle Gewalt aufzeigen, die trans Personen in der medizinischen, psychotherapeutischen, psychosozialen und pflegerischen Versorgung erleben (Hamm/Sauer 2014; Sauer/Güldenring 2017; Schirmer 2017; Seeck/Dehler 2019). Im Sammelband »Trans & Care« plädieren die Herausgeber_innen Max Nicolai Appenroth und María do Mar Castro Varela für das Recht auf eine gute Gesundheitsversorgung, Pflege und Sorgearbeit (Appenroth/Castro Varela 2019: 19). Schwerpunktmäßig bezogen auf die medizinische und gesundheitliche Versorgungslage (ebd.) zeigen sie Wege auf, wie Sorgearbeit und Versorgung für trans Personen affirmativ und inklusiv zu gestalten ist. Sie betonen:

»Wenn wir über trans Gesundheit und Pflege sprechen, so geht dies nicht, ohne auch Wege aufzuzeigen, die Sorgearbeit anders definieren und denken; dann müssen wir auch von Selbstsorge und Widerstand gegen eine Pflegearbeit sprechen, die nicht pflegt, sondern demütigt.« (Ebd.)

Studien, die sich mit trans Care im Kontext medizinischer Versorgungsräume beschäftigen, hinterfragen also normative Vorgaben von Geschlecht und Care und weisen auf die Notwendigkeit einer selbstbestimmten medizinischen Versorgung hin.

Die vorliegende Studie nun geht über ein Verständnis von trans Care als medizinische, therapeutische und pflegerische Fürsorge und Versorgung hinaus. Dabei verfolgt sie das Anliegen, Praktiken der trans und nicht-binären Fürsorge jenseits der offiziellen Versorgung, die von medizinischen Institutionen reguliert wird, sichtbar zu machen; in den Blick nimmt sie die Sorgearbeit von trans Organisationen und Aktivist_innen, die sich oft zwischen formeller und informeller Für_Sorge bewegt (Hines 2007).

Es gibt einige Studien aus dem englischsprachigen Raum zu unbezahlter transitionsbezogener Sorgearbeit, insbesondere in romantischen Beziehungen (Pfeffer 2010; Ward 2010). Laut Carla Pfeffer umfasst transitionsbezogene Sorgearbeit ein ganzes Bündel an Tätigkeiten. Neben emotionaler Arbeit,

»Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken« (Hoenes 2014).

beispielsweise der Unterstützung bei Coming-out-Prozessen, nennt sie Advocacy: den Einsatz für geschlechtliche Selbstbestimmung, zum Beispiel die Unterstützung bei der Beantragung der Kostenübernahme für geschlechtsangleichende Maßnahmen oder bei Terminen bei Gutachter_innen (Pfeffer 2010: 178). Außerdem, so zeigt Pfeffer, übernehmen Unterstützer_innen postoperative pflegerische Tätigkeiten, etwa die Injektion von Testosteron.¹⁴ Weiter nehmen sie bisweilen eine vermittelnde Rolle zwischen trans Personen und ihren Herkunftsfamilien ein (ebd.). Da in vielen Fällen eine medizinische und rechtliche Transition mit hohen Kosten beispielsweise für Gutachten verbunden ist, kann Trans-Care außerdem die finanzielle Unterstützung oder die Organisation von Fundraisings bedeuten (ebd.: 179). Sorgende, so stellt Pfeffer fest, seien gerade in Momenten, in denen trans Personen wenig Kontakt zur Außenwelt haben, Inseln der Unterstützung (ebd.); gesamtgesellschaftlich jedoch sei wenig Verständnis für diese Form der Fürsorge vorhanden. Partner_innen von trans Personen, berichtet Pfeffer, beschrieben diese Sorgearbeit in den Interviews als erschöpfend, herausfordernd, bereichernd, beipiellos und transformativ (ebd.: 177). Diese Gleichzeitigkeit, mit der trans Sorgearbeit als erschöpfend, erfüllend und transformativ erlebt wird, wird auch in meiner Studie deutlich.

Zusammenfassend halte ich fest, dass sich bisherige Forschungen zu trans Sorgearbeit auf den Bereich der bezahlten Fürsorgearbeit im medizinischen Kontext beschränken oder transitionsbezogene Für_Sorge in Paarbeziehungen in den Blick nehmen. Dies, so möchte ich nun argumentieren, führt zu einem transnormativen Blick auf Care, der nur einen kleinen Ausschnitt trans und nicht-binärer Care-Erfahrungen erfasst: nämlich die Erfahrungen jener, die eine körperliche und rechtliche Transition anstreben und denen diese zugänglich ist. Dazu kommt, dass vor allem Paarbeziehungen zwischen trans Männern und cis Frauen/Femmes beforscht wurden.¹⁵ Ein Ergebnis der Studien von Carla Pfeffer und Jane Ward ist, dass cis Frauen Sorgearbeit für trans Männer übernehmen und dass diese Arbeit sowohl in den Sorgebeziehungen selbst als auch in aktivistischen Zusammenhängen nicht anerkannt, sondern abgewertet wird; damit reproduzieren

14 Postoperative Care kann beispielsweise bedeuten, beim Anziehen zu helfen, zu kochen oder dabei zu unterstützen, mit Schmerzen umzugehen.

15 Natürlich können auch Femmes trans und/oder nicht-binär positioniert sein. Die zitierten Studien jedoch machten eine Trennlinie zwischen trans Männlichkeit und cis Femmes/Feminität auf.

sie die trans- und heteronormative Annahme der Feminisierung von Care (Pfeffer 2010; Ward 2010). Trans Sorgearbeit, die zwischen trans Personen, jenseits von Paarbeziehungen oder in anderen Geschlechterkonstellationen geleistet wird, bleibt auch innerhalb der Trans-Care-Forschung bislang unsichtbar. Dies befördert essentialistische Analysen zu Gender und Care, die durch Beforschung diverserer Care-Konstellationen infrage gestellt werden könnten.

Die vorliegende Studie wendet sich einer Leerstelle, Sorgearbeit jenseits heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit, zu und zeigt auf, dass und wie Gender, Klasse und Care auf ambivalente Weise miteinander verwoben sind. Der analytische Fokus liegt auf den alltäglichen Sorgepraktiken von trans und nicht-binären Aktivist_innen. In den Räumen der Für_Sorge, in denen sich meine Forschung bewegt, entwickeln sie Praktiken, die normative Vorstellungen von trans Care infrage stellen. So schließt der Begriff »trans und nicht-binäre Sorgearbeit« auch Fürsorge ein, die jenseits von Transitionen geleistet wird. Diese Form der Sorgearbeit lädt dazu ein, sich mit den eigenen geschlechtlichen Zuweisungen auseinanderzusetzen, andere geschlechtliche Möglichkeiten auszuprobieren sowie eine Kollektivierung von Fürsorge anzustoßen.

Der Sprachgebrauch bezüglich geschlechtlicher Vielfalt ist permanent im Wandel. Den Begriff trans verwende ich hier als Sammelbegriff für eine Vielzahl von Identitäten, Lebensweisen und Praktiken von Personen, die sich nicht (vollständig) mit dem Geschlecht identifizieren, welches ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde (Appenroth/Castro Varela 2019). Ich fragte meine Interviewpartner_innen nach ihrer bevorzugten Schreibweise von trans und erhielt viele verschiedene Antworten: trans, trans*, trans_, Trans. Nach zahlreichen Überlegungen entschied ich mich zum Zwecke der Lesefreundlichkeit für eine einheitliche Schreibweise: trans/Trans. Darunter fallen eine Vielzahl von Zugehörigkeiten, zum Beispiel trans weiblich, trans männlich, nicht-binär, agender, genderqueer und transsexuell; viele weitere Zusammensetzungen sind möglich. Für einige trans Personen ist eine rechtliche und/oder medizinische Transition von Bedeutung, für andere nicht.

Viele nicht-binäre Personen verstehen sich als trans (QNN 2018). Da dies auch für die meisten meiner nicht-binären Interviewpartner_innen gilt, verwende ich trans als Sammelbegriff. Andererseits bilden sich zunehmend eigenständige nicht-binäre politische Praktiken heraus, die sich nicht immer unter dem Sammelbegriff trans formieren. Yori Gagarim (2017: o. S.) schreibt:

»Nicht-binäre Menschen können trans oder cis, inter oder dyadisch sein. Sie können weiblich, männlich, beides, weder-noch, vieles, mehreres, femme, agender, neutrois oder etwas ganz anderes sein. Sie können feminin, maskulin, queer und politisch sein. Sie können unterschiedliche, neue oder alte, mehrere, wechselnde oder keine Pronomen benutzen. Sie können die unterschiedlichsten Körper, Transitionsbedürfnisse oder -erfahrungen haben oder nichts von alledem.«¹⁶

Daher nutze ich an vielen Stellen zusätzlich die Bezeichnungen »trans und nicht-binäre Personen«, »trans/nicht-binär« und »trans und nicht-binäre Praktiken«, um diese diversen und teilweise widersprüchlichen Felder aufzuzeigen. Mit dieser Formulierung will ich nicht andeuten, dass trans Personen generell ein binäres Verständnis von Geschlecht hätten. Trans Communitys sind divers, es gibt keine stabile, fixe Community, in der ich Forschung durchgeführt hätte. Stattdessen ist das Feld in Bewegung: Während es an einer Stelle Verfestigungen gibt, während Wege breiter werden und Wegweiser aufgestellt werden, entstehen anderswo Schleich- und Umwege. Trans Care-Praktiken sind Praktiken in ständiger Veränderung, die kontinuierlich reflektiert und weiterentwickelt werden, auch im Zusammenspiel mit rechtlichen Veränderungen.

Zudem verwende ich den Unterstrich (zum Beispiel: Aktivist_innen), um mit dieser Schreibweise Platz für jene zu machen, die sich zwischen oder außerhalb geschlechtlicher Binarität verorten (Herrmann 2003; Appenroth/Castro Varela 2019: 23).

1.3 Geschlechterordnungen in Bewegung

Während meiner Forschung fanden einige grundlegende rechtliche Veränderungen in der Geschlechterordnung statt, und das Thema geschlechtliche Vielfalt erhielt große mediale Aufmerksamkeit. Das erste Interview führte ich im November 2016, das letzte im April 2018. Die Initiative *Dritte Option* war mit ihrer Kampagne »dritte Option. Für einen dritten Geschlechtseintrag« zum Zeitpunkt des ersten Interviews in Deutschland sehr aktiv. Nachdem Beschwerden beim Bundesgerichtshof im Jahre 2015 abgelehnt worden

16 Alternative Begriffe zu nicht-binär sind unter anderem: abinär, weder-noch, enby, gender-fluide, X.

waren, legte die Kampagne im September 2016 mit mehreren hundert Aktivist_innen eine Verfassungsbeschwerde ein (Dritte Option 2016). Am 10. Oktober 2017 war die Euphorie unter trans, inter* und nicht-binären Aktivist_innen und Initiativen in Deutschland groß. Das Bundesverfassungsgericht hatte einen positiven Beschluss gefällt: Bis Ende 2018 musste eine Änderung im Personenstandsrecht umgesetzt und eine dritte positive Geschlechtsoption geschaffen werden. Die Kampagnengruppe hinter der »Aktion Standesamt 2018« knüpfte in den folgenden Monaten an die Dritte-Option-Kampagne und an den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts an und forderte ein Gesetz für einen selbstbestimmten positiven dritten Geschlechtseintrag bis Jahresende 2018 ein (Aktion Standesamt 2018). Die Kampagne organisierte im Jahr 2018 über 40 deutschlandweite Infoveranstaltungen und vom 8. bis 12. Oktober eine Aktionswoche, bei der parallel in zwölf Städten gemeinsam Anträge beim Standesamt abgegeben wurden. Aktivist_innen der »Aktion Standesamt 2018« schrieben:

»Wir haben keine Lust mehr auf die Einteilung in Mann und Frau, langjährige Gerichtsverfahren und Begutachtungen von Medizin und Gerichten. Geschlecht ist vielfältig. Wir stellen daher u.a. Anträge auf Streichung des Geschlechtseintrags, die Eintragung von ›divers‹ oder ›nicht-binär‹ bei den zuständigen Standesämtern.« (Aktion Standesamt 2018: o. S.)

Im Dezember 2018 verabschiedete der Bundestag ein Gesetz für eine Reform des Personenstandsgesetzes (PStG). Das reformierte PStG sieht mit dem Paragraphen 45 die Möglichkeit vor, eine Änderung des Geschlechtseintrags im Geburtenregister vorzunehmen. Neben dem Offenlassen des Eintrags (x) sind die Optionen weiblich (w), männlich (m) oder divers (d) vorgesehen. Die Änderung ist an das Vorlegen einer ärztlichen Bescheinigung gebunden, die eine »Variante der Geschlechtsentwicklung« bestätigt – eine Bedingung, die von Aktivist_innen als Einschränkung des Rechts auf geschlechtliche Selbstbestimmung und als verfassungswidrig kritisiert wird, da sie hinter die Urteilsbegründung des Bundesverfassungsgerichts zurückfällt (Engel 2019).¹⁷ Die Kampagnengruppe zur »Aktion Standesamt 2018« war über das Jahr 2018 hinaus nicht mehr aktiv, aus den lokalen Gruppen formierten sich jedoch neue

17 Laut Urteilsbegründung hängt die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen maßgeblich vom »eigenen Identitätsempfinden« (1 BvR 2019/16 <16>) ab und wird »von sozialen und psychischen Faktoren mitbestimmt« (1 BvR 2019/16 <9>).

Initiativen. Dazu zählt beispielsweise die Gruppe *Geschlechtliche Selbstbestimmung finanzieren*, die einen Rechtshilfefonds aufbaut, um trans, inter* und nicht-binäre Menschen bei der Durchsetzung ihrer Rechte zu unterstützen.¹⁸

Die Kampagnengruppe *Dritte Option* resümierte Anfang 2020, dass nicht-binäre sowie binäre trans und inter* Personen nach wie vor um einen gleichberechtigten Umgang und die ihnen zustehenden Rechte kämpfen müssen (*Dritte Option* 2020).¹⁹ Sie betonten:

»Auch einzelne Personen bzw. wenige Menschen können unserer Einschätzung nach gerade hinsichtlich der Umsetzung des Personenstandsgesetzes und der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zurzeit viel erreichen. Auch wenn wir uns wünschen würden, unsere Gruppe hätte ausreichende Kapazitäten, um in all diesen Fällen emotional und juristisch zu unterstützen und politisch bzw. öffentlichkeitswirksam zu intervenieren, ist das Gegenteil der Fall. Wir können leider auch keine Einzelfallberatung leisten. Wir raten allen Menschen, sich vor Ort zusammen zu tun, um nicht allein kämpfen zu müssen.« (*Dritte Option* 2020)

Die Spannung zwischen mangelnden Ressourcen einerseits und dem großen Bedarf an Begleitung andererseits im Kontext eines erstarkenden nicht-binären Aktivismus wird auch ein Thema dieser Studie sein.

Während sich nicht-binärer Aktivismus in Deutschland aktuell im Aufbruch befindet und einige Erfolge zu verzeichnen hat, sind andere Bereiche, was die rechtliche Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt anbelangt, von Stillstand gekennzeichnet. Die juristische Anerkennung des Vornamens und Personenstandes von trans Personen wird in Deutschland/der BRD seit 1981 durch das sogenannte Transsexuellengesetz (TSG) geregelt.²⁰ Dessen umfassende Reform wird seit Jahrzehnten angekündigt, jedoch immer wieder aufgeschoben. Das TSG ist an Zweigeschlechtlichkeit gebunden, trans Personen müssen sich (strategisch) als männlich oder weiblich verorten, um rechtlich anerkannt zu werden: Es ist von einer empfundenen Zugehörigkeit zum »anderen Geschlecht« die Rede, Geschlecht werde als binär und klar abgrenz-

18 Die Aktivist_innen verwenden die Abkürzung TIN: trans, inter* und nicht-binäre Menschen (TIN Solifest 2020).

19 Dies ist auch deshalb der Fall, weil sich das Gesetz aktuell offiziell nur auf inter* Personen bezieht.

20 Zur rechtlichen Anerkennung in der DDR siehe Klöppel (2012).

bar konstruiert (Füty 2019: 88).²¹ Zudem muss das besagte Zugehörigkeitsempfinden laut TSG permanent seit mindestens drei Jahren bestehen und irreversibel sein.²² Der Zwang zu medizinischen Maßnahmen wie Sterilisationen sowie geschlechtsangleichenden Operationen und Hormonthérapien als Voraussetzung für die Anpassung von Namen und Geschlechtseintrag wurde in Deutschland 2011 für verfassungswidrig erklärt.²³ Die rechtliche Anerkennung sowie der Zugang zu geschlechtsangleichenden medizinischen Maßnahmen sind jedoch nach wie vor in vielen Fällen an Begutachtungsprozesse gebunden.²⁴ Die im Juni 2018 von der WHO herausgegebene 11. Neuauflage der ICD²⁵, die ab 2022 in Kraft treten soll, wird von vielen trans Aktivist_innen als Erfolg gewertet, da sie die lange geforderte Entpathologisierung umsetzt. *Transgender Europe* spricht von einem »historic achievement the global trans community has been fighting for many years« (TGEU 2018).²⁶ Der Referenzrahmen cisnormativer Zweigeschlechtlichkeit wird jedoch beibehalten, und trans Personen werden weiterhin als abweichend konstruiert, weshalb Jules Tamás Füty von einer nur partiellen Depathologisierung spricht (Füty 2019).

-
- 21 Um medizinisch-rechtliche Anerkennung zu erlangen, werden trans Personen im Rahmen des diagnostischen Verfahrens aufgefordert, bei Gericht oder Behörden vorzusprechen und dabei ein zweigeschlechtliches transnormatives Narrativ zu wiederholen. Jay Prosser bezeichnet »Transsexualität« daher als narrative Arbeit, die im medizinischen Kontext ihren Anfang nehme; die Narration sei die Transition selbst (Prosser 1998: 9).
 - 22 Der sogenannte Alltagstest zwingt trans Menschen zu einem Zwangsouting in allen Lebensbereichen, daher ist das Risiko für Diskriminierung hoch (Hamm/Sauer 2014: 19).
 - 23 In den Schweizer Kantonen darf dies nach einem Entscheid des *Europäischen Menschenrechtshofs* spätestens seit 2017 keine Voraussetzung mehr sein.
 - 24 Die Diagnosen sind international institutionalisiert durch den Diagnoseklassifikationskatalog »International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems« (ICD) der *Weltgesundheitsorganisation* (WHO), das ebenfalls international anerkannte »Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders« (DSM) der *American Psychiatric Association* (APA) sowie die internationalen Behandlungsrichtlinien »Standards of Care for the Health of Transsexuals, Transgender and Gender Nonconforming People« (SoC 7).
 - 25 ICD: Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme; sie ist die amtliche Klassifikation für Diagnosen in der ambulanten und stationären Versorgung.
 - 26 Der bisherige Name der Diagnose »Transsexualismus« wurde durch »Geschlechterinkongruenz« ersetzt; zudem wird sie nicht mehr als »psychische Störung« klassifiziert, sondern ist dem Diagnosebereich der sexuellen Gesundheit zugeordnet.

Deutlich wird: Es gibt eine zunehmende Sichtbarkeit nicht-binärer Aktivist_innen, und auch eine gewisse Entpathologisierung von trans Lebensweisen wurde erreicht. Gleichzeitig ist ein Stillstand in Bezug auf die Reform des Transsexuellengesetzes (TSG) festzustellen. In der Schweiz ist die Änderung des Personenstandes und Vornamens kantonal unterschiedlich geregelt, weswegen ich im Rahmen dieser Studie nicht ausführlich darauf eingehen kann.²⁷

1.4 Leitende Fragen und Aufbau des Buches

Die leitenden Fragen dieser Studie sind:

- Wie wird Care jenseits heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit organisiert und entworfen? Inwiefern geraten hegemoniale Formen von Care in Bewegung? Welche (neuen) Formen von Care und Kollektivität werden entwickelt?
- Wie lässt sich das Prinzip der Für_Sorge methodisch auf den Forschungsprozess übertragen und darin umsetzen?
- Wer leistet in trans und nicht-binären Räumen welche Sorgearbeit? Welche Bedeutung spielen die Kategorien Klasse, Alter und Stadt/Land? Wie sind trans und nicht-binäre Für_Sorgepraktiken in neoliberale Arbeits- und Lebensverhältnisse eingebunden?
- Welche Imaginationen und Zukünfte von Care werden entworfen?

Das Kapitel 2 führt in die queer/feministische²⁸ und engagierte ethnographische Methodologie ein. Dabei entwickle ich meine Forschungsstrategie der Sorgenden Ethnographie; damit lenke ich den Blick auf die Sorgearbeit und die Sorgebeziehungen, die eine forschende Tätigkeit erst ermöglichen, aber oft unsichtbar bleiben. Ausgehend von Sorgebeziehungen zwischen mir und

27 Mehr Infos zur rechtlichen Situation von trans Menschen in der Schweiz sind beim *Transgender Network Switzerland (TGNS)* nachzulesen: <https://www.tgns.ch/de/>.

28 Ich verwende angelehnt an Antke Engel und Nina Schuster die Schreibweise »queer/feministisch« und »trans/nicht-binär/queer«, um anzudeuten, dass diese Theorieströmungen und diese soziale Bewegung unabhängig voneinander betrachtet werden können, ich jedoch deren Verknüpfung befürworte (Engel/Schuster 2007: 135).

meinen Forschungspartner_innen frage ich, wie Geschlecht in diesen Beziehungen kollektiv hergestellt wird. Ich argumentiere, dass sich das Prinzip der Fürsorge auf das Forschen übertragen lässt. Dafür zeige ich auf, welche Möglichkeiten eine engagierte queer/feministische Ethnographie bietet, um Care jenseits von Zweigeschlechtlichkeit in den Blick zu nehmen und um geschlechtliche Vielfalt zu umsorgen. In diesem Rahmen entwickle ich das Konzept der Geschlechtlichen Zusammenarbeit; ich plädiere dafür, der Komplexität geschlechtlicher Positionierungen durch sorgsames Hinschauen Raum zu geben, um geschlechtliche Selbstbestimmung zu ermöglichen. Diskutieren werde ich zudem die Ambivalenzen einer Sorgenden Ethnographie sowie forschungsethische Herausforderungen.

Im Kapitel 3 stehen trans Sorgearbeiter_innen im Mittelpunkt, die von mehrdimensionaler Prekarisierung betroffen sind und/oder Care jenseits der Großstädte organisieren. Ich nähere mich dem Thema trans Care aus der Perspektive ökonomisch prekärer trans Personen an, die für wohlhabende trans Personen Sorgearbeit leisten. Ich nehme prekäre Lebens- und Arbeitsverhältnisse von trans und nicht-binären Personen in den Blick und zeige, welche Rolle Sorgearbeit bei der Bewältigung von Prekarität spielt. In der Folge argumentiere ich, dass sich in der trans Prekarität verschiedene Dimensionen der Unsicherheit verschränken, dass trans Personen Prekarität unterschiedlich erleben und dass sie diverse Praktiken entwickeln, um mit ihr umzugehen. Einige Forschungspartner_innen sehen prekäre Selbstständigkeit im Care-Bereich als Möglichkeit, langfristig eine bessere Situation zu erlangen. Sie verfügen durch eigene Transitionserfahrungen über Wissen, das sie informell an wohlhabendere trans Personen weitergeben. Ich zeige auf, inwiefern Trans-Fürsorge eine Klassenfrage ist.

Im urbanen Raum bilden sich Praktiken des prekären Selbstunternehmer_innentums heraus (Kapitel 4). Trans, nicht-binäre und gender-nicht-konforme Personen, die eine Krise überwunden haben, geben das daraus resultierende Wissen gegen Spende an andere Menschen weiter. Ich zeige, wie trans, nicht-binäre und queere Sorgearbeiter_innen Praktiken der Fürsorge und Selbstsorge, Positionen des Sorgens und Umsorgt-Werdens sowie bezahlte und unbezahlte Sorgearbeit miteinander verweben. Bei großstädtischen Care-Angeboten zeichnet sich eine prekäre Professionalisierung trans und nicht-binärer Interviewpartner_innen ab: eine Gleichzeitigkeit von ökonomischer Unsicherheit und zunehmender Anerkennung. Immer wieder lässt sich von einer Dreifach-Care-Belastung von trans und nicht-binären Personen sprechen; das ist dann der Fall, wenn zusätzlich zur Sorgearbeit in

trans, nicht-binären und queeren Räumen häusliche oder familiäre Anforderungen an sie herangetragen werden, während sie selbst einen erhöhten Bedarf an Selbstsorge und Fürsorge haben.

In Kapitel 5 stehen nicht-binäre Perspektiven im Mittelpunkt und die Frage, wie sich eine nicht-binäre Perspektive auf Selbstsorge und Fürsorge beschreiben lässt. Trans und/oder nicht-binäre Personen haben aufgrund zweigeschlechtlicher Gewalt häufig einen erhöhten Bedarf an Selbstsorge und Fürsorge. So beschreiben sie ihre Erfahrung, als nicht-binäre Person durch die Welt zu gehen, als geprägt von Unsichtbarkeit oder einem Nicht-ernstgenommen-Werden sowohl in trans Räumen als auch gesamtgesellschaftlich einerseits, von extremer Sichtbarkeit – beispielsweise bei einer Körperveränderung, die transnormativen Bildern nicht entspricht – andererseits. Ich argumentiere, dass nicht-binäre Personen kreative Praktiken der Selbstsorge und Fürsorge entwickeln, da es kaum vorgegebene Wege und Formen gibt. Sie entwerfen neue Pronomen sowie Begriffe, die ihre Sorgebeziehungen und -Praktiken beschreiben. Nicht-binäre Sorgearbeit, Wissensproduktion und Theoriearbeit sind hierbei eng miteinander verbunden.

In Kapitel 6 stehen Praktiken und Prozesse kollektiver Trans-Fürsorge und Vergemeinschaftung im Zentrum. Ich nehme zwei Felder sorgender trans Gemeinschaften in den Blick, zum einen Trans-Cafés, zum anderen die Begleitungs-, Beratungs- und Vernetzungsarbeit von trans Vereinen. Durch den steigenden Bedarf an Begleitung und die prekären ehrenamtlichen Strukturen entstehen Care-Lücken, Aktivist_innen leiden unter Belastungen und Burn-out. Zudem sind nicht alle gleichermaßen bereit oder in der Lage, sich ehrenamtlich in den geschaffenen Community-Räumen zu engagieren, auch da sich nicht alle gleichermaßen mit ihnen identifizieren. Der Ambivalenz aus dem Wunsch, Begleitung mit wenigen Hierarchien zu organisieren, und jenem, dem erschöpfenden Ehrenamt durch Professionalisierung zu begegnen, gehe ich in diesem Kapitel nach. Ich zeige auch, dass Care-Konzepte nicht frei von Normativitäten sind. Viele Vorstellungen von Care, verstanden als Wegbegleitung, orientieren sich an transnormativen Ideen, in denen nicht-binäre Verortungen als Abweichung konstituiert werden; prägend ist insbesondere die Annahme eines Weges von A nach B oder »zu sich selbst«.

Im letzten Kapitel (7) geht es um in die Zukunft gerichtete Care-Entwürfe und um die Auseinandersetzungen mit Zukunft und mit Utopien, die trans und nicht-binäre Aktivist_innen anstoßen. Sie entwickeln, so werde ich zeigen, neue Rituale, Rhythmen und Formen von Für_Sorge, die sich nicht nur auf trans und queere Communitys beziehen, sondern gesamtgesellschaftli-

che Fragen ins Zentrum stellen. Oft sind hierbei die Transformation des eigenen Körpers, der sozio-ökonomischen Lage und der rechtlichen Situation eng miteinander verwoben. Kritisch setze ich mich mit der dominanten Erzählung auseinander, die nicht-binäre Praktiken in die Zukunft verlagert, während sie trans Selbsthilfe in der Vergangenheit verortet. Trans und nicht-binäre Aktivist_innen, so argumentiere ich, entwickeln Praktiken der Sorge, die auf eine Transformation des Selbst, der Beziehungsweisen und der Gesellschaft abzielen.

Fazit und Ausblick (8) fassen erstens die Ergebnisse der Studie hinsichtlich der Frage zusammen, wie Care in trans und nicht-binären Räumen gedacht und gelebt wird und welche Rolle hierbei Fragen von Ökonomie und Geschlecht spielen. Zweitens diskutiere ich, wie sich Sorge vor dem dargelegten gesellschaftlichen Hintergrund anders denken lässt. Ich gebe zudem einen Ausblick auf die Folgen der Corona-Krise für trans und nicht-binäre Für_Sorge und darauf, welche neuen Fragen sich daraus ergeben.

2. Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit

In diesem Kapitel lege ich mein methodisches Vorgehen und meine Forschungsstrategie dar. Es geht mir um die Frage, wie sich das Prinzip der Fürsorge auf das Forschen übertragen lässt. Ich zeige Möglichkeiten engagierter queer/feministischer Ethnographie auf, Care jenseits von Zweigeschlechtlichkeit in den Blick zu nehmen und geschlechtliche Vielfalt zu umsorgen. Dabei widme ich mich insbesondere den Sorgebeziehungen zwischen Forscher_innen und Forschungspartner_innen. Folgende Fragen stehen im Mittelpunkt: Auf welche Weisen können Praxen der Sorge methodologisch genutzt werden? Wie wird Geschlecht in einem Forschungsprozess durch kollektive Arbeit hergestellt, und welche Rolle spielt Care dabei? Was sind die Dilemmata sorgender ethnographischer Praxis?

Ich entwickle das Konzept der Geschlechtlichen Zusammenarbeit, angelehnt an »gender labor«. Die Queertheoretikerin Jane Ward verwendet den Begriff der Geschlechterarbeit (»gender labor«), um den kollektiven Aufwand sichtbar zu machen, der notwendig ist, um geschlechtliche Subjektivität anzuerkennen und herzustellen (Ward 2010). Geschlechterarbeit, so argumentiere ich, wird auch in Forschungsbeziehungen geleistet und kann Bestandteil einer sorgenden Forschungspraxis sein. Ich zeige anhand empirischer Beispiele auf, in welcher Weise ich Geschlechterarbeit leiste, während ich forsche, und welche Chancen diese Studie für eine engagierte Ethnographie bietet. Jede qualitative Forschung ist durch eine kollektive Geschlechterarbeit geprägt, in der die Geschlechtsidentitäten der_s Forscher_in sowie der Forschungspartner_innen re produziert werden. Aus einer queer/feministischen ethnographischen Perspektive gilt es, diese Arbeit sichtbar zu machen, um geschlechtliche Selbstbestimmung zu ermöglichen.

Das Kapitel ist folgendermaßen aufgebaut: In 2.1 reflektiere ich meinen Feldeinstieg und die Rollen, die ich im Feld trans und nicht-binärer Sorge-

arbeit einnahm. Die für den Zugang häufig notwendige klare geschlechtliche Verortung löste bei mir Vereindeutigungsdruck aus. Ich argumentiere, dass das Queeren von Insider-Forschung die Position der_s Insider_in verkomplizieren kann. Außerdem zeige ich, dass eine strikte Unterscheidung zwischen Insider- und Outsider-Position zu kurz greift, da sie die Fluidität der Positionierungen nicht abbilden kann. In 2.2 diskutiere ich Herausforderungen und Potenziale engagierter Ethnographie im Kontext von trans/nicht-binärem Aktivismus. Ich argumentiere, dass eine Tradition pathologisierender Forschung zu trans Themen zu der Müdigkeit, beforscht zu werden, beitrug. Trans Aktivist_innen kooperieren aktuell nur in Ausnahmefällen mit Forscher_innen. Engagierte und kollaborative Ansätze stellen eine Möglichkeit der Zusammenarbeit dar; ich stelle Strategien zur Diskussion, die ich entwickelt habe, um mit den Anforderungen im Feld zwischen Wissenschaft und Aktivismus umzugehen. In 2.3 erläutere ich den von mir entwickelten Ansatz der Sorgenden Ethnographie. Ich zeige, wie ich das Prinzip Care in der ethnographischen Praxis verwendet und auf welche Weisen ich forschend Sorge-Netzwerke aufgebaut habe. Ich argumentiere, dass Für_Sorge in Forschungsbeziehungen ein wechselseitiger Prozess des Unterstützens und Unterstützt-Werdens darstellt. In 2.4 stehen forschungsethische Fragen im Mittelpunkt. Im Laufe meiner Forschung war ich mit der Suizidalität einer Interviewpartnerin konfrontiert. Ich diskutiere wie ein verantwortungsvoller Umgang mit emotionalen Krisen in der Forschung aussehen kann. In 2.5 erläutere ich das Konzept der Geschlechtlichen Zusammenarbeit in Forschungsbeziehungen. Anhand ethnographischer Erfahrungen argumentiere ich, dass Geschlechtliche Zusammenarbeit eine Strategie engagierter queerer Ethnographie ist, die geschlechtliche Selbstbestimmung ermöglicht. Ich erläutere dies anhand von Interviewführung, Anonymisierung und Sprachpraxis. Am Ende des Kapitels, in 2.6, ändere ich die Blickrichtung, indem ich Wünsche von Aktivist_innen an trans Forschung ins Zentrum stelle.

2.1 Insider-Ethnographie queeren und Forschungsumwege gehen

Welche Rollen nahm ich während meiner Forschung ein? Zunächst reflektiere ich den Anfang meines Forschungswegs und meinen Forschungseinstieg. Im Frühjahr 2016 nahm ich an einer Transtagung teil.

An den Wänden des Fabrikgebäudes kleben die Plakate der diesjährigen Transtagung. Im Zentrum steht ein riesiges pinkes Herz. Daneben das Motto

der Tagung: »Love yourself!« Es ist die zweite Transtagung, an der ich teilnehme. Aufregung durchströmt meinen Körper. Wie wird es? Werde ich Leute kennenlernen? Das scheint nicht nur mir so zu gehen, denn als ich mit zwei Freund_innen aus Berlin vor dem Gebäude stehe, sind Aufregung, Unsicherheit und Vorfreude allgegenwärtig.

Eine Verkäuferin tritt von der Seite an uns heran, leicht gebeugt. »Wollt ihr einen kaufen?«, flüstert sie uns zu und zeigt uns Packer¹, die in ihrer Tüte wackeln. »Nein«, sagen wir alle gleichzeitig und kichern. Auch andere Verkäufer_innen haben Transtagungen als Markt entdeckt. Überall gibt es Stände, an denen transitionsbezogene Produkte verkauft werden, Binder², Packer, Perücken und Mittel für Haarentfernung.

Als ich das Tagungsgebäude betrete, fliegen mir Gesprächsfetzen entgegen: »Kennst du transsensible Therapeut_innen?« – »Wo hast du die Mastek³ gemacht?« Früher, erzählte mir ein trans Aktivist im Vorfeld der Tagung, hätten cis ÄrztInnen und cis TherapeutInnen nicht an Transtagungen teilnehmen dürfen; mittlerweile sind sie selbstverständlich dabei. Das dreitägige Programm ist voll. Es finden 79 Veranstaltungen statt, darunter Workshops zu OP-Techniken, Selbstsorge, Queer und Kapitalismuskritik, Stimmtraining; es gibt Räume des Austausches für cis Partner_innen, Angehörige und Paare. In einem Workshop zu Selbstsorge tauschen wir uns über Strategien zum Umgang mit Diskriminierung aus. In einem anderen diskutieren wir über Geschlecht jenseits der Binarität.

Die Tagung ist »professioneller«, als ich sie mir vorgestellt habe. Es gibt keine selbst mitgebrachten Kaffeekannen, ein Cappuccino im Café kostet drei Euro. Ich kenne fast niemanden und mir gelingt es im Laufe der Tagung kaum, mit neuen Menschen ins Gespräch zu kommen. Am Ende der drei Tage fühle ich mich trotzdem mit vielen der Anwesenden verbunden. Einer der Organisator_innen sagt in der Abschlussrede, als viele Teilnehmer_innen versammelt sind: »Nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir alle wieder nach Hause fahren. Viele von uns werden sich einsam fühlen – zurück allein in der cis Welt. Ich bitte euch alle, euch für die nächsten Abende Zeit zu nehmen. Wenn ihr schlafen geht, denkt an die Leute hier. Ihr seid nicht allein.« Viele

1 Packer: ein Penis aus Kunststoff.

2 Ein Binder ist ein ähnlich wie ein Tanktop geschnittenes Kleidungsstück, das den Brustkorb abbindet, um ihn flacher wirken zu lassen.

3 Mastek: kurz für Mastektomie.

haben Tränen in den Augen. Ich fahre mit einem warmen Gefühl im Bauch zurück nach Berlin.⁴

In Erinnerung bleibt mir die Intensität, mit der ich die Tagung erlebte. Ich tauchte ein, ließ mich berühren und mitziehen in das Gefühl der Verbundenheit, das wir gemeinsam herstellten. Wochenlang dachte ich abends an die anderen Besucher_innen, die nun wieder in Städten und Dörfern versuchen, ihren Weg zu finden. Ich startete mit – auch ganz persönlichen – Fragen, Hoffnungen und mit Neugier in die Forschung: Wie will ich in der Welt wahrgenommen werden? Auf welche Weisen können wir uns unterstützen, um in einer heteronormativen Gesellschaft zu überleben? Meine ersten Forschungsschritte waren geprägt von Aufregung und Euphorie, während ich die Forschungsbeziehungen erst noch aufbauen musste.

Zurück zur Tagung: Mein Insider-Status wird bereits beim Ankommen, vor der Tür, deutlich. Die Verkäuferin spricht mich und meine Freund_innen als potenzielle Käufer_innen mit Bedarf an transitionsbezogenen Produkten an. Es handelt sich um Packer, ich werde also als trans männlich oder als nicht-binäre Person wahrgenommen, die bei der Geburt dem weiblichen Geschlecht zugewiesen wurde. Unser Kichern zeigt, dass wir nicht alltäglich mit Packern in Kontakt sind. Zugleich ist mir klar, was ihr Sinn ist – niemand muss mir erklären, welche Bedeutung sie in diesem sozialen Raum haben. Rückblickend halte ich das geteilte feldspezifische Wissen und den Humor, der mich durch meine Forschung begleiten wird, als wichtige Forschungserfahrung fest.

Zu Beginn meiner Studie verortete ich meinen Ansatz in der Insider-Ethnographie. Ich forschte in trans/queeren/nicht-binären Räumen, mit denen ich mich verbunden fühle. Diese Form der Forschung wird in der Kulturanthropologie als Insider-Ethnographie oder *close to home* bezeichnet (Rooke 2009). Das Erfahrungswissen, das Insider-Forscher_innen mitbringen, stellt in der wissenschaftlichen Praxis eine Ressource dar, zum Beispiel für den Feldzugang (Scheunemann 2017: 126). Nach dem Besuch der Trans-tagung wurde mir klar, dass dieser Ansatz die Heterogenität von trans/nicht-binären Räumen nicht abbilden kann. Er macht unterschiedliche Positionierungen beispielsweise aufgrund von Klasse und Wohnort unsichtbar. Die Soziologin Kath Weston betont die Gefahr, dass Insider-Ethnographie die Komplexität von Insider-Positionen ausblende (Weston 1998: 201). Insider_in

4 Die Transtagung besuchte ich im Mai 2016.

reicht auch zur Beschreibung meiner eigenen Positionierung nicht aus. So wurde ich zwar als Teil des Feldes wahrgenommen, verfügte jedoch zu Beginn über wenige Kontakte, die ich für meine Forschung hätte nutzen können. Wie lässt sich Positionalität jenseits von *Insider_in* oder *Outsider_in* denken (Dahl 2011)?

Ich plädiere dafür, Selbstreflexion und Positionierung als kontinuierliche Prozesse einer Forschung zu verstehen. Selbstreflexivität gehört zu den Fachkulturen der Europäischen Ethnologie und der Geschlechterforschung – jedenfalls zu deren Schnittmenge (Binder 2019: 3). Reflexivität wird als Korrektiv ethnographischen Schreibens eingesetzt, mit dem die_er Autor_in die eigene Präsenz und Situiertheit im Forschungsprozess sichtbar macht (u.a. Abu-Lughod 1991; Abu-Lughod/Fox 1991; Robertson 2002). Was genau bedeutet nun die Reflexion der eigenen Positionalität? In ihrer »Pity Polemic on ›Positionality« kritisiert Jennifer Robertson starre Positionierungen, die Selbstreflexivität als Selbstzweck einsetzen und Kategorien als »ready to wear products of identity politics« verwendeten (Robertson 2002: 788). Fixe Kategorien, so Robertson, verschleiern oft die eigene komplizierte Geschichte; sie seien nicht in der Lage, die komplexen, multiplen und sich kontinuierlich verändernden Weisen, wie Forscher_innen sich selbst repräsentieren und von anderen im Feld wahrgenommen werden, sichtbar zu machen (ebd.: 790). Ich verstehe Identitäten und geschlechtliche Kategorien im Kontext dieser Studie als Verschränkung von Positionen und Interessen, der ein bloßes Addieren unterschiedlicher Zuschreibungen nicht gerecht wird (Yuval-Davis 2007). Daran anknüpfend gehe ich mit Timothy Pachirat davon aus, dass Positionalität erst im Laufe der Forschung deutlich wird (Pachirat 2017: 63). Ich versuchte daher, nicht mit vorab definierten Identitätskategorien ins Feld zu gehen, und stellte mir folgende Fragen: In welchen Rollen bin ich im Feld? Auf welche Weisen werde ich positioniert, und welche Rolle spielen Achsen gesellschaftlicher Ungleichheit? Wie wirkt sich dies darauf aus, was ich und wie ich Geschehen im Feld wahrnehme?

Mich als queer und nicht-binär zu verorten, bedeutet nicht, dass ich zwangsläufig die geschlechtlichen Erfahrungen meiner trans Interviewpartner_innen teile. Zum einen unterscheiden sich die Erfahrungen und Perspektiven trans männlicher, nicht-binärer und trans weiblicher Personen durchaus. Zum anderen hat die Frage, inwiefern rechtliche oder medizinische Transitionserfahrungen gemacht wurden, und auf welcher gesetzlichen Grundlage, große Auswirkungen auf (die Möglichkeit von) Sorge-Praxen. So waren einige meiner Interviewpartner_innen noch von dem Sterilisationsge-

setz betroffen, das 2011 durch einen Beschluss des Bundesverfassungsgerichts gekippt worden war.⁵ Hinzu kamen Differenzen in Bezug auf Rassismus, Klassismus und Ableismus. Im Sinne einer feministischen ethnographischen Perspektive lenkte ich meine Aufmerksamkeit auch auf Machtverhältnisse jenseits von Heterosexismus. So schreiben Davis und Craven, feministische Ethnographie umfasse »a feminist sensibility, and a commitment to paying attention to marginality and power differentials; they include not only gender, but also race, class, nation, sexuality, ability and other areas of difference« (Davis/Craven 2016: 11). Feministische Ethnograph_innen versuchen, den Blick auf Marginalisierung zu lenken und Machtdynamiken, die im Forschungsprozess wirken, zu reflektieren (ebd.). Da einige Interviewpartner_innen von Einkommensarmut- und Erwerbslosigkeit betroffen waren und dies die Zugänge zu und die Notwendigkeit von kollektiver Sorgearbeit beeinflusste, legte ich den Fokus auf die Intersektion von Gender und Klasse.

An verschiedenen Punkten im Forschungsprozess erhielt ich sehr direkte Rückmeldungen, wie ich von Forschungspartner_innen wahrgenommen wurde. Bei einem Workshop teilte mir eine Person mit, ich hätte als queere Person in Berlin kein Wissen darüber, wie die Realität fernab der Großstädte für trans Personen aussehe. Ein anderes Mal antwortete mir eine trans Aktivistin schriftlich auf meinen Interviewaufruf, sie verstehe nur die Hälfte davon; sie ergänzte, dass ihre zwanzigjährige Partnerinnenschaft mit einer anderen trans Frau vermutlich nicht das Lebensmodell sei, das mich interessiere. Franz Breuer und Barbara Dieris halten fest: »Als Forschender positioniere ich mich und ich werde positioniert; ich beobachte und ich werde beobachtet.« (Breuer 2009: 31) Ich wurde im Feld als akademische queere Person aus Berlin wahrgenommen, mit wenig Wissen über Realitäten jenseits queerer urbaner Zentren.

Beim Besuch der erwähnten Transtagung werden mir Vorannahmen meinerseits bewusst. Ich stellte mir trans Aktivismus als ein kleines selbstorganisiertes Feld vor. Nun lerne ich, dass es ein professionalisiertes Netzwerk diverser Akteur_innen ist: trans Personen unterschiedlicher Verortungen, Angehörige, Partner_innen, Anbieter_innen transitionsbezogener Produkte, Psycholog_innen, Chirurg_innen, trans Aktivist_innen und Verbündete. Während einige trans Personen tagtäglich mit anderen trans Aktivist_innen politisch aktiv sind, ist die Tagung für andere eine Möglichkeit, einmal im Jahr mit

5 Die Gesetzesänderung 2011 machte es in Deutschland möglich, den Personenstand ohne Zwangssterilisierung zu ändern.

trans Personen in Kontakt zu kommen. Fürsorge und Selbstsorge spielen in aktuellen trans aktivistischen Diskursen eine Rolle und fallen während der Tagung immer wieder als Schlagworte.

In einer ethnographischen Forschung ist der Eintritt in das Forschungsfeld ein informativer Schritt im Forschungsprozess. Gemäß der Reflexiven Grounded Theory gilt es, den Feldeinstieg zu reflektieren: »Auf welchem Wege und auf welche Weise gelangen sie dorthin? Wie, über wessen Vermittlung und Empfehlung und in welcher Rolle kommen sie mit den Mitgliedern in Kontakt?« (ebd.: 32) Jedes Feld habe hierbei eigene Voraussetzungen und Regelwerke (ebd.). Auch ich musste zunächst einen Zugang zu meinem Feld finden. Nach der Tagung fing ich an, trans Organisationen als potenzielle Forschungspartner_innen oder Gatekeeper_innen anzuschreiben. Ich präsentiere und reflektiere nun eine Szene, die sich im Laufe dieser frühen Phase, einige Monate nach der Tagung, ereignete – und die mich mit einer weiteren Vorannahme konfrontierte: Ich war der Annahme gewesen, dass sich der Forschungseinstieg eher unkompliziert gestalten würde, denn ich hatte erwartet, als Insider_in wahrgenommen zu werden. – Es kam jedoch anders.

Ich sitze auf meinem Fahrrad und bin auf dem Weg zu einem Berliner trans/queeren Verein. Ich treffe einen potenziellen Interviewpartner: einen trans Berater, der im Vorstand einer trans Organisation ist, in der ich ethnographisch forschen möchte. Ich bin nervös, denn bisher habe ich von Gruppen in Berlin nur Absagen auf meine Forschungsanfrage bekommen. Auch dieser Verein hat erst nach mehreren Wochen auf meine Anfrage geantwortet. Ich öffne die Metaltür und gehe vorbei an den All-Gender-Toiletten. Ich kenne die Räumlichkeiten, da ich bereits Veranstaltungen in den Räumen besucht habe. Im Gemeinschaftsraum sitzt eine Gruppe trans Frauen zu Kaffee und Kuchen zusammen. Der Geruch von Schokolade liegt in der Luft. Links befinden sich Büros und Beratungsräume. Flo begrüßt mich herzlich, umarmt mich und fragt: »Magst du einen Kaffee und Kuchen?« – »Gern«, antworte ich. »Die sind umsonst, Teil kollektiver Selbstsorge sozusagen«, fügt er hinzu und lacht. Wir bewegen uns durch den Raum, und ich werde neugierig angeschaut. Flo stellt mir Maria vor. »Sie macht den Kuchen für dieses Treffen, sie ist unsere Kuchenbäckerin.« – »Großartig«, sage ich. Mit Kaffee und Schokokuchen setzen wir uns in den Beratungsraum. In dem lichtdurchfluteten Raum stehen sich zwei Stühle gegenüber, auf dem Tisch steht eine Vase mit gelben Tulpen. An der Wand hängt das Plakat einer Transtagung. Ich setze mich auf den rechten Stuhl.

»Wow, du setzt dich wie alle auf *den* Stuhl. Der linke riecht wohl schon nach mir«, lacht Flo. Ich hole mein Notizbuch und das Aufnahmegerät aus meinem Rucksack und lege es auf den Tisch. Flo merkt an, dass er nicht genau wisse, in welcher Rolle er hier ist, und fragt: »Hatten wir das besprochen?« – »Das ist dir überlassen. Ich habe das Aufnahmegerät dabei und wäre für ein Interview vorbereitet, es ist aber okay, wenn es nicht passt«, antworte ich. »Für ein richtiges Interview muss ich mit dem Vorstand sprechen«, sagt Flo. »Erzähl doch, worum es in deinem Projekt geht«, fordert er mich auf. Ich erkläre also: »Ich forsche in meiner Promotion zu Sorgearbeit und Selbstsorgepraktiken innerhalb von trans Räumen. Mir ist aufgefallen, dass im trans Aktivismus aktuell viel über das Thema gesprochen wird.« – »Ist das was Neues?«, fragt mich Flo kritisch. – »Das ist eine gute Frage. Ich nehme Sorgearbeit innerhalb von trans Räumen in den Blick, auch aus einer intersektionalen Perspektive.« Ich spüre, wie mir das Blut in den Kopf steigt. Nach einem Moment der Stille fragt Flo: »Mich würde interessieren, was deine Interviewfragen wären.« Ich lese ihm einige vor. Er sagt, dass er das Thema spannend finde. Er nehme eine Überforderung von trans Aktivist_innen wahr. Es sei schwierig, in trans Aktivismus reinzukommen – und wenn man dann drin sei, sei es zu viel. »Wie viele Interviews willst du machen?«, fragt Flo. »15 bis 17«, antworte ich. – »So viele? Die willst du alle transkribieren? Wie viele Jahre hast du dafür?« Wir lachen. »Ach das geht. Ich bin schnell«, sage ich. Ich erzähle Flo, dass ich auf meine Interviewaufrufe manchmal lange Antworten von trans Personen in Krisen bekomme. Flo betont: »Ich will dir eine Außenperspektive geben, als Berater: Es ist nicht deine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass es Menschen besser geht. Du musst auf dich selbst achten. Wenn schon die E-Mails so formuliert sind, ist es gut, die Interviews abzusagen und die Personen zu trans Beratungen zu schicken. Das ist ein Akt der Selbstsorge.«

Flo schaut auf seine Armbanduhr und erzählt, dass sein Verein skeptisch gegenüber Wissenschaftler_innen sei. »Als einer der sichtbarsten trans Vereine bekommen wir viele Anfragen, auf die wir oft gar nicht erst antworten. Aber du bist sensibilisiert.« Es gebe inzwischen eine »research fatigue« in der trans Community. Wer schon zwei Interviews für Bachelor Arbeiten mitgemacht habe, sei weniger motiviert, bei einer bedeutenden EU-Studie mitzumachen; deswegen müssten sie als Verein abwägen, was wirklich wichtig sei und was sie an ihre Mitglieder weiterleiten würden. Das Gute an einer Dissertation sei, überlegt Flo, dass sie veröffentlicht werde. Flo entschuldigt sich, dass er so spät erst auf meine E-Mail geantwortet hat;

das sei auch ein Akt der Selbstsorge. Er schaut erneut auf seine Armbanduhr: »Perfekt, es hat eine Stunde gedauert, die anvisierte Zeit, bis meine nächste Beratung losgeht.« Er verspricht mir, mein Projekt beim nächsten Vorstandstreffen vorzustellen. Dann werde sich klären, ob jemand ein Interview mit mir machen möchte. Wir verlassen den Beratungsraum. Das Kaffeekränzchen hat sich aufgelöst. Ich steige auf mein Rad und mache mich auf den Weg zurück zu meinem Schreibtisch.

Ein paar Wochen nach dem Treffen erhalte ich einen Anruf von Flo. Der Vorstand habe dem Interview zugestimmt, da Flo seine Hand für mich ins Feuer gelegt habe. »Ich will die Hand brennen sehen«, habe daraufhin eine Kollegin geäußert. Ein kleiner Schauer läuft über meinen Rücken. Wenn ich wolle, könne ich eine Aktivistin aus dem Verein in einer westdeutschen Stadt interviewen. »Ist es für dich okay, dahin zu fahren?« – »Klar«, sage ich. Eine längerfristige teilnehmende Beobachtung im Verein sei nicht möglich.⁶

Enttäuscht war ich aus dem Treffen mit Flo herausgegangen, und auch der spätere Anruf brachte Vorannahmen ins Wanken. Die Szene beschreibt ein Schlüsselmoment zu Beginn meines Forschungsprozesses, in dem ich lernte, dass der Feldeinstieg nicht unkompliziert verlaufen würde. Zudem hatte ich mir den Forschungsprozess als einen asymmetrischen vorgestellt: Ich hatte mich als diejenige Person, die mehr Macht hat, gesehen und wollte kritisch mit dieser Position umgehen. Auch diese Vorstellung wurde in meiner Begegnung mit Flo grundlegend herausgefordert. Die Szene offenbart eine weit- aus komplexere Machtdynamik. Flo stellte mir Fragen – nicht umgekehrt – und bestimmte über den zeitlichen Rahmen. Der Vereinsvorstand würde die Entscheidung treffen, ob ich forschen darf. Hier werden Hierarchien im Feld deutlich. Gerade zu Beginn meiner Forschung hatte ich mit hierarchie- hohen Personen zu tun.⁷

Die Szene verdeutlicht auch den professionalisierten Rahmen, in dem sich Flo bewegt. Er gab mir Tipps aus der Beratungspraxis, wie ich mich abgrenzen kann. Viele trans Organisationen forschen, führen Studien durch, produzieren Wissen; Flo ist wie viele andere trans Aktivist_innen Teil der wissenschaftlichen Community. Er berichtete von einer Erschöpfung oder Ermüdung (»fatigue«), was die Beteiligung an universitärer Forschung betrifft. Da-

6 Das Vorgespräch fand im Februar 2017 statt.

7 Zu Hierarchien im Feld: Breuer 2009: 32.

her und angesichts vieler Anfragen und knapper Ressourcen überlegen trans Organisationen offenbar, welche Forschungen sie für bedeutend genug halten, um sich zu beteiligen; dies scheint dann der Fall zu sein, wenn sie für die Öffentlichkeit zugänglich sind. Aus welchem Grund fand Flo meine Forschung unterstützenswert? Neben der Tatsache, dass ich die Dissertation als Buch veröffentlichen würde, betonte er: »Du bist sensibel.« Sensibilität bezieht sich auf mein Vorwissen, meine Auseinandersetzung mit trans Themen; relevant war neben meinem Forschungsthema also das Geschlechterwissen, über das ich verfüge. Zudem kannten wir uns flüchtig von Veranstaltungen. Unser Verhältnis zueinander in der beschriebenen Szene lässt sich nicht als eines zwischen einer Person, die forscht und fragt, und einer, die beforcht und befragt wird, beschreiben.

Mein Feldeinstieg zeigte mir, dass Machtverhältnisse im Forschungsprozess nicht (zwingend) eindeutig sind. Auch in aktivistischen Feldern können Forschungspartner_innen statushohe Rollen einnehmen. Es ist eine Herausforderung, in einem Feld zu forschen, das derart politisiert ist und in dem Forscher_innen aufmerksam beobachtet werden. Als Forscher_in beobachtet zu werden oder als Person im Feld beforcht zu werden, hat gleichwohl unterschiedliche Qualitäten und Auswirkungen: Die Beobachtungen über mich werden nicht verschriftlicht und veröffentlicht.

In den ersten Monaten meines Forschungsprozesses wartete ich viel. Ich wartete auf Antworten zu Interviewaufrufen und auf Entscheidungen von trans Vereinen. Letzteres war insbesondere bei Anfragen in Großstädten der Fall. Gerade trans Organisationen in Berlin erhalten mehr Anfragen, als sie beantworten können. Zwei weitere trans Organisationen luden mich zu Vorgesprächen ein, in denen ich befragt wurde. Ich erhielt zunächst keine Antworten, in einem Fall kam eine Absage mit der Begründung, dass es an Ressourcen mangle. Zusammenfassend: Ich erhielt Absagen, keine Antworten oder zögerliche Zusagen. Niemand, so wurde mir nun klar, hatte darauf gewartet, dass ich diese Forschung durchführen würde.

Ich saß an meinem Schreibtisch und zweifelte an der Relevanz meiner Studie. Zeitgleich kamen gestresste großstädtische trans Aktivist_innen aus Selbstorgengründen nicht dazu, meine E-Mails zu beantworten. Mir war es wichtig, niemanden zu einer Kollaboration zu drängen. Dána-Ain Davis und Christa Craven betonen: »We do think it is worth mentioning that sometimes our research matters more to us than it does to the people with whom we work« (Davis/Craven 2016: 114). Ich schlug daher einen etwas anderen Forschungsweg ein. Ich hatte ursprünglich geplant, eine Feldforschung bei einer

trans Organisation in Berlin zu machen. Nun entschied ich mich, schwerpunktmäßig jenseits von Berlin zu forschen; zudem würde ich nicht so viele teilnehmende Beobachtungen durchführen wie geplant.

Die Reaktionen großstädtischer trans Organisationen und Aktivist_innen lassen sich unter dem Stichwort *refusal* zusammenfassen. Feministische und rassismuskritische Ethnograph_innen machen auf die Bedeutung der Verweigerung in der Forschung aufmerksam (u.a. Visweswaran 1994; Simpson 2007; Tuck/Yang 2014). Eine Forschungszusammenarbeit zu verweigern, sei eine Möglichkeit marginalisierter Gruppen, für ihr Recht auf Selbstrepräsentation einzustehen. In meiner Ethnographie spielten Fragen der Verweigerung bereits in der Phase des Feldeinstiegs eine wichtige Rolle. Ich betrachte sie als elementaren Bestandteil des Forschungsprozesses.⁸ *Refusal* machte in diesem Fall auf die Tradition transdiskriminierender Forschung aufmerksam und darauf, dass sich Studien auf urbane queere Räume konzentrieren. Meine anfängliche Idee, innerhalb einer Berliner trans Organisation ethnographisch zu Sorge-Praxen zu forschen, konnte ich nicht umsetzen. Von trans Aktivist_innen aus kleineren Städten und ländlichen Kontexten bekam ich hingegen euphorische E-Mails. Im Zuge dessen fiel mir auf, dass viele trans Akteur_innen informelle Sorgearbeit jenseits großer trans Vereine organisieren. So änderte sich mein Weg.

2.2 Zwischen Aktivismus und Wissenschaft. Engagierte Ethnographie in trans und nicht-binären Räumen

Dass auch ein Forschungseinstieg in Felder, denen Forscher_innen aktivistisch nahestehen, nicht unkompliziert verlaufen muss, wurde bereits deutlich. Mein relativer Insider-Status unterstützte meinen Feldzugang, hierbei zählte nicht nur das queere Wissen, über das ich verfüge, sondern auch meine geschlechtliche Selbstpositionierung als nicht-binär/genderqueer. Dies schuf im Feld einen Vertrauensvorsprung. Zugleich ging damit die Erwartung angenommener und bisweilen explizit abgefragter politischer Interessensallianzen einher. Dies führte zu einem Spannungsverhältnis von Vertrauensvorschuss und Erwartungen; damit möchte ich mich nun in Bezug

8 Insbesondere rassismuskritische Autor_innen weisen auf die Notwendigkeit hin, Verweigerung im Forschungsprozess als relevantes Ergebnis zu betrachten (Simpson 2007).

auf Praxen engagierter Forschung zwischen Aktivismus und Wissenschaft näher beschäftigen.

Die Szene aus dem vorherigen Unterkapitel verdeutlicht, dass für eine Zusammenarbeit mit trans Aktivist_innen das Ziel geschlechtlicher Selbstbestimmung eine Voraussetzung ist. Trans Organisationen stellen Ressourcen zur Verfügung, um mit Forscher_innen zusammenzuarbeiten, die trans emanzipatorische Ziele teilen. Trans Aktivist_innen intervenieren in die Akademie mit dem Ziel, kritisches Wissen zu Geschlecht in den hegemonialen wissenschaftlichen Kanon einzuschreiben. In der Szene werden durchaus divergierende Interessen und Ziele deutlich, die Flo und ich verfolgen. Flo möchte Forschung produzieren, die politisch mobilisiert werden kann; dies ist bei EU-Studien eher möglich als bei Qualifikationsarbeiten. Mir ist wichtig, dass eine ethnographische Offenheit besteht und ich die Möglichkeit habe, trans Aktivismus solidarisch zu kritisieren. Unsere Ziele überschneiden sich jedoch auch. So haben wir beide das Interesse an einer trans emanzipatorischen wissenschaftlichen Praxis, die sich von pathologisierender und stereotyper Forschung zu trans Lebensweisen distanziert.

Ich verorte diese Studie in der Tradition der engagierten Ethnographie, die sich mit dem Verhältnis von Wissenschaft und sozialen Bewegungen beschäftigt. In der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie wird intensiv über Praktiken engagierten Forschens diskutiert, beispielsweise unter den Schlagworten Engaged Anthropology (Rappaport 1993; Merry/Low 2010), Public Anthropology (Marcus 2008) und Kollaborative Forschung (Marcus 2008; Rappaport 2008). In dem Sammelband »Eingreifen, kritisieren, verändern. Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch« diskutieren Wissenschaftler_innen Möglichkeiten und Herausforderungen einer engagierten wissenschaftlichen Praxis, auf bestehende gesellschaftliche Verhältnisse einzuwirken (Binder/Hess 2013: 9). Im Mittelpunkt stehen theoretische und methodische Potenziale der Europäischen Ethnologie und der Geschlechterforschung für interventionistische Wissenspraktiken und eine eingreifende Wissenschaft (ebd.: 10). Beate Binder und Sabine Hess zeigen das komplexe Verhältnis von akademischem Gender-Wissen, Praxisansätzen und politischen Bewegungskontexten (ebd.: 12) und werfen folgende Fragen auf:

»Es steht zur Debatte, wie wir produktiv umgehen können mit divergierenden Interessen, ambivalenten, widersprüchlichen und uneindeutigen Situationen, mit denen wir als Forschende in der empirischen Praxis häufig kon-

frontiert sind? [...] Wie zwischen politischen Zielen und wissenschaftlichen Interessen vermitteln, die meist doch anders gelagert sind als die der Forschungspartner*innen?» (Ebd.: 13)

Hierbei gibt es viele Bezüge zu einer feministischen ethnographischen Tradition, die den Anspruch hat, politisch relevantes Wissen zu produzieren und emanzipatorische soziale Bewegungen durch Forschung zu unterstützen (Fluehr-Lobban 2008: 45). Im Kontext meiner Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit verstehe ich engagierte Ethnographie als eine Bewegung in zwei Richtungen. Zum einen interveniere ich in wissenschaftliche Debatten und beteilige mich an transemanzipatorischer Wissensproduktion. Zum anderen interveniere ich in trans Communitys, indem ich im Forschungsprozess Care-Prozesse unterstütze sowie Transnormativität und soziale Ungleichheit im trans Aktivismus kritisiere.

Ich werde nun zunächst darauf eingehen, wie ich engagierte Forschung im Sinne einer Intervention in wissenschaftliche Diskurse praktizierte. Dabei werde ich auch die Binarität Aktivist_in versus Forscher_in infrage stellen und meine Rolle als forschende Aktivist_in/aktivistische Forscher_in aufzeigen. Die Herausforderungen, die ein Eingebundensein in das Forschungsfeld mit sich bringt, werde ich im Laufe dieses Kapitels ebenfalls diskutieren. Auf die zweite Interventionsrichtung komme ich im folgenden Unterkapitel zu sprechen.

Engagierte Ethnograph_innen zeigen die verschiedenen Zielsetzungen von Wissen auf: Wissenschaftliche Wissensproduktion müsse Erkenntnisse hervorbringen, die innerhalb akademischer Bewertungsschemata als relevant und legitim anerkannt werden; für Produzent_innen von Bewegungswissen sei hingegen der strategische politische Nutzen des Wissens innerhalb der Bewegung entscheidend (König/Steffen 2013: 271). Dass die Intentionen und Sprechweisen in Wissenschaft und Aktivismus sich durchaus unterscheiden können, darauf weisen Beate Binder und Sabine Hess hin:

»Während Bewegungswissen meist darauf abzielt, (selbst) aufzuklären, zu skandalisieren und zu mobilisieren – also zuzuspitzen, die Extreme herauszuarbeiten –, stellt Wissenschaft einen Raum dar, der es auch möglich macht, Grautöne, Komplexitäten und Widersprüche herauszuarbeiten und eben nicht gleich zu einem Ergebnis respektive einer Lösung zu kommen. Dies sehen wir als ›Vorteile‹ wissenschaftlicher Wissensproduktion und gerade paradoxerweise als Basis, wissenschaftliches Wissen zur Selbst-

aufklärung und Reflexion politischer Positionierungen heranzuziehen.«
(Binder/Hess 2013: 28-29)

Ich stimme dem Zitat in Bezug auf trans Forschung nur teilweise zu. Ich denke, dass eine klare Trennung zwischen Bewegungswissen und wissenschaftlicher Wissensproduktion im Bereich trans Aktivismus und Trans Studies kaum aufrechtzuerhalten ist, da diese eng miteinander verflochten sind, personell wie inhaltlich. Meine eigene Position würde ich als aktivistische_r oder engagierte_r Forscher_in bezeichnen. Aktivistische Forscher_innen und forschende Aktivist_innen besetzen Schnittstellen zwischen verschiedenen Feldern, und sie vermitteln wissenschaftliche und politische Ansprüche an das von ihnen produzierte Wissen. Dabei entstehen Widersprüche und Spannungen, die es auszuhalten gilt. Marion Hamm betont:

»Gerade engagierten Forschenden in sozialen Bewegungen, die sowohl die aktivistische Rolle als auch die der Wissenschaftlerin/des Wissenschaftlers einnehmen, bietet das ethnographische Oszillieren zwischen Teilnahme und Beobachtung einen methodischen Rahmen, in dem ihre hybride Positionierung von einem Hindernis zu einem Vorteil wird.« (Hamm 2013: 65)

In diesem hybriden Raum können die Potenziale der Schnittstelle von Akademie und Bewegung ausgelotet werden. Jana König und Elisabeth Steffen betonen, dass es wesentlich sei, das Spannungsverhältnis weder in Richtung der bloßen Affirmation von Aktivismus noch in Richtung der kritischen wissenschaftlichen Distanzierung aufzulösen (König/Steffen 2013: 272). Sie plädieren dafür, dass sich kritisches Wissen weder einem akademischen noch einem aktivistischen Verwertungsimperativ unterwerfen, sondern immer wieder versuchen sollte, sich beidem zu widersetzen (König/Steffen 2013: 276). Dies ermögliche Wissensproduzent_innen, als Doppelagent_innen im Spannungsfeld von Akademie und Bewegung zu denken (ebd.: 273). Das Selbstverständnis als Doppelagent_in berge jedoch auch Gefahren. So entstehe leicht der Eindruck, die jeweilige Bewegung sei automatisch repräsentiert in Gestalt der_s aktivistischen Akademiker_in. Dies könne dazu führen, dass Wissenschaftler_innen die Zusammenarbeit mit weiteren Bewegungsakteur_innen nicht mehr suchten (ebd.: 276).

Wie füllte ich die Rolle der_s aktivistischen Forscher_in aus? Ich intervenierte in Wissenstraditionen zu geschlechtlicher Vielfalt, insbesondere durch Bildungsarbeit. Ich nahm Einladungen an, mich in praxisnahen Feldern als

Expert_in zu Fragen von Care und geschlechtlicher Vielfalt zu äußern, sei es bei einer Fachtagung der AWO⁹ zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt in sozialen Berufen, sei es bei Konferenzen, sei es im *Deutschlandfunk*. Theresay Petray betont, dass es nicht ausreiche, als Ethnograph_in Teil eines Feldes zu sein, da wir ohne tiefgehende ethnographische Analyse nur ein_e weitere_r Unterstützer_in der betreffenden sozialen Bewegung seien (Petray 2012: 561). Ich stimme zu, würde aber ergänzen, dass eine enge Beziehung zum Feld eine Notwendigkeit für eine tiefgreifende Analyse ist. Ich versuchte, kollaborative Forschungspraktiken umzusetzen, in dem Wissen, dass Feldforschung ein dialogischer und gemeinschaftlicher Prozess ist (Marcus 2008). Ich traf vor Beginn der Forschung Aktivist_innen, um mit ihnen über mein geplantes Vorgehen zu sprechen. Zudem fragte ich Interviewpartner_innen, was sie sich von trans Forschung wünschen. Dies sind einige Möglichkeiten, Zusammenarbeit praktisch umzusetzen.

Kollaboration verliert ihr emanzipatives Potenzial, wenn sie Forschungspartner_innen unbezahlte Arbeit zumutet; sie wird dann zu einer »besonders raffinierte[n] Form des Abschöpfens von Wissen« (Hamm 2013: 60). Marion Hamm, die den inflationären Gebrauch des Begriffs Kollaboration aufzeigt, spricht in diesem Zusammenhang von einem partizipativen Imperativ im kognitiven Kapitalismus (ebd.: 46). Formen kollektiver Wissensproduktion, die auf einer gleichberechtigten Partizipation fußen, seien in institutionell verorteten Forschungsprojekten schwer einzulösen; unter anderem das Gebot eindeutiger Autor_innenschaft stehe dem im Wege (ebd.: 63). Hamm entschied sich deswegen für eine dialogische, offene Ethnographie, »die der komplexen und konfliktreichen Forschungsbeziehung zwischen Aktivist_innen (die oft gleichzeitig Intellektuelle sind) und Akademiker_innen (die oft auch Aktivist_innen sind) besser gerecht wurde« (ebd.: 64). Sie argumentiert:

»Wichtiger als die generalisierende Frage, ob partizipative Methoden der Königsweg zu einer emanzipativen Forschung sind, erscheint es mir, genau zu überlegen, wer an was und zu welchem Zweck partizipiert, wer davon wie profitiert und welche Machtverhältnisse in der asymmetrischen Partizipation von Forschenden und Erforschten am gleichen Forschungsprozess entstehen. Mit seiner Betonung von Reflexivität und Prozessualität ist das metho-

9 AWO: kurz für Arbeiterwohlfahrt, einem der größten Wohlfahrtsverbände in Deutschland.

dische Instrumentarium der Ethnographie nach wie vor zur Klärung solcher Fragen geeignet.« (Ebd.: 69)

Ich stimme zu, aufmerksam dafür zu sein, aus welchen Gründen kollaborative Methoden in Forschungen gewählt werden und welche widersprüchlichen Effekte sie haben. Auch durch Kollaboration lassen sich unterschiedliche gesellschaftliche Positionierungen nicht aus dem Weg räumen. Ich selbst erhielt ein Promotionsstipendium der *Rosa-Luxemburg-Stiftung*, während einige Forschungspartner_innen mir ihre Zeit kostenlos zur Verfügung stellten. Außerdem musste ich diese Dissertation am Ende als Einzelperson einreichen.

2.3 Sorgende Ethnographie als Forschungsstrategie

Forschungsbeziehungen zwischen Forscher_innen und Aktivist_innen sozialer Bewegungen bezeichnet die Anthropologin Theresa Petray als »mutual exploitative«, denn beide gingen sie nur dann ein, wenn sie sie für sich nutzen könnten (Petray 2012: 558). Ich stimme zu, würde sie allerdings zugleich als *mutual caring* bezeichnen.

Dána-Ain Davis und Christa Craven argumentieren, feministische Ethnographie »aims to produce scholarship – in both traditional and experimental forms – that may contribute to movement building and/or be in the service of organizations, people, communities, and issues we study« (Davis/Craven 2016: 11). Das Anliegen, etwas zurückzugeben, sei ein zentraler Bestandteil feministischer Forschungspraxis. Unterstützende (Care-)Praxen in der Forschungsbeziehung seien beispielsweise, die Kinderbetreuung zu übernehmen oder Essen zur Verfügung zu stellen (ebd.: 10). Setha M. Low und Sally Engle Merry nennen Alltagspraxen des Teilens und Unterstützens durch Forscher_innen oder das gemeinsame Engagement für soziale Gerechtigkeit (Low/Merry 2010: 204); auch Bildungsarbeit zählen sie dazu (ebd. 208). Angewendet auf meine eigene Studie fragte ich mich also: Wie kann meine Forschung einen Beitrag zu Trans_Für_Sorge leisten? Im Laufe meines Forschungsprozesses entwickelte ich die Strategie der Sorgenden Ethnographie, konkret baute ich Trans_Für_Sorgenetzwerke als unterstützende Praxis mit auf. Im Folgenden beschreibe und reflektiere ich ausführlich, auf welche Weisen und mit welchen Mitteln ich forschend trans/queere Sorgenetzwerke mit aufbaute; dabei zeige ich auch, dass Für_Sorge in einer Forschungsbeziehung ein wechselseitiger Prozess sein kann.

Zu Beginn meiner Forschung war ich kaum mit trans Aktivist_innen jenseits von Berlin vernetzt, dies änderte sich im Laufe der Zeit. Ich gestaltete das Feld zunehmend mit. Zum Ende der Forschung hin wurde ich von Forschungspartner_innen eingeladen, Workshops zu Trans-Care zu leiten; als Antidiskriminierungstrainer_in war ich bereits bekannt gewesen. Ich entwickelte speziell auf trans/nicht-binäre Räume zugeschnittene Workshopformate. Die Workshops boten die Möglichkeit, Räume der Kollektivierung aktiv mit aufzubauen. Sie waren zudem eine willkommene Gelegenheit für mich, das erworbene Wissen, mit Timothy Pachirat (2017:18) gesprochen, in meine Forschungszusammenhänge »zurückreisen« zu lassen.

Als ich in dem Frauenzentrum einer süddeutschen Kleinstadt ankomme, sind bereits einige Teilnehmer_innen vor Ort, viele sind aus umliegenden Orten angereist. Gleich werde ich einen trans Empowerment-Workshop geben. Eingeladen haben mich Interviewpartner_innen, die hier ein Transcafé organisieren. Beim Warten machen einige Witze über geheime trans Botschaften, die sich in der Innenstadt finden lassen, zum Beispiel den *Binder-Hof*. Tamara und Lisa schauen verwirrt. »Binder kann man anziehen, um den Brustkorb flacher zu machen«, erkläre ich. »Ach so«, sagt Tamara. Elia erzählt lachend, dass sie_er letztes ein Testo-30-Zeichen entdeckt hat. »Ich hatte auch 28 Jahre Testo«, ruft Tamara, »und nun fast genauso lange Östrogen.« Alle lachen.

Im Raum habe ich fünf Plakate verteilt, mit den Begriffen Leistung, Spiel, Ruhe, Kontakt und Körper – eine Methode, die ich von einem queeren Selbstsorgekollektiv übernommen habe. Ich frage: »Wo würdest du dich hinstellen, wenn du dich an deine letzte Woche erinnerst?« Später dann: »Wie war dein Tag heute?« Und schließlich: »Wie hättest du es gerne?« Was die vergangenen Tage betrifft, stellen sich viele zu Leistung, einige zu Ruhe und Körper. In der Zukunft hätten viele gerne mehr Spaß.

Im Anschluss tauschen sich die Teilnehmer_innen aus: »Was sind deine Selbstsorgestrategien? Was hilft dir, und was willst du mit anderen teilen?« Ich sage dazu, dass oft gesellschaftlich bewertet wird, was gute und was schlechte Selbstsorge sei – dass hier jedoch alles da sein darf, was irgendwann geholfen hat. Nach ein paar Minuten Stille, in der alle ihre Strategien auf Moderationskarten schreiben, kommen wir ins Gespräch. Tamara teilt mit uns, dass sie früher Strategien hatte, die ihr langfristig nicht geholfen haben, etwa viel Alkohol trinken. Nun hat sie das Singen für sich entdeckt; sie hat einen Singcoach, mit dem sie sich wöchentlich per Skype trifft. Tom

erzählt: »Ich habe Sachen verdrängt – aber es hilft, mit anderen zu sprechen.« Lisa erklärt: »Mir ging es oft schlecht mit Blicken: Wie ich angeschaut werde. Ich musste lernen, drauf zu scheißen, was andere von mir denken. ›Face your fear‹ ist mein Leitspruch.« Tamara teilt: »Bei mir ist das anders. Ich will nicht so viel erinnern und reden. Denn dann ärgere ich mich, dass ich so viel Zeit meines Lebens verschwendet und mich nicht früher geoutet hab.« Sie hat den Kopf gesenkt und die Augen geschlossen. Sie ergänzt: »Aber nein, ich habe nichts verschwendet. Ich habe die Zeit gebraucht, das musste alles so sein.«

In der Abschlussrunde geht es um die Frage, was sich die Teilnehmer_innen von der trans Community wünschen. Lisa erzählt: »Ich habe keine Lust mehr, in Selbsthilfegruppen zu gehen. Dort sagen die anderen: ›Ich bin femininer als du. Du musst noch das und das machen.« Die anderen nicken ihr zu. Eine jüngere trans Frau, die den ganzen Workshop über geschwiegen hat, sagt leise: »Es tut mir leid, dass ich nichts gesagt habe. Ich muss lernen, nicht so schüchtern zu sein.« Ich sage, dass es keine Verpflichtung gebe, etwas zu sagen. Tamara neigt sich zu ihr: »Ich kenne das, bei mir war das früher auch so. Ich habe mich nie getraut, was zu sagen.«

Nach der Veranstaltung räumen wir gemeinsam auf und gehen zusammen auf den Weihnachtsmarkt. Wir sind eine sichtbare Gruppe und ich merke, wie uns neugierige und feindliche Blicke streifen.¹⁰

Der geteilte trans/queere Humor spielt in der Szene, die ich in meinem Forschungstagebuch notierte, eine wesentliche Rolle, um eine Verständigung über gemeinsames Wissen herzustellen. Gleichzeitig wurden dabei Wissensunterschiede zwischen trans Personen unterschiedlicher Verortungen deutlich und geklärt. So zeigte sich beim gemeinsamen Witzeln, dass trans weibliche Personen nicht unbedingt wissen, was Binder sind. Ich selbst nahm in dieser und in anderen Situationen die Aufgabe des Erklärens auf mich; dies ist eine Form der geschlechtlichen Arbeit. Als außenstehende_r Trainer_in mit Geschlechterwissen eigne ich mich gut, um den Vernetzungsprozess und Wissensaustausch zu unterstützen.

Im Workshop verwendete ich Methoden des nachhaltigen Aktivismus, um Leistungsnormen in sozialen Bewegungen zu adressieren und Strategien der Selbstsorge zu entwerfen. Eine besondere Rolle spielten die Themen Selbstbewusstsein und Scham. Die Teilnehmer_innen bestärken sich darin, selbst-

¹⁰ Der Workshop fand im Dezember 2017 statt.

bewusst zu sein, sich selbst anzuerkennen und Gewalt von außen abprallen zu lassen. Die Queertheoretiker_in Finn Enke betont, dass Zweigeschlechtlichkeit durch Gewalt gegenüber jenen, die sichtbar von ihr abweichen, aufrechterhalten werde (Enke 2012). Im Trans-Care-Workshop erzählten Teilnehmer_innen von ihren Erfahrungen mit Transfeindlichkeit im öffentlichen Raum und entwickelten individuelle und kollektive Strategien, damit umzugehen. Nach der Veranstaltung blieben viele der Teilnehmer_innen miteinander in Kontakt und begannen, sich in Untergruppen zu unterstützen.

Workshops zu Trans-Care bilden einen Bestandteil dessen, was ich als Sorgende Ethnographie bezeichne. Zudem setzte ich eine sorgende Haltung in meinen Forschungsinteraktionen um, indem ich meinen Forschungspartner_innen Wertschätzung und Anerkennung entgegenbrachte. Oft werden solche sensiblen Zugänge lediglich als Maßnahme zur Vertrauensbildung reflektiert – aus einer Care-Perspektive wird ihr Eigenwert sichtbar (Davis/Craven 2016: 77). In vielen ethnographischen Forschungen entstehen tiefgehende persönliche Beziehungen zwischen Forschenden und Forschungspartner_innen (Tweedy 2016: 215). Diese sind wechselseitig. Auch die sorgende Haltung in meinen Forschungsbeziehungen war beidseitig: Interviewpartner_innen nutzten häufig die Möglichkeit, Wertschätzung für meine Fragen und meine Art der Forschung auszudrücken. Eine Kultur der Wertschätzung und des Carings begleitete mich.

Francis: Mich würde interessieren: Ich habe mich viel mit Trauer und Tod beschäftigt –

Leo: Ja, spannend.

Francis: Du hast erzählt, dass du deinen Vater sterbebegleitet hast.

Leo: Genau.

Francis: Und jetzt leistest du Pflege. Magst du da was zu sagen: Was du dir da wünschen würdest von Community?

Leo: Oh ja. Das ist eine superspannende Frage – tatsächlich, die ist großartig! Super Frage! Übrigens, das ist eine Community-Frage, wie ich sie mir wünsche! Dass überhaupt so eine Frage gestellt wird [...], dass eine solche Frage, wie du sie gerade gestellt hast, tatsächlich gestellt wird, wenn ich von

meiner Biographie berichte! Das ist nämlich das Interessante, dass das – was ich meinte: die Norm, das autonome Subjekt, das immer leistungsfähig ist, das keine Familie in Anführungsstrichen hat, keine Herkunftsfamilie, keine Wahlfamilie – in Szenen eben nicht wahrgenommen wird. Das ist nämlich interessant.¹¹

Deutlich wird in der Interviewsequenz, dass Leo sich auf eine wertschätzende Art zu mir in Beziehung setzte. Wir hatten Care-Themen besprochen, zum Schluss hakte ich nach bei den Themen Tod und Pflege, die laut Leo in aktivistischen Räumen tabuisiert sind. Leo bezeichnet meine Frage dazu als »Community-Frage«. Dies zeigt auf, dass Interviews eine Möglichkeit für Gespräche bieten, die Forschungspartner_innen relevant finden.

Nicht nur in der Forschungsbeziehung zu Leo war meine Forschung von Verbundenheit geprägt. Bei einigen Forschungspartner_innen außerhalb Berlins übernachtete ich für ein paar Tage; wir verbrachten Zeit über das Interview hinaus, gingen spazieren, zu Veranstaltungen oder in die Kneipe. Mit manchen verband mich freundschaftliches und aktivistisches Interesse. Mit vielen blieb ich in Kontakt, und mit einigen freundete ich mich an. Einige Aktivist_innen luden mich erneut ein, diesmal für einen Vortrag oder einen Workshop. Einige der aufgezeichneten Interviews lesen sich wie gegenseitige Beratungsgespräche.

Oft erlebte ich, dass sich Forschungspartner_innen um mich kümmerten. Sie luden mich zu Kaffee und Kuchen ein. Sie fragten mich: »Was für Interviews brauchst du noch?« Gerade zu Beginn der Forschung verfügten Aktivist_innen über mehr Wissen als ich und gaben es an mich weiter (Hamm 2013). Sorgebeziehungen werden in ethnographischen Texten selten thematisiert. Den meisten meiner Forschungspartner_innen waren sie durchaus bewusst und wurden bisweilen auch als solche benannt. So schrieb mir ein_e Aktivist_in: »We are caring for our non-binary researcher.« Als ich Noa erzählte, dass ich eine Dankesliste mit den Namen aller, die mich im Laufe der Forschung unterstützt haben, schreibe und dass diese bereits jetzt, nach einem Forschungsjahr, sehr lang sei, antwortete Noa lachend: »Das kannst du als eigenes Buch veröffentlichen.«

Sorgende Forschung bedeutet für mich auch, die oft unsichtbare Sorgearbeit von Forschenden wertzuschätzen und sichtbar zu machen, die sie sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der aktivistischen Community

11 Das Interview führte ich im März 2017.

leisten. Die feministischen Anthropologinnen Dána-Ain Davis und Christa Craven argumentieren, dass insbesondere marginalisierte Forscher_innen im Kontext Wissenschaft Sorgearbeit verrichteten (Davis/Craven 2016: 71). Die oft intensiven Forschungsbeziehungen wiederum machen Selbstsorge notwendig. Tom Boellstorff betont, dass gerade queere kollaborative ethnographische Ansätze das Potenzial für Burn-out besäßen und dass deswegen Selbstsorge so bedeutend sei (Boellstorff 2016). Ich selbst erlebte während meiner Forschung Phasen extremer Erschöpfung, die ich unter anderem auf den hohen Anteil an unsichtbarer Sorgearbeit in der Forschung zurückführe. Diese Form der Arbeit nahm ich selbstreflexiv in den Blick und strebte an, sie in meinem Schreibprozess sichtbar zu machen. Sara Ahmed betont:

»Die Anstrengung oder die Mühe in unseren Texten nicht zu verdrängen, wird dann zu einem akademischen Ziel, weil uns beigebracht wurde, unsere Texte aufzuräumen, unseren inneren Kampf nicht zu offenbaren, den wir auf dem Weg zu unserem Ziel führen.« (Ahmed 2017: 26)

Die Frage nach einer sorgenden Forschung beziehe ich auch auf Prozesse des Lesens und Schreibens sowie auf Zitierpolitiken. Die Literatur, mit der ich während meiner Forschung eine Beziehung aufnahm, bezeichne ich angelehnt an Ahmed als Begleittext. Dies ist »ein Text, dessen Begleitung dich dazu gebracht hat, einem Pfad zu folgen, der noch nicht besonders ausgetreten war« (ebd.: 31). Ahmed beschreibt, dass ihr das Lesen feministischer Texte einer Freund_innenschaft gleichkam: »Ich denke oft daran, dass das Lesen feministischer Bücher wie das Schließen von Freund_innenschaften ist, weil man feststellt, dass andere bereits an demselben Punkt waren« (ebd.: 50).

2.4 Suizid und Co-Schmerz. Forschungsethische Herausforderungen Sorgender Ethnographie

Während Leah Lakshmi Piepzna-Samarasinha dazu aufruft, die vernüglischen Seiten von Care anzuerkennen (Piepzna-Samarasinha 2018), sehe ich Für_Sorge und Schmerz als eng miteinander verbunden an und argumentiere, dass auch darauf die Aufmerksamkeit gerichtet werden sollte. Der Politologe Timothy Pachirat, der als Arbeiter in einem Industrieschlachthof in Nebraska eine ethnographische Studie durchgeführt hat und die Alltäglichkeit von Gewalt aufzeigt, fordert Ethnograph_innen auf, sich emotional in-

tensiv auf den Forschungsprozess einzulassen. Er versteht das Einlassen auf und das Kultivieren von Freund_innenschaft, Mitgefühl, Hoffnung, Trauer, Wut, Rache und Loyalität als ethnographische Grundvoraussetzung, welche die Ethnographie von anderen Methoden unterscheide (Pachirat 2017: 157). Er argumentiert:

»Indeed in this light we might see all other method as attempts to harness, repress, control, or direct such qualities through specific channels on the wager that such harnessing, repression and control will lead in the end to the superior knowledge about the social worlds we inhabit. Ethnography's wager is almost exactly the inverse: that is precisely by connecting with others deeply at the level of joy, disappointment, and heartbreak that we can begin to achieve not just knowledge, but understanding.« (Ebd.)

Auch ich versuchte, mich in meinen forschungsbedingten Begegnungen emotional zu öffnen – und zwar nicht nur für das Vergnügen queerer/nicht-binärer/trans Care-Praktiken, sondern ebenso für das Leiden, mit dem viele trans Personen konfrontiert sind, bedingt durch strukturelle Diskriminierung und soziale Isolation.

Ich möchte nun auf eine der herausforderndsten Situationen in meinem Forschungsprozess zu sprechen kommen; lange war ich mir unsicher, ob ich darüber schreiben sollte. Mit vielen Interviewpartner_innen war ich bereits vor dem eigentlichen Treffen auf Facebook befreundet. Ein paar Tage bevor ich Nina besuchen wollte, las ich die Nachricht, die sie auf Facebook gepostet hatte. »Tschüss, das war es! Auf Wiedersehen für immer«, schrieb sie. Sie hatte mir erzählt, dass sie »am Kämpfen« sei, sich isoliert fühle und unter Depressionen leide. Unter dem Post schrieben ihr einige ihrer Facebook-Freund_innen Nachrichten, auf die sie nicht antwortete. Ich stand unter Strom. Wie mit so einer Situation verantwortlich umgehen? Solche Fragen kamen in Dissertationskolloquien selten zur Sprache. Dabei bedeutet ethnographisches Forschen oft, Beziehungen einzugehen und Verantwortung zu übernehmen, vor allem wenn die Interviewpartner_innen sozial isoliert sind. Viele queere Forschungen legen ihren Schwerpunkt auf die Lebensrealitäten urbaner Personen, die vernetzt und in Sorgegemeinschaften eingebunden sind. Oft werden Personen interviewt, die mit vielen ökonomischen, kulturellen, sozialen und psychischen Ressourcen ausgestattet sind; dem hatte auch mein eigenes *anfängliches* Forschungsdesign entsprochen. Dadurch verlieren wir den Blick dafür, dass viele trans Personen auch heute von Gewalt, Ausgrenzung, Isolation und Suizidalität betroffen sind. Einige mei-

ner Forschungspartner_innen waren isoliert, hatten ausschließlich über das Internet soziale Kontakte. Hier schließen forschungsethische Fragen an: Aus welchen Motiven, aus welcher Not heraus stimmten Teilnehmer_innen der Forschung zu? Gleichzeitig kann in Fällen von Isolation bereits das empathische Zuhören eine Form des Zurückgebens sein. Es ist eine Gratwanderung zwischen dem verantwortungsvollen Umgang mit emotionaler Abhängigkeit und einer auch für mich als Forscher_in stark belastenden Situation.¹²

Mit Ninas verzweifelter Post im Hinterkopf fuhr ich nervös zum Interview. Die Stimmung des Interviews war zunächst gedrückt, wurde aber im Laufe der Begegnung lockerer. Ich versprach Nina, sie wieder zu besuchen. Ich fand sie sympathisch und konnte die Isolation, mit der sie konfrontiert war, kaum aushalten. Ich dachte an den Rat von Flo, dass ich Leuten nicht helfen könne und mich abgrenzen müsse. Doch wie sollte Nina eine trans Beratung in Anspruch nehmen, wenn die nächste Anlaufstelle viele Kilometer entfernt liegt und eine stundenlange Anreise erfordert? Möglich wäre höchstens eine telefonische Beratung. Als ich im Büro des Gender-Studies-Instituts, wo ich Gastdoktorand_in war, ankam, brach ich in Tränen aus. Ich spürte Verzweiflung, ein Gefühl, das eine_r meiner Interviewpartner_innen später als Co-Schmerz beschreiben wird.¹³ Meine Tränen lösten Überforderung im Doktorand_innenbüro aus. Ein Doktorand war Mediziner und besorgt, dass ich retraumatisiert worden war. Er fragte: »Warum hast du dich in so eine belastende Situation gebracht?« Ohne mein Einverständnis einzuholen, rief er die Leiterin des Instituts zu Hilfe.

Warum habe ich Nina entgegen der Warnung des trans Aktivisten Flo besucht, und was hat dies mit Sorgender Ethnographie zu tun? Bewegt und angeregt hat mich das »Requiem for a Street Fighter« der Ethnologin Kath Weston. Ihr Trauertext beschreibt die Situation einer Freundin, Julie, die voller Hoffnung nach San Francisco zog, auf der Suche nach einer Community. Sie kam aus einer evangelikalen homofeindlichen Familie, war von ökonomischer Prekarität betroffen und in einer psychischen Krise. Am Ende war sie wie meine Forschungspartnerin Nina ganz allein. Sie fühlte sich von der LGBTIQ-Community im Stich gelassen, sie wurde im Stich gelassen (Weston 1998: 183). Weston betont, dass auch in einer Zeit, die als Post-Aids- oder

12 Zu Auseinandersetzungen mit Care und Intimität in der ethnographischen Feldforschung vergleiche auch Funk/Ferdiansyah 2019.

13 Siehe hierzu Kapitel 5, »Care jenseits von Transnormativität – nicht-binäre Für- und Selbstsorge«.

selbstbewusste queere Ära bezeichnet werde, viele mit Heteronormativität und Diskriminierung zu kämpfen hätten, sei es in Bezug auf Lohnarbeit, sei es im Gesundheitssystem oder sei es in der Herkunftsfamilie (ebd.). Zwar wachse in urbanen Zentren die Sichtbarkeit, die Mehrheit queerer Personen müsse jedoch weiterhin für ein Minimum an (Selbst-)Akzeptanz kämpfen (ebd.). Suizid, so betont Weston, sei jenseits der organisierten urbanen LGBTIQ-Zentren ein zentrales Thema. Es existierten unterschiedliche Realitäten.

Kath Weston wirft die Frage auf, ob die LGBTIQ-Community das Gewicht der Probleme und die Unterdrückung tragen könne, mit denen Personen wie Julie konfrontiert seien (Weston 1998: 187). Weston stellt fest:

»For Julie, as for many others ›community‹ turned out to be an entity to abstract, too encompassing, and too homogenizing to provide for face-to-face relationships, the tolerance for conflict, and the emotional sustenance that could have seen her through a difficult life transition.« (Weston 1998: 186-187)

Das zeigt sich auch in meiner Studie. Natürlich gibt es trans Beratungsstellen, die aufgesucht werden können. Da sie aber hauptsächlich in urbanen Zentren angesiedelt und prekär ausgestattet sind, braucht es eine Vielzahl anderer Sorgebeziehungen. Die trans Frau, die ich besuchte, hatte keinen Zugang zu urbanen trans Beratungsstellen, sie wünschte sich keine telefonische Beratung, sondern realen Kontakt und Anerkennung. Mobile Forscher_innen, wie ich es war, können diese Versorgungslücke für einen kurzen Moment füllen, sofern sie Interviewpartner_innen fernab der queeren Knotenpunkte besuchen.

Offen bleiben für mich folgende Fragen: Welche Verantwortung haben Forscher_innen, die ethnographisch in Feldern forschen, in denen Menschen von sozialer Isolation betroffen sind? Wie können wir mit der Verantwortung umgehen, die einzige Person zu sein, mit der ein_e Forschungspartner_in Kontakt hat? Was bedeutet Care für eine Ethnograph_in ganz konkret? Und auf welche Weisen könnten Institute Forscher_innen unterstützen, die in Räumen sozialer Isolation forschen?

2.5 Geschlechtliche Zusammenarbeit als queere Forschungspraxis

Die Praktiken des Sorgens in meiner Studie beziehen sich auch auf das Thema Geschlecht. Ich argumentiere, dass eine sorgende ethnographische Praxis zur Stärkung geschlechtlicher Selbstbestimmung beitragen kann. Ich entschied mich, die Aushandlungen um geschlechtliche Vielfalt im Feld als methodologisches Tool ernst zu nehmen (Tweedy 2016: 214). Das bedeutete, aufmerksam dafür zu sein, auf welche Weisen ich geschlechtlich eingelesen werde und welche Effekte meine geschlechtliche Verortung hat. Diese queere ethnographische Forschungspraxis verbinde ich mit dem Konzept »gender labor« der Queertheoretikerin Jane Ward. Sie entwickelte in ihrer Studie zu Sorgearbeit in Beziehungen zwischen trans Männlichkeiten und Femmes. Gender sei, so Ward, von kollektiver Arbeit abhängig; sie fordert Transparenz und Wertschätzung für den investierten Aufwand (Ward 2010: 240).

»Focusing on gender labor draws attention to the collective work that produces and sustains gender. Though we already know that genders exist inside an interdependent gender system, little attention has been given to the laborious quality of reproducing other people's genders in daily life, and we remain without a clear mapping of the training, skills, duties, and specific efforts that various genders require.« (ebd.: 251)

Inspiziert durch die Arbeiten von Jane Ward nahm ich während meines Forschungsprozesses den Aufwand in den Blick, der notwendig ist, um Geschlecht kollektiv herzustellen. In trans/nicht-binären Räumen spielen Fähigkeiten und Praktiken, die geschlechtliche Selbstbestimmung unterstützen, eine zentrale Rolle. Dies ist eine Form der kollektiven Fürsorge. Jane Ward kritisiert, dass trans Personen in aktivistischen Diskursen oft als »gender warrior« dargestellt würden, die ihr vergeschlechtlichtes Selbst im Einzelgängertum erfänden. Geschlechterarbeit (»gender labor«) sei jedoch ein kollektiver Prozess, in dem Geschlechtsidentitäten relational und interaktiv gemeinsam hergestellt würden. Sie unterscheidet zwischen affektiver, sozialer und politischer Arbeit, die notwendig sei, um trans Subjektivitäten herauszubilden (ebd.: 241). Der Begriff Geschlechterarbeit de-essenzialisiert Geschlecht als Kategorie, indem er darauf verweist, dass Geschlecht alltäglich und kontinuierlich hergestellt wird. Ward macht deutlich, dass Geschlechterarbeit auch Training bedeutet.

Wie lässt sich dieses geschlechtertheoretische Konzept mit einer ethnographischen Forschungspraxis zusammendenken? Stephen Valocchi argumentiert, dass sich ethnographisches Arbeiten für Intersektionen zwischen queerer Theorie und empirischer Forschung eigne, da es Offenheit, Flexibilität und Veränderung im Forschungsprozess ermögliche (Valocchi 2005). In meiner eigenen ethnographischen Forschung stellte Geschlechterarbeit als Lernen über Gender und als Verlernen von Zweigeschlechtlichkeit einen wichtigen Bestandteil dar. Geschlechterarbeit zeigte sich auch im Kontakt zwischen mir und meinen Forschungspartner_innen und bildete einen zentralen Aspekt unserer Zusammenarbeit. Dies möchte ich anhand einer Szene diskutieren.

Eine trans Gruppe, die ich im Rahmen meiner Forschung kennengelernt hatte, lud mich in ihre Stadt ein, um dort einen Empowerment-Workshop zu geben. Ich fragte zu Beginn des Workshops, ob ich darüber in meiner Dissertation schreiben dürfe. Alle stimmten zu. Nach der Veranstaltung stehen wir in der Küche. Einige trans weibliche Teilnehmerinnen unterhalten sich über Hormone, die sie nehmen, und darüber, welche Auswirkungen sie haben. Anna fragt mich: »Und was ist für dich ein nicht-binärer Körper?« Ich stutze. »Na ja, ein Körper einer nicht-binären Person ist für mich ein nicht-binärer Körper!« – »Aber für dich ganz persönlich, meine ich«, erklärt Anna. Alle schauen mich neugierig an. »Aber wenn es dir zu persönlich ist, voll okay«, fügt sie hinzu.¹⁴

An diesem Auszug aus meinem Forschungstagebuch wird deutlich, dass ich in meiner Forschung keine außenstehende Position einnahm. Gerade binäre trans Personen interessierten sich für meine Erfahrungen aus einer nicht-binären/queeren Perspektive. Ich lese diese Neugier als Caring füreinander: als ein Sich-füreinander-Interessieren und ein Die-Aufmerksamkeit-aufeinander-Richten. Zudem verstehe ich die Lernbereitschaft von Anna und meine Bereitschaft, (mich) zu erklären, als Geschlechtliche Zusammenarbeit.

Im Laufe meiner Forschung wurde ich häufig implizit dazu angehalten, (m)eine nicht-binäre Identität anzunehmen. Manche Interview- und Forschungsgenehmigungen erhielt ich nur unter der Voraussetzung meiner Verortung als nicht-binär. Dies löste Druck aus, da ich mich fragte: Was ist, wenn sich meine geschlechtliche Verortung im Laufe der Forschung verändert? Verliere ich dann meine Forschungsgenehmigung? Wie kann

14 Dieses Gespräch fand im Januar 2017 statt.

ich mir selbst dennoch Veränderung zugestehen? Über diese Unsicherheit, was die eigene geschlechtliche Positionierung und das diesbezügliche Eingelesewerden betrifft, berichten viele Forscher_innen in queeren Räumen (Sekuler 2014). Amy Tweedy beschreibt, dass sie ihre Kleidungspraktiken verändert habe und sich »down dresste« (Tweedy 2016: 219). Gerade nicht-binäre Personen werden in trans Räumen häufig als nicht trans genug wahrgenommen: Diese Form der Transnormativität hatte Einfluss auf mich. Ich beobachtete, dass ich versuchte, mich »maskuliner« zu präsentieren, als ich dies außerhalb der Forschungssettings tat.

Auf welche Weisen Forscher_innen in Feldern, in denen (Geschlechts-) Identität das zentrale Anliegen darstellt, Geschlechterarbeit leisten (müssen), werde ich im Folgenden ausführen. Zu Beginn möchte ich dazu eine_n Interviewpartner_in zitieren:

Francis: Was wünschst du dir von Forscher_innen, die zu trans Themen forschen?

Kalle: Was ich mir als Support von einer wissenschaftlichen Community wünsche, ist, wegzugehen von der Biologie und dahin, was eine Person bei sich wahrnimmt: »Das Geschlecht bin ich!« – dass das wahr und richtig ist und nicht überprüft wird. Das sehe ich als eine politische Dimension, weil wir rechtliche und medizinische Gutachtenprozesse haben, wo irgendwelche Expert_innen über die Geschlechtsidentität einer Person entscheiden. Mir wäre wichtig, dass der Expert_innenstatus der trans Person gestärkt wird; dass es einen Diskurs aus der Wissenschaft gibt, zu sagen: »Das weiß die Person für sich selbst! Wenn die Person Auskunft gibt: »Ich habe dieses Geschlecht«, dann ist das so!« Das wäre mir wichtig. Und deutlich zu sagen: Es gibt viele Geschlechter. Es gibt jenseits von binären trans Personen auch nicht-binäre trans Personen. [...] Wenn das mehr als eine Fußnote ist, wenn das Raum bekommt, find ich das toll.«¹⁵

Deutlich wird, dass Kalle eine genaue Vorstellung davon hat, was why¹⁶ sich von Forschung erhofft. Why plädiert für eine wissenschaftliche Praxis, die sich aktiv für geschlechtliche Selbstbestimmung einsetzt und die diesbezügliche medizinische Hoheit infrage stellt. In meinen Forschungsprozess flossen

15 Das Interview führte ich im Januar 2018.

16 Why ist das Pronomen von Kalle.

solche Überlegungen folgendermaßen ein: Ich fragte Interviewpartner_innen, mit welchen Pronomen sie angesprochen werden möchten, und teilte meine Pronomen mit. Ich betonte, dass sie ihre Angaben jederzeit verändern könnten, bis kurz vor der Veröffentlichung. Denjenigen Personen, die anonymisiert werden wollten, bot ich an, sich einen Vornamen für die Anonymisierung auszuwählen; da Namensänderungen gegendert sind und die meisten Interviewpartner_innen eine Namensänderung hinter sich hatten, hatte diese Praxis einen queeren kulturellen Wert (Weston 1997: 9). Typische Reaktionen meiner Interviewpartner_innen waren etwa: »Großartig, diesen Namen wollte ich schon immer ausprobieren« oder »Dieser Name passt. Der war damals meine zweite Wahl«.

Vielfältige Erzählweisen von Geschlecht zu ermöglichen, bedeutet mitunter, Erfahrungen zu antizipieren und bestimmte Fragen im Interview nicht zu stellen. Trans Personen, die eine rechtliche oder medizinische Transition anstreben, müssen durch ein langjähriges Begutachtungsverfahren, in dem ihre Identität angezweifelt wird. Sara Ahmed schreibt: Trans Theoretiker_innen hätten erforscht,

»inwiefern Geschlechter und Heteronormen zu einem Apparat der Wahrheit innerhalb medizinischer Institutionen geworden sind; die Studien haben aufgezeigt, dass trans-Subjekte, wenn sie Zugang zu Operationen und Hormonen erhalten wollen, eine Geschichte erzählen müssen, die lesbar ist für Autoritäten«. (Ahmed 2017: 26)

Ich vermied Interviewsituationen, die an Begutachtungsprozesse erinnerten. Deswegen stellte ich keine klassischen biographischen Trans-Coming-Out-Fragen. Ich richtete meine Fragen in die Zukunft. Ich schuf einen Raum, in dem wir uns gegenseitig befragen konnten, und einen Raum dafür, *keine* Antworten geben zu müssen, sich zu entziehen oder Fragen an mich zurückzuspielen. Um diese Form der geschlechtlichen Zusammenarbeit zu ermöglichen, ist Geschlechterwissen notwendig, etwa über die Bedeutung und die Effekte von Pronomen und Namenspraktiken oder über Begutachtungsverfahren. Dieses Wissen können sich Forscher_innen im Prozess der Feldforschung aneignen, oder sie verfügen bereits durch ihr Engagement in Räumen des trans/queeren Aktivismus darüber. Über dieses Wissen zu verfügen oder es sich anzueignen, ist Bestandteil und Voraussetzung Geschlechtlicher Zusammenarbeit.

Im Sinne einer feministischen Interviewpraxis gab ich den Interviewpartner_innen die Möglichkeit, mich zu interviewen (Davis/Craven 2016: 84). Sie

wurde reichlich genutzt, vor allem von Forschungspartner_innen, die darin geübt sind, etwa von einer Aktivistin, die eine trans Radioshow organisiert. So liefen einige Interviews als ein wechselseitiges Interviewen ab. Ihre Teilnahme an der Studie konnten meine Forschungspartner_innen jederzeit zurückziehen; Einwilligung verstehe ich als Prozess.

Die Gespräche fanden an unterschiedlichen Orten statt, in queeren Cafés, in einer Kneipe, auf einer Parkbank, auf einem Berg, in meiner Küche, in den Wohnzimmern meiner Interviewpartner_innen oder in deren Büros. Häufig suchten sich Interviewpartner_innen, passend zum Thema, persönliche Selbstsorgeorte aus. Manche äußerten konkrete Wünsche, zum Beispiel, dass ich einen Beratungsraum in einem queeren Verein reservieren solle.

Die Art der Fragen handelte ich zu Beginn mit meinen Interviewpartner_innen aus. Dies zeigt sich in der Eingangssequenz eines Interviews mit zwei nicht-binären Aktivist_innen:

Francis: Könnt ihr euch erst mal zu Beginn vorstellen – was ihr denkt, was wichtig ist?

L: Hmm, ich glaube, es ist für mich gerade – [...]. [sehr lange Pause]

Francis: Ihr müsst euch auch nicht vorstellen, wenn ihr da gerade keine Lust drauf habt.

L: [...] Ich glaube, das ist für mich gerade schwierig, weil ich denke, ich habe da ein Narrativ, was ich runterrattern kann, aber ich weiß nicht, ob ich es passend finde für den Kontext.

Francis: Ja, eigentlich kennen wir uns ja schon. Ich habe das gestern besprochen im Kolloquium – ich habe das öfter, dass Leute die Fragen zurückweisen. [...] Es ist ja schwierig, sich vorzustellen, ohne auf Kategorien zurückzugreifen.

L: Ja, angefangen mit dem Namen, deswegen ist bei mir das Rattern im Gehirn losgegangen. [...] Aber beschließen wir, wir kennen uns. [lacht]¹⁷

In dieser Sequenz fällt es der_dem Interviewpartner_in schwer, sich vorzustellen. Es wird deutlich, wie kompliziert es sein kann, sich jenseits norma-

17 Das Interview führte ich im Dezember 2017.

tiver Erzählungen zu verorten und eine stabile Subjektposition jenseits von Zweigeschlechtlichkeit einzunehmen. Auch in queeren Räumen, wo zur Vorstellung oft der Name und das Pronomen genannt werden, kann eine Vorstellungsaufforderung zu Unsicherheit führen. So erfahre ich später, dass sich die_er Forschungspartner_in unsicher war, welcher Name aktuell passt, und eine Namensänderung plante. Ich bringe queeres Geschlechterwissen ins Feld mit und ein. Deutlich wird, dass die Person sich unsicher ist, ob meine Fremdzuschreibung und ihre Selbstdefinition übereinstimmen. Ich stärke die_den Interviewpartner_in in ihrem Impuls, die Frage zu verweigern, und wirke Scham entgegen, indem ich betone, dass es anderen ähnlich gehe; ich kollektiviere und theoretisiere die Herausforderung.

Geschlechtliche Zusammenarbeit setzt sich im Schreiben fort. Im Anschluss an das eben erwähnte Interview fragte ich mich: Wodurch können unstabile geschlechtliche Subjektpositionen in der Forschung ihren Raum finden (Browne/Nash 2010: 2)? Kath Browne und Catherine Nash beschäftigten sich damit, wie wir empirisch forschen können, wenn – wie queere Theorie suggeriert – Subjekte und Subjektivitäten unstabil und fluide sind (ebd.: 1). Es gibt keine einfache Antwort auf die Frage, wie sich geschlechtliche Vielfalt in einem Forschungsprozess der Stabilisierung und Kategorisierung entziehen kann. Es ist mit Aufwand verbunden, trans, nicht-binäre und genderfluide Verortungen in ihrer Beweglichkeit zu zeigen. Bei Personen, die sich als gender-fluide verorten, verwende ich unterschiedliche Pronomen, wenn dies gewünscht wird. Um eine Homogenisierung von trans Perspektiven zu vermeiden, interviewte ich sowohl binäre also auch nicht-binäre trans sowie genderqueere Personen, die unterschiedliche Vorstellungen von Geschlecht vertraten. Im Sinne geschlechtlicher Selbstbestimmung versuchte ich, so viele Freiräume wie möglich zu schaffen und Prozesse der Vereindeutigung im Kontext der Forschung sichtbar zu machen.

Meine Interviewpartner_innen konnten selbst entscheiden, ob und wie sie anonymisiert werden. Wir führten ein Gespräch über die Risiken einer etwaigen Nicht-Anonymisierung. Einige wollten nicht anonymisiert werden, diesem Wunsch kam ich nach; dies ist eine Form der Wertschätzung aktivistischer Arbeit, die oft unsichtbar und unterbezahlt ist. Einige meiner Interview- und Forschungspartner_innen habe ich namentlich anonymisiert, ebenso ihre Wohnorte und die Organisationen und Initiativen, in denen sie aktiv sind. Sorgfältig gingen wir gemeinsam die Interviewtranskripte durch und sprachen ab, welche Ausschnitte nicht veröffentlicht werden sollten, um zu verhindern, dass diese Partner_innen Schaden davontragen. Dies war

ein Mehraufwand in meiner wissenschaftlichen Praxis, um geschlechtliche Selbstbestimmung zu ermöglichen. Gemäß dem Ansatz »Do no harm« (u.a. Hough 2003; Stacey 1988) versuche ich, durch meine Forschung keinen Schaden anzurichten.

2.6 »Forscht mit uns, nicht über uns.«

»Es wäre sicherlich produktiv, den Erfahrungen von Aktivist_innen in Bezug auf die Kooperation mit Akademiker_innen Raum zu geben und so wertvolle Aufschlüsse über die tatsächliche Nützlichkeit wissenschaftlichen Wissens in Intervention zu erhalten. Dieser Fokus auf Nützlichkeit birgt zugleich die Gefahr, Wissen auf seine unmittelbare Anwendbarkeit zu reduzieren und damit auf Verwertbarkeit. Dies bedeutet im schlechtesten Fall eine Emergenz mit hegemonialen akademischen und gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen.« (König/Steffens 2013: 276)

Der Aufforderung, direkt mit Aktivist_innen in Dialog zu treten, folgte ich. Ich fragte alle Interviewpartner_innen nach ihren bisherigen Erfahrungen mit Wissenschaftler_innen, nach ihren Wünschen an Wissenschaft und danach, welche Themen im Bereich Trans sie erforschenswert finden. Auch das verstehe ich als eine Praxis Sorgender Ethnographie. Trans Aktivist_innen berichteten mir von einer *research fatigue* und einer Unzufriedenheit mit Studien zu trans Themen. Einige wünschten sich mehr Forschung im Bereich Medizin, andere eine engagierte sozialwissenschaftliche Forschung. Wiedergeben möchte ich zunächst Wünsche, die Rahel äußerte:

Francis: Was wünschst du dir von Forscher_innen, die zu trans Themen arbeiten?

Rahel: Die Art und Weise, wie ihr mit euren Ergebnissen umgeht. Es gibt viele Forschungsergebnisse in den Trans und Gender Studies, die Dinge klarstellen, die von der Politik ignoriert werden. [...] Dass diese Ergebnisse nicht in der Forschungsbubble bleiben, sondern dass man sie der Politik aufzwingt. Außerdem fände ich es gut – das machst du ja schon –, wenn man auf trans Leute eingeht, partizipative Forschung macht und die Ergebnisse mit der Community teilt. Denn meistens verschwinden die verschiedenen

B.A.-, M.A.- und Doktorarbeiten, werden an der Uni abgegeben, und man hört nie wieder was von seinem Interview.«¹⁸

Rahel beschreibt eine Erfahrung, die mir viele trans Aktivist_innen schilderten: Sie geben ein Interview – für sie ein ehrenamtlicher Aufwand –, und im Nachhinein wird ihnen nicht wie abgesprochen die fertige Arbeit geschickt. Sie bleibt in der »Forschungsbubble«. Diese unengagierte wissenschaftliche Praxis führt dazu, dass immer weniger trans Personen bereit sind, für Interviews zur Verfügung zu stehen. Für Rahel ist wesentlich, dass Forschung sich für geschlechtliche Selbstbestimmung einsetzt. Interessant ist, dass Rahel mir ein partizipatives Design zuschreibt, obwohl dies nur ansatzweise der Fall ist: Ich arbeite nicht mit Co-Forscher_innen, aber allein die Frage nach bisherigen Erfahrungen mit Forschung und nach eigenen Wünschen scheint Räume der Partizipation zu öffnen. Ich teile Rahels Ziele: Auch ich möchte, dass meine Studie den Weg in die Welt findet und nicht in einer Schublade verstaubt. Der Forderung, für Öffentlichkeit zu sorgen, komme ich als aktivistische_r Forscher_in nach.

Alecs, ein trans Vollzeitaktivist, ergänzt diese Perspektive um ein Plädoyer für Insider-Forschung. Das Wichtigste sei für ihn, was auch für die Politik gelte, nämlich: »Nothing about us without us.« Schreibt nicht über uns, sondern spricht mit uns.« Er befürwortet vor allem Forschung, die aus der Community komme, da jene von einer größeren Sensibilität geprägt sei. Von Wissenschaftler_innen wünscht er sich, dass man

»sich nicht an den Schreibtisch setzt, weil man denkt: ›Boah, ist das ein spannendes Thema: Männer, die Frauen werden, und Frauen, die Männer werden‹, und dann irgendwas dazu schreibt. Sondern sich auf Augenhöhe mit trans Menschen begibt, sich auf ihre Welt einlässt; Forschung macht, die unterstützt und nicht nur den eigenen Interessen entspricht. Das ist eine Herausforderung, das braucht mehr Zeit, weil es Zeit braucht, um sich einzulassen, nicht nur auf das Thema, sondern auf die Lebenswelt, Realität, Gedankenwelt, Community, Sprache.«¹⁹

Auch für Alecs ist partizipative Forschung, die nicht über, sondern mit trans Personen forscht, wesentlich. Dabei betont er die Notwendigkeit einer entschleunigten Forschung, da es Zeit brauche, sich auf trans Lebenswelten ein-

18 Das Interview führte ich im Juni 2017.

19 Das Interview führte ich im Mai 2017.

zulassen. Studien, in denen die Neugier von cis Forscher_innen im Mittelpunkt steht, kritisiert er.

Die Erfahrungen von Alecs und Rahel mit Forscher_innen, die nichts an die Community zurückgeben oder die auf eine stereotype Art zum Thema geschlechtliche Vielfalt forschen, sind Gründe, warum aktuell viele trans Organisationen nur noch ungern mit Forscher_innen zusammenarbeiten, die sie nicht persönlich kennen. Die Verweigerung der Zusammenarbeit lässt sich als Antwort auf epistemische Gewalt beschreiben. Lange Zeit haben sich die meisten Wissenschaftler_innen, die zu trans Themen forschten, an der Pathologisierung und Exotisierung von trans Lebensweisen beteiligt (Hoenes/Koch 2017). In der Erzählung von Alecs wird auch die enge Verzahnung von Politik und Wissenschaft im Feld Trans deutlich; er selbst beteiligt sich an beiden Sphären und betont, dass hier wie dort die gleichen Prinzipien der Selbstbestimmung zentral seien.

Leo wünscht sich mehr Forschungen, in denen Fragen der Fürsorge im Zentrum stehen und in denen transaktivistische Normen infrage gestellt werden. Er sagt dazu:

»Du hast spannende Fragen gestellt. Über manches habe ich mir noch keine Gedanken gemacht, außer an diesem Tisch. Was ich interessant fände, wären Fragen über Autonomievorstellungen, über Tabus, Verletzbarkeiten, Vulnerabilität, Scham, Neid. Darüber, was wir wollen – aneinander und miteinander; ob wir nicht positiver über Abhängigkeit und Verletzbarkeit sprechen wollen und ob das integrierbar ist in eine Unterstützungspraxis. Und wie gesagt, deine Frage, die du gestellt hast, zum Thema Tod und Sterben, und dass das Teil von Biographien ist, also dass das wahrgenommen wird – wenn du die Frage weiter stellst, sag ich: Super, die sollte häufiger gestellt werden. Wie sind die eigenen Pflegebiographien?«²⁰

Das Zitat legt nahe, dass Leo sich weitere Forschung wünscht, die das Thema Care explizit zum Thema macht, in Bezug auf Sorgearbeit innerhalb von trans und queer/feministischen Communities, aber auch in Bezug auf die Bedeutung von Fürsorge in der eigenen Biographie.

Andere Forschungspartner_innen äußern Wünsche, die in andere Richtungen weisen. Nina wünscht sich Studien, die die Effekte von Hormonen genauer erforschen, um diese besser auf trans Personen abstimmen zu können. Aktuell nehme man als trans Frau »einfach Hormone, die die Frau in ih-

20 Das Interview führte ich im März 2017.

ren Wechseljahren nimmt. [...] Statistiken brauch ich nicht. Ich brauche keine Statistiken, wie viele trans Menschen es gibt.« Für Nina steht die verbesserte Gesundheitsversorgung für trans Personen im Vordergrund. Sie äußert Wünsche an die Forschung, die sich mit einer empirischen ethnographischen Forschung nicht verwirklichen lassen. Viele Personen machen die Relevanz von Forschung vor allem an den Effekten auf die medizinische Versorgung fest.

Michelle wünscht sich, dass sich Forscher_innen stärker der Realität annähern. In den vergangenen zwanzig Jahren habe sie erlebt, dass viele trans Menschen im Umgang mit Psychiatrie und Medizin diejenige biographische Geschichte erzählten, die sie glaubten, erzählen zu müssen. Das habe sie selbst so erlebt, zu einer Zeit, als die trans Szene aus Einzelpersonen bestand und es noch keine trans Vereine gab:

»Da hat man sich vorinformiert, und es wurde gesagt: ›Wenn du da ein Gespräch hast, musst du erzählen, dass du ganz extrem Frau sein willst, und zum Gespräch musst du geschminkt hingehen. Du musst in einem kurzen Mini hingehen, du brauchst High Heels, sonst wirst du nicht ernst genommen.« Das hat mich aber nicht interessiert, weil ich schon damals gesagt habe: Ich bin, wie ich bin, und mein Gender stimmt nicht mit dem Körper überein.

Ich hatte beim Gespräch im Universitätsspital in Basel tatsächlich die Erfahrung, dass ich gefragt wurde, wie groß ich meine Brüste möchte. Da habe ich gesagt: ›Die wachsen so groß, wie sie wachsen. Gibt es ein A, gibt es ein A; gibt es ein B, gibt es ein B. Das ist so, wie es die Natur mit den Hormonen produziert –.« Da wurde ich unterbrochen, und es wurde gesagt: ›Das ist nicht typisch trans. Trans Frauen wollen immer möglichst die größten Brüste haben.« Dieses Klischeebild ist verbreitet.

Davon weg und hin zu der real existierenden Diversity zu kommen, hier sehe ich Forschungsbedarf. Aufzuzeigen, dass Geschlecht viel breiter gestreut ist und klassisch Mann, klassisch Frau, diese gesellschaftlichen und soziologischen Konstrukte, nicht alles sind, und es vielen Menschen nicht darum geht, dem einen oder dem anderen Extrem anzugehören, sondern zu sich selbst zu finden. Dazu wünsche ich mir Forschung.

Ich treffe immer wieder junge trans Menschen, die wissen, dass ein queerer Weg in der Schweiz machbar ist, aber dennoch in der Therapie eine Geschichte erzählen, die sie zu einem Stereotyp macht, um ihr Ziel schneller

zu erreichen: aus Angst, nicht wahrgenommen zu werden, aus Angst, dass es länger dauert, bis sie ihren Weg machen können.«²¹

Michelle wünscht sich eine trans Forschung, die die Vielfalt von trans Lebensweisen aufzeigt und hegemonialen Bildern entgegenwirkt. Indem Ethnographie die gelebten Erfahrungen von Menschen zu erzählen versucht, stellt sie Stereotype infrage (Davis/Craven 2016: 99). Bereits in den Wünschen zeigt sich die Diversität von Vorstellungen von Geschlecht und geschlechtlichen Verortungen innerhalb von trans/nicht-binären Räumen. Darüber hinaus erwies sich die Frage, ob und wie Forschung für trans Communitys nützlich sein kann, als kompliziert. Denn die Communitys sind divers und die Wünsche meiner Forschungspartner_innen unterschiedlich. Ich plädiere dafür, im Kontext einer engagierten Forschung direkt mit Forschungspartner_innen über Erfahrungen mit und Erwartungen an Forschungen ins Gespräch zu kommen.

2.7 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich aufgezeigt, dass die Binaritäten Insider- und Outsider-Forschung sowie Aktivist_in und Forscher_in im Feld in Bewegung gebracht werden müssen. Nur so kann die Komplexität der Positionierung in der ethnographischen Forschung aufmerksam beschrieben werden.

Zudem habe ich das Konzept der Sorgenden Ethnographie entwickelt. Eine Sorgende Ethnographie lenkt den Blick auf Sorgearbeit und Sorgebeziehungen, beides oft unsichtbare Bestandteile ethnographischer Praxis; gemeint sind Sorgebeziehungen im Feld und die Selbstsorge und Für_Sorge, die die forschende Tätigkeit überhaupt ermöglichen.²² Eine Sorgende Ethnographie nimmt Machtdynamiken und Machtungleichgewichte im Forschungsprozess kritisch in den Blick, auch in Bezug auf die Frage, wer von der Forschung profitiert und für wen sie zugänglich ist. Ausführlich habe ich mich mit Geschlechtlicher Zusammenarbeit als einer Form von Care und queerer Forschungspraxis beschäftigt. Geschlechtliche Zusammenarbeit zeichnet sich dadurch aus, dass eine Praxis des Sichsorgens für geschlechtliche Selbstbestimmung gepflegt wird.

21 Das Interview führte ich im Mai 2017.

22 Zu »sorgender Theoriearbeit«: Niggemann 2020.

Die Leistung queerer Ethnographie liegt darin, genau hinzuschauen, Geschlechterarbeit sichtbar und transparent zu machen und eine forschende Sorgearbeit zu leisten, die geschlechtliche Selbstbestimmung ermöglicht.

3. »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care

Während ich zu Beginn meiner Forschung sozio-ökonomische Fragen nur am Rande betrachtete, wurde im Laufe der Zeit deutlich, dass kollektive trans Care-Praktiken unmittelbar mit prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen verbunden sind. Viele meiner Interviewpartner_innen waren zum Zeitpunkt der Interviews und darüber hinaus von Einkommensarmut betroffen. Sie beziehen Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld ², stocken Transferleistungen auf oder sind prekär selbstständig tätig. Ein Großteil der trans Sorgearbeit, die trans und nicht-binäre Aktivist_innen leisten, findet unter prekären Bedingungen statt; gleichzeitig ist sie ein Versuch, mit Prekarität umzugehen. In diesem Kapitel nehme ich prekäre Lebens- und Arbeitsverhältnisse und den Umgang von trans/nicht-binären Personen mit diesen Verhältnissen in den Blick. Es geht um folgende Fragen: Wie organisieren trans Personen unter prekären Bedingungen Für_Sorge? Welche Bedeutung haben finanziell und rechtlich ungesicherte Bedingungen und die Kategorie Klasse für trans Sorgearbeit?

Anknüpfend an die feministische Gruppe *Precarias a la Deriva* verwende ich ein Konzept von Prekarität, das über unsichere Lohnarbeitsverhältnisse hinausgeht. Die Beteiligten beschreiben Prekarität als eine Verbindung materieller und symbolischer unsicherer Bedingungen, als eine Unsicherheit »in Bezug auf einen nachhaltigen Zugang zu jenen materiellen und immateriellen Ressourcen, die für die volle Lebensentfaltung eines Subjektes grundlegend sind« (a la Deriva 2011: 45). Eine geschlechter- und queertheoretische Betrachtungsweise der Konzepte Prekarisierung und Prekarität »überwindet die Engführung auf Erwerbsarbeit, geht von einem erweiterten Arbeitsbe-

griff aus und nimmt zentral auch Fürsorgetätigkeiten und Sorgeverhältnisse in den Blick« (Motatef and Wimbauer 2019: 788).

Häufig wird in queertheoretischen Debatten zwischen zwei Formen der Prekarität unterschieden. Einerseits wird sie als Effekt einer Prekarisierung gefasst, einer von machtvollen Instanzen und Herrschaftsprozessen durchgesetzten Verunsicherung. Aus der anderen Perspektive resultiert sie daraus, dass wir für unser Überleben schon immer auf andere verwiesen sind (Butler 2006).

Der Begriff der Prekarisierung verweist auf einen Abbau gesicherter Arbeitsplätze, sozialer Absicherung und in der Gesundheitsversorgung. Diese Debatte bezieht sich insbesondere auf Felder, die vorher vergleichsweise abgesichert waren, zum Beispiel das cis-männliche sogenannte Normalarbeitsverhältnis.

Ich selbst schließe in die Begriffe um Prekarität und Prekarisierung neben sozio-ökonomischer Unsicherheit auch soziale Beziehungen, Zeitressourcen, Emotionen und Anerkennung als Kriterien ein. Die Frage nach der Möglichkeit, als Subjekt einen gesellschaftlichen Platz zugestanden zu bekommen und einnehmen zu können, muss mit Arbeitsverhältnissen zusammengedacht werden (Lorenz/Kuster 2007: 20). Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen die spezifischen Unsicherheitserfahrungen, mit denen trans Personen, insbesondere trans Frauen und gender-nicht-konforme trans Menschen, konfrontiert sind. Diese Erfahrungen werden in feministischen Debatten um Prekarisierung bisher kaum in den Blick genommen.

Das Kapitel ist wie folgt aufgebaut: Ich begleite drei trans Personen durch ihren prekären Alltag und bei ihrem Umgang mit strukturellen und ökonomischen Unsicherheiten. In 3.1 gehe ich mit Nina durch das Dorf, in dem sie lebt. Nach ihrem trans Coming-out verlor sie ihre berufliche Anstellung und ihre sozialen Kontakte. Ein BDSM-/Fetisch-Club wurde zu einem wichtigen Ort für sie und zum Ausgangspunkt neuer sozialer Beziehungs- und Arbeitsnetzwerke. Nina betont die Ambivalenz zwischen ihrer gewonnenen Freiheit und der Prekarität, mit der sie konfrontiert ist. Ausgehend von Jack Halberstams Konzept der Metronormativität werde ich die Verschränkung von Klasse, Geschlecht und Urbanität in den Blick nehmen. Zudem wird es um die Verschränkung ökonomischer und sozialer Prekarität gehen. Welche Auswirkungen hat die Zentrierung von trans Selbsthilfe im städtischen Raum für Personen wie Nina? In 3.2 wird deutlich, dass auch in städtischen trans Räumen Klassenunterschiede und Klassismus den Zugang zu Für_Sorge erschweren. Madeleine ist erwerbslos und chronisch krank. Sie macht auf die Aka-

demisierung und Lohnarbeitszentrierung urbaner trans Räume aufmerksam und betont die Verschränkung der Kategorien Klasse, Gender, Alter und Ability. In 3.3 nehme ich Sorgeketten innerhalb von trans Räumen in den Blick. Für von Prekarität betroffene trans Personen bietet die Weitergabe transitionsbezogenen Wissens an wohlhabende trans Personen eine Möglichkeit für einen informellen Zuverdienst. Im Zentrum steht die erwerbslose Schweizer Vollzeitaktivistin Michelle, die wohlhabende trans Frauen gegen Spende zu genitalangleichenden Operationen nach Thailand begleitet. Kollektive Versuche, mit Prekarität umzugehen, und Politiken der Ent_Prekarisierung stehen im Zentrum des Kapitels 3.4. Im Kontext kollektiver trans Für_Sorge werden ökonomische Praktiken der Umverteilung und Solidarität entworfen, sei es durch Crowdfunding, Binder-Sammlung¹ oder informelle Zuverdienstmöglichkeiten, sei es durch wirtschaftliche Utopien.

3.1 »Ich mache hier einfach meinen kleinen Beitrag.« Trans Prekarität, Care und Metronormativität

Ich sitze im Zug nach Interlaken, einem Schweizer Ferienort im Berner Oberland. Ich bin auf dem Weg zu meinem Interview mit Nina, einer trans Frau, mit der mich Sasha, ein_e lokale_r nicht-binäre_r Aktivist_in aus Zürich, vernetzt hat. Ich war damals auf der Suche nach Gesprächspartner_innen, die nicht studiert hatten, jenseits der Großstädte. Sasha hatte Nina bei einer Podiumsdiskussion zum Thema »Heimat« kennengelernt. Als ich Nina auf Facebook anschrieb, lud sie mich ein, sie zu besuchen. Seit einigen Wochen sind wir auf Facebook befreundet, fast täglich lese ich ihre Posts und chatte mir ihr. Nach ihrem Coming-out als trans Frau wurde ihr gekündigt, ihre Partnerin verließ sie, und fast alle Freund_innen brachen den Kontakt ab. – Eine Durchsage reißt mich aus meinen Gedanken. Der Zug wird in wenigen Minuten in Interlaken einfahren. Zum letzten Mal hole ich mein Smartphone raus, öffne Facebook und schaue mir ein Foto von Nina an, damit ich sie erkenne. Ninas Motto auf Facebook lautet: »Genieß den Augenblick, denn der Augenblick ist dein Leben«, und sie strahlt mir auf dem Screen entgegen. Der Zug fährt in den Bahnhof ein. Die zwei Backpacker_innen neben mir stürmen bereits zur Tür.

1 Ein Binder ist ein ähnlich wie ein Tanktop geschnittenes Kleidungsstück, das den Brustkorb abbindet, um ihn flacher wirken zu lassen.

Auf dem Bahnsteig sehe ich Nina sofort. Sie ist groß, hat lange blonde Haare und trägt eine knallrote Jacke. Sie läuft zielgerichtet auf mich zu. Zur Begrüßung geben wir uns drei Küsschen. Im Hintergrund ragt der Hausberg in den Himmel. Auf seiner Spitze glitzert der Schnee. Die bunten Schirme der Gleitschirmspringer sind als Konfetti am Himmel zu sehen. »Wow, ist es hier schön«, sage ich, und sie strahlt. »Ja, das ist meine Heimat hier. Andere kommen hierher in den Urlaub.«

»Wo wollen wir das Interview führen?«, frage ich, und sie hat sofort eine Idee. Vorbei an Hostels, gehobenen Hotels und Restaurants machen wir uns auf den Weg zum Supermarkt, um uns für das Interview mit Essen zu versorgen. »Letzten Monat war es hart mit der Sozialhilfe, ich hatte gar nichts mehr zu essen«, erzählt mir Nina, während ich auf die teuren Preise des Supermarkt-Buffets blicke. Mein Angebot, sie einzuladen, lehnt sie ab. Nachdem ich mir einen überteuerten Salat gekauft habe und Nina sich ein Stück Kuchen, folge ich ihr einen Weg am Fluss entlang. Immer wieder kommen uns Familien in Wanderausrüstung entgegen. Es ist ein warmer Apriltag. Ich merke, dass ab und an Personen Nina mustern.

Nach einer Viertelstunde kommen wir an ihrer Lieblingsbank an. Im Hintergrund das Rauschen der schnell fließenden Aare. Ich stelle das Aufnahmegerät unter die Bank. »Worum geht es noch mal?«, fragt Nina. Ich erzähle ihr, dass ich zu Unterstützung und Freund_innenschaft zwischen trans Menschen forsche. »Da wirst du von mir aber eine ganz andere Geschichte hören«, betont sie. »Ich gehe seit eh und je meinen eigenen Weg.« Ich bitte sie, sich vorzustellen. »Ich bin die Nina, komme aus den Bergen von Unterseen und bin 41 Jahre alt.«

Ich frage sie, inwieweit sich ihr Leben nach ihrem Coming-out vor vier Jahren verändert hat. Sie erzählt: »Eigentlich ist es fast wie vorher, nur dass die Freundschaften auseinandergegangen sind. Wir hatten hier eine Clique, mit der Trennung ist alles auseinandergebrochen. Das ist weg. Ein guter Freund ist mir geblieben.« Sie atmet tief ein und fügt hinzu: »Als ich mit der Transition angefangen habe, bin ich natürlich überglücklich gewesen und ein bisschen ausgeflippt. [...] Die wussten ja nie was, auch mein Vater wusste nie was.« Nur Ninas Exfreundin wusste bereits, dass Nina einen »Hang zu Frauenkleidern hatte«. Jene allerdings hatte ihr verboten, sie öfter als einmal im Monat zu tragen. Nach ihrem Coming-out schämte sich ihre Exfreundin für sie. »Das haben sie alle«, sagt Nina. Sie hatten Angst, mit ihr auf der Straße gesehen zu werden.

Nina fügt hinzu: »Was ich heute natürlich nicht mehr habe im Vergleich zu damals, ist ein Job. Den habe ich auch verloren.« Ihr Chef sagte: »Du kannst hier weiterarbeiten, aber nicht als Frau.« Dabei war er eigentlich ein Freund und Nina seine erste Mitarbeiterin. Wegen »Transsexualität« kündigen durfte er ihr nicht, also gab er andere Gründe an. Nina hatte im Sonderfahrzeugbau gearbeitet, Polizeiautos gebaut. Ihr Chef hatte wohl Angst um seinen Ruf. »Ich habe ihm immer wieder gesagt, es gibt hier in der Schweiz auch trans Menschen bei der Polizei. Aber er hat ein Problem damit.«

Vor ihrem Coming-out überwies Ninas Hausarzt sie wegen psychosomatischer Magen- und Rückenschmerzen zu einem Psychologen: »Ich wusste selbst nicht genau, was los ist. Ich hatte ja dieses heimliche Ding, dachte aber, es sind andere Sachen, die mir so zusetzen.« In der ersten Therapiesitzung äußerte sie die Vermutung, dass es ihr schlecht gehe, weil ihre Mutter früh gestorben und weil sie bei der Arbeit unzufrieden sei. Sie erinnert sich: »Aber dann antwortete er: ›Ja, das geht allen so, mal mehr, mal weniger.‹ [...] – Oh scheiße, was mache ich hier, er kann mir auch nicht helfen.« Ihr wird klar: »Es kann nur noch das heimliche Ding sein. Und als ich ihm das zaghaft gesagt habe, ist schon nach dieser Sitzung eine riesige Last abgefallen. Ich konnte es endlich mal jemandem sagen.« Nach einer längeren Schweigepause resümiert sie: »Heute im Vergleich zu damals [...] ich bin grundsätzlich sicher glücklicher. Ich kann das sein, was ich bin, und muss nichts verheimlichen. Ich bin frei.«

Nina ist nun seit vier Jahren auf Jobsuche. Heute ist ihr klar: »Ich möchte gar nicht mehr das machen, was ich vorher gemacht habe. Das sagt mir nichts mehr.« Sie bewirbt sich zwar noch in diesem Bereich, will aber langfristig eine andere Richtung einschlagen. Lachend erklärt sie mir: »Ich will mich selbstständig machen. Ich gehe putzen. Ich habe schon ein, zwei Verträge und schaue weiter. Aber ich will nicht nur putzen, ich will auch andere Dienstleistungen anbieten. Und ich schaue auch nach Teilzeitjobs, Verkauf, was mich gerade anspricht. Oder auch Fahrerin, Kategorie B, Lieferwagen. Aber das Mechanische, das sagt mir nichts mehr. Und das ist auch schwierig: In welcher Garderobe gehst du dich da umziehen? Und vielleicht haben die was dagegen? Obschon, man soll ja nicht immer alles negativ malen, weißt du, ich habe nichts mehr zu verbergen. Mir ist es egal, in welche Garderobe ich gehe. Sie haben die Probleme. In der Schweiz sagen die Leute: ›Toll, wie mutig du bist‹, aber wenn es dann um eine Anstellung geht, ist es doch nicht so.« Nina betont, dass es anderen trans Frauen ähnlich geht: »Die

einen haben ihren Job verloren, die anderen hatten schon zuvor keinen.« Insbesondere trans Frauen, die nicht *passen*², haben es schwer auf dem Arbeitsmarkt: »Diese trans Menschen haben es schwerer als die unsichtbaren, weil es ja doch wieder um das Äußerliche geht. [...] Also mir ist auch klar, dass man mir das ansieht. Aber ich habe da kein Problem mit. Mich kennen viele Leute hier. Überall kennen mich die Leute ein bisschen, mehr oder weniger.«

Nina schaut mich an: »Jedenfalls habe ich diesen Job dort nicht mehr, meine Exfreundin nicht mehr, aber mein Ex-Chef hat jetzt meine Exfreundin.« Ich schaue sie entsetzt an. »Ach du Scheiße«, rutscht mir heraus. Sie beschwichtigt mich und betont, dass sie nicht mehr wütend sei. Nach einer längeren Schweigepause schaut sie mich an und sagt: »Es ist so schön, wenn du frei sein kannst, hier auf diesem Bänkle hocken, mit dir quatschen, und nicht die ganze Zeit denkst: Sieht mich jemand, sieht mich jemand?«

Nina erzählt mir, dass sie mit anderen trans Personen nicht viel zu tun habe. Vor ihrem Coming-out lernte sie allerdings eine andere trans Frau kennen: »Wir sind den Weg ein bisschen zusammen gegangen. Sie wusste schon Bescheid.« Nina erzählt: »Wir sind mal zu zweit nach Zürich zu *Trans-Hilfe* gegangen, aber ja [...], wir wussten alles, wir brauchten nichts.« Nina ist noch Mitglied, kann aber ihren Beitrag nicht bezahlen. Sie hat damals den Rechtsdienst in Anspruch genommen, als sie unsicher war, ob ihr Psychologe sie weiterhin unterstützen und ihr das Gutachten für die Hormonbehandlung ausstellen würde.

Aktuell begleitet Nina einen trans Jungen im Nachbardorf. Sie fährt ihn zu seinen Terminen bei Ärzt_innen und Psycholog_innen und trifft ihn regelmäßig. Ihr Therapeut hat sie darauf angesprochen, sie gefragt, ob sie das übernehmen könne. Nina sagt: »Das ist ehrenamtlich, aber ich habe einen 100-Franken-Coop-Gutschein bekommen. Genau im richtigen Moment. Ich habe nicht damit gerechnet, ich habe ja nichts verlangt. Ich kann dann auf dem Sozialamt sagen, ich arbeite ehrenamtlich. Also ich mache nicht

-
- 2 Der Begriff »Passing« kommt aus dem Englischen und bedeutet »als ... durchgehen«. Aus einer heteronormativitätskritischen Perspektive kann »Passing« verstanden werden als in dem Ausdruck der eigenen Geschlechtsidentität anerkannt zu werden. Die *Geschlechtskritische »Passing«-gruppe* des Vereins *TransInterQueer e. V.* schreibt: »Wir wollen uns nicht an-passen. Wir wollen unseren Identitäten entsprechend leben. Dabei geht es uns nicht darum, als stereotype »Männer« oder »Frauen« zu passen.« (TransInterQueer o. J.).

gar nichts.« Ich frage kritisch nach der unbezahlten Arbeit, für die sie ihr Therapeut einspannt. Nina betont: »Ich würde es auch für einen anderen Menschen tun, wenn ich jemandem helfen kann, mache ich es gern.«

Der wichtigste Ort für Nina ist nun ein BDSM-Club in der Nähe von Zürich. Sie erzählt: »Ich habe mit der Kollegin einen Ort gesucht, wo wir hinkönnen und so sein können, wie wir sind. Und dann sind wir auf diese Party in Zürich gestoßen. Diese Fetisch-Party. Das war wunderbar, dort habe ich Selbstvertrauen gewonnen. Dort sind Menschen, die dich akzeptieren. Und wenn du dort an die richtigen Menschen gerätst, kannst du das passend zusammensetzen. Also ich bin schon am Aufbauen meines Netzes und deshalb ist mir diese Party so wichtig. Ich habe alle Leute dort kennengelernt, und es baut sich fast alles darauf auf.«

Nina sagt zu mir: »Weißt du, ich habe eh die Berge und die Natur, und das ist das Größte, was ich habe.« Ich antworte: »Ja, du hast auf jeden Fall den schönsten Wohnort, den ich je gesehen habe.« Sie fährt fort: »Darum komm ich ja nicht weg hier. Ich hatte auch mal eine Phase: Ich will weg, ihr könnt mich mal hier. Aber dann kam wieder die Phase: Ich zeig es allen. Und ich kann hier nicht weg. Wenn ich hier weggehe, dann fehlt mir was. Es ist nicht ausgeschlossen, wegzuziehen, aber dann müsste etwas Großes sein. Ich gehe zu einem Herren putzen, der in Zürich lebt. Das ist ein weiterer Arbeitsweg für drei Stunden Putzen. Aber ich mach das lieber so, als nach Zürich zu ziehen und mir das Ding dort aufzubauen. Ich will hier wohnen – und in Amerika hättest du größere Arbeitswege! Weißt du, ich bin hier auf die Welt gekommen, und ich will auch hier wieder gehen. Klar gibt es auch andere schöne Orte auf dieser Welt. Aber ich habe nicht das Geld, und ich könnte nicht weg hier.«

Ich frage Nina, was sie sich von den trans Organisationen in der Schweiz wünsche. Sie sagt bestimmt: »Nein, ich glaube, da gibt es sich gar nichts zu wünschen, denn sie machen ihre Arbeit. Ich finde gut, dass es Menschen gibt, die sich für Gerechtigkeit einsetzen. Es ist gut, dass das Thema Trans so auch in die Öffentlichkeit kommt, weil: bevor ich geoutet war, kannte ich das auch nicht. Ich kannte keine Person.« Von urbanem trans Aktivismus distanziert sich Nina eher: »Man muss nicht etwas zu stark forcieren. Es kann auch belästigend wirken, wenn es zu viel ist. Aber die machen sicher gute Arbeit, und es ist nicht meine Aufgabe, das machen sie.« Später wird mir klarer, wovon sich Nina abgrenzt. Sie sagt: »Da gibt es die trans Menschen, die sich so extrem anziehen. Ein bisschen nuttig. Es ist ein Unterschied: ländlich – städtisch. Wenn du dich ländlich so anziehst ... Jeder soll sich so

anziehen, wie er will, aber wenn du so provozierst, musst du mit Reaktionen rechnen.« Nina betont, dass auch sie ihren aktivistischen Beitrag leistet: »Ich bin offen, transparent und verstecke mich nicht. Ich trage meinen kleinen Beitrag dazu bei, so wie ich einfach bin.« Sie erzählt mir, dass eine ehemalige Schulfreundin sie angeschrieben hat, auf Facebook: »Sie findet es gut, dass es auch hier Paradiesvögel gibt, in dieser eintönigen öden Welt hier; dieser konservativen Welt. In den Städten fällst du nicht auf, da kennen die Leute das eher. Hier schaut schnell mal jemand. In der Stadt, da gibt es alle Völker und Paradiesvögel.« Nina lacht mich an und sagt: »Ich mache hier einfach meinen kleinen Beitrag im Berner Oberland.«

Ich frage Nina: »Und wenn du in die Zukunft denkst, wo siehst du dich da so in zehn Jahren?« Nina betont, dass sie eigentlich nicht so weit schaue. »Aber ich frage mich manchmal, wie ich in zehn Jahren aussehe. Und es wäre gut, wenn ich spätestens in zehn Jahren auf meinen eigenen Beinen stehen und mein Leben selbst finanzieren kann. Aber das sollte eigentlich schon vorher geschehen.«

Nach dem eigentlichen Interview machen Nina und ich eine Wanderung entlang der Aare. Nach einer guten Stunde machen wir eine Pause bei einem Restaurant direkt am See. Sie bestellt sich einen Kaffee mit Schnaps, und wir stoßen auf unsere Begegnung an. Auf dem Rückweg zeigt mir Nina das Haus, in dem sie aufgewachsen ist, und das Haus ihres Vaters und das ihres Bruders. Sie fragt, ob ich noch einen Kaffee bei ihr trinken will. »Gern«, sage ich. Auf dem Tisch in Ninas Dachgeschosswohnung steht ein eingerahmtes Bild ihrer Exfreundin, von getrockneten Blüten umrandet. Die beiden hatten hier zusammen gewohnt. Wir schweigen eine Weile. Sie erzählt mir, dass die Miete sehr teuer sei, und fragt mich, wovon ich lebe. Ich erzähle ihr, dass ich ein Stipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung bekommen hätte, die Höhe aber für die Schweiz sehr gering sei. »Aber du hast viel mehr als ich«, sagt sie und erläutert mir ihre monatlichen Ausgaben. Insbesondere die hohe Miete für die Wohnung, die sie nun allein stemmen muss, stellt für sie eine finanzielle Herausforderung dar. Gegen 18 Uhr bringt Nina mich zurück zum Bahnhof. Wir verabschieden uns mit drei Küsschen auf die Wange, und ich verspreche, wieder einmal vorbeizukommen.³

Nina warnte mich bereits in ihrem ersten Satz, »dass sie mir eine ganz andere Geschichte erzählen wird«. Offenbar möchte sie mir keine romantische

3 Das Interview führte ich im April 2018.

Geschichte von Freund_innenschaft und Sorge-Netzwerken unter trans Personen erzählen. Während viele trans Aktivist_innen in städtischen Räumen ihre eigenen queeren Wahlfamilien aufbauen, ist dies nicht Ninas Ziel; sie sieht sich als eine Person, die schon immer ihren eigenen Weg gegangen ist. Wie erlebt Nina Prekarität, und welche Dimensionen spielen dabei eine Rolle?

Da Nina nach ihrem Coming-out von ihrem Arbeitgeber gekündigt worden ist und ihr soziales Netzwerk den Kontakt abgebrochen hat, befindet sie sich in einer sozial und ökonomisch prekären Situation; zudem ist ihre Wohnsituation unsicher. Wie Nina leben und arbeiten viele trans Personen unter prekären Bedingungen. In Europa ist ein Großteil von ihnen Teil des »queeren Prekariats« (Hollibaugh/Weiss 2015). Was macht das Leben von trans Menschen prekär? Viele trans Personen sind von Armut, unsicheren Beschäftigungsverhältnissen und Erwerbslosigkeit betroffen. Ihr Lebensalltag ist häufig durch dauerhafte Unsicherheit, intensive Ausbeutung, eine mangelhafte Gesundheitsversorgung, das Fehlen existenzsichernder Renten und eine prekäre Wohnsituation geprägt (Becker 2018). Der Arbeitsmarkt ist ebenso wie andere gesellschaftliche Institutionen von Normen der Zweigeschlechtlichkeit durchzogen. Viele trans Personen verlieren wie Nina ihren Job nach ihrem trans Coming-out (Fuchs u.a. 2012: 126). In der EU sind über 30 Prozent aller trans Personen erwerbslos (Franzen/Sauer 2010). Die Verschränkung von alltäglicher Diskriminierung, pathologisierenden Transitionsverfahren und ökonomischer Unsicherheit führt zudem dazu, dass viele trans Menschen unter psychischen Belastungen leiden. Sie landen häufig in prekären Teilzeitbeschäftigungen oder sind von Erwerbslosigkeit betroffen. Die Mehrheit der trans Beschäftigten finanziert den eigenen Lebensunterhalt mit informeller Arbeit oder geringen Löhnen, die keine Existenzsicherung im Alter oder bei Krankheit zulassen (Becker 2018). Zudem sind viele trans Personen im Bildungssystem benachteiligt. Das Schulsystem ist von Cisnormativität durchzogen, was die hohe Quote an Schulabbrüchen unter trans Jugendlichen erklärt und den Zugang zu Bildungsabschlüssen erschwert (Fütty 2017: 123). Nina spricht an, dass nicht alle trans Personen gleichermaßen von Prekarität betroffen sind. Insbesondere berühre sie trans weibliche Personen. Dies macht deutlich, dass trans Prekarität aus einer intersektionalen Perspektive betrachtet werden muss, die zum Beispiel die Verschränkung von trans Feindlichkeit, Sexismus und bodyistischen Schönheitsidealen berücksichtigt.

Nina erlebt Prekarität jedoch auch auf einer sozialen und geschlechtlichen Ebene: durch fehlende soziale Ressourcen und durch Transfeindlichkeit in ihrem sozialen Umfeld. Ihre vorherigen Sorge-Netzwerke stehen ihr nach

ihrem Coming-out größtenteils nicht mehr zur Verfügung. Immer wieder wird ihre Zerrissenheit zwischen dem Wunsch, ihre transfeindliche Umgebung zu verlassen, und der Verbundenheit mit ihrem Geburtsort deutlich; die Anbindung an trans Netzwerke durch einen Umzug in eine Stadt hat dabei nicht oberste Priorität für sie. Nina identifiziert sich mit ihrem Wohnort. Immer wieder jedoch wird sie gefragt, warum sie nicht in die nächste Stadt ziehe. Jack Halberstam verwendet den Begriff Metronormativität, um eine queere »Besessenheit mit urbanen Kontexten« zu beschreiben, die er in LSBTIQ-Subkulturen beobachtet (Halberstam 2005: 271). Zudem kritisiert er die Konstruktion queerer Identität als etwas Großstädtisches, während zugleich das ländliche queere Leben als eintönig und einschränkend abgewertet werde (ebd.). Jack Halberstam betont: »Rural and small-town queer life is generally mythologized by urban queers as sad and lonely, or else rural queers might be thought of as ›stuck‹ in a place that they would leave if they only could« (ebd.: 36). Die Großstadt gelte in queeren normativen Erzählungen häufig als derjenige Ort, der es ermögliche, ein Coming-out zu durchlaufen und danach sicher und offen zu leben und eigene soziale Netzwerke aufzubauen (ebd.). Im Gegensatz dazu werde der ländliche Raum als risikoreicher Raum konstruiert, in dem queere Menschen Anfeindungen ausgesetzt und bedroht sowie einsam und isoliert seien (ebd.). Auch Nina bezieht sich auf diese Dichotomie zwischen Großstadt und Land und betont immer wieder, dass ihre Erfahrungen von jenen städtisch lebender trans Personen abweiche. Dabei ist sie sich sicher, dass sie nicht wegziehen möchte. Sie sieht ihre Zukunft nicht in der Stadt.

Jack Halberstam beschreibt die Verbindung von Urbanität, Queerness und Klasse: »Affluent gay populations are often described as part of a ›creative class‹ that enhances a city's cultural life and cultural capital, and this class of gays are then cast in opposition to the small-town family life and values of midwestern Americans.« (Halberstam 2005: 15) In Ninas Erzählungen wird deutlich, wie Klasse und Nicht-/Urbanität auch in der Schweiz miteinander verbunden sind. Generell spielt in meiner Forschung die Unterstützung im prekären Alltag (Rechtsberatung, Wohnen, Gesundheitsversorgung, emotionale Unterstützung) eine wichtige Rolle; gerade außerhalb der Großstädte fehlt es jedoch oft an trans Versorgungs- und Infrastrukturen (Becker 2017). Das Gespräch mit Nina zeigt, dass sich auch im ländlichen Raum Wege finden lassen – in diesem Fall, indem Ninas Therapeut sie als Unterstützerin einbindet. Aber auch diese Dynamik ist als Ausdruck fehlender Infrastrukturen zu verstehen.

Wie geht Nina mit ihrer prekären Situation um? Sie entwickelt neue Ressourcen und erschließt sich neue soziale Räume. Ein wichtiger Ort ist der BDSM-Club, in dem sie Selbstvertrauen gewinnen kann, angenommen wird und sich vernetzen kann; auch kann sie dort erste Schritte in Richtung Selbstständigkeit gehen. Im Gegensatz dazu ist ihr Leben im Dorf nach ihrem Coming-out durch große ökonomische Unsicherheit und eine weitgreifende Nicht-Verbindung geprägt. Nina hat die gewohnten Pfade ihres Dorfes und einer heteronormativen Gesellschaft verlassen und dadurch auch ihre bisherigen Sorgeverbindungen und Freund_innenschaften, ihre Lohnarbeit und ihre Paarbeziehung verloren. Gleichzeitig bedeutet der Verlust dieser sozialen Beziehungen für sie Freiheit und dass sie nichts mehr verheimlichen muss. Die Transition bedeutet für sie trotz ökonomischer und sozialer Prekarität auch geschlechtliche Selbstbestimmung und den Aufbau neuer Netzwerke und das Erkunden neuer Räume.

Nach ihrem Coming-out verspürt Nina also auch Freiheit, verbunden mit dem Beginn einer neuen Lebensphase, in der sie sich beruflich umorientieren möchte – und muss. *Precarias a la Deriva* beschreiben ebenso wie Nina das Erleben von Prekarität als ambivalent:

»Wir sind prekarisiert. Das bedeutet ein paar gute Dinge (die Akkumulation unterschiedlichen Wissens und von verschiedenen Fähigkeiten und Kompetenzen durch eine ständig sich neu konstituierende Arbeit und Lebenserfahrung) und eine Menge negativer Dinge (Verletzlichkeit, Unsicherheit, Armut, soziale Gefährdung).« (*Precarias a la Deriva* 2004: o. S.)

Selbstständig zu arbeiten bedeutet für Nina geschlechtliche Selbstbestimmung, selbst wenn sie unter prekären ökonomischen Bedingungen stattfindet. Während sie auf dem zweigeschlechtlich organisierten Arbeitsmarkt von Diskriminierung betroffen ist und ihr deshalb der Zugang dazu verwehrt bleibt, ermöglicht ihr der informelle Care-Bereich, die Sozialhilfe aufzustocken. Die Mehrzahl ihrer Jobs findet sie über den Fetisch-Club, den sie regelmäßig besucht. Dort begann sie zu putzen, wodurch sie keinen Club-Eintritt bezahlen musste, den sie sich nämlich nicht hätte leisten können. Obwohl ihre Jobs als Reinigungskraft ihr wenig finanzielle Sicherheit bieten, sind sie für Nina von großer Bedeutung. Sie erzählt mir über Facebook regelmäßig begeistert von neuen Kund_innen. Wichtig ist ihr außerdem die ehrenamtliche Begleitung eines trans Jungen im Nebendorf, da sie dadurch soziale Anerkennung und Einkaufsgutscheine bekommt. Sie hofft sich mit-

hilfe sozialer Beziehungen einen Weg aus der Erwerbslosigkeit bahnen zu können.

Wie hängen für Nina Fürsorge und Arbeitsverhältnisse mit Fragen geschlechtlicher Anerkennung zusammen? Lohnarbeit erfüllt auch soziale Funktionen im Leben von Menschen, insbesondere bietet sie die Möglichkeit, Bestätigung zu finden (Weeks 2011: 38). Für Nina bedeutet ihre Berufstätigkeit geschlechtliche, sexuelle und soziale Anerkennung, die ihr in ihrem Dorf verwehrt wird. Dabei haben sich ihre Berufsperspektiven im Zuge ihrer Transition verändert. Lia Becker betont, dass viele trans Frauen nach ihrer Transition versuchten, in Bereichen Lohnarbeit zu finden,

»in denen die Gender-Performance nicht so stark mit Disziplinierung und Diskriminierung verbunden ist, zum Beispiel im Handel, in der Logistik und Pflege oder in untergeordneten Positionen in der Medien- und Kulturbranche. Auch die Pink-Economy mit ihren Jobs im Kultursektor, in der Gastronomie oder in der Solo-Selbstständigkeit bedeutet oft relativ niedrige Einkommen und geringe soziale Absicherung.« (Becker 2017: o. S.)

Ninas Strategie, um vom Sozialamt unabhängig zu werden, ist, sich mit Reinigungsarbeit in Privathaushalten und Gewerberäumen selbstständig zu machen. Aktuell arbeitet sie vor allem für Personen, die sie im Fetisch-Club kennengelernt hat. Teilweise ist diese Tätigkeit auch im Bereich der Sexarbeit zu verorten, da sie von einigen Kund_innen gebeten wird, in BDSM-Outfits zu arbeiten.

Ninas selbstständige Tätigkeiten ermöglichen ihr, Geld zur Sozialhilfe dazuzuverdienen und, da es sich um weiblich konnotierte Arbeitsbereiche handelt, in ihrer Geschlechtsidentität anerkannt zu werden. Ist Prekarität hier eine Bedingung für ihre Anerkennung? Nina arbeitet nun in einem feminisierten Care-Bereich, der wenig ökonomische Sicherheit bietet, dafür aber die Möglichkeit, geoutet als trans Frau zu arbeiten. Lohnarbeitskontexte sind häufig von heteronormativen Skripten geprägt und eine Abweichung von diesen führt zu Ausschlüssen (Wagels 2013; Frohn 2014; Woltersdorff 2015). Die geschlechterspezifische Arbeitsteilung im Kapitalismus und der marginale Status von trans Personen innerhalb von LSBTIQ-Räumen spiegeln sich auch in Ninas Position in einem gegenderten und gendernormativen Arbeitsmarkt wider. Nina selbst re produziert geschlechtliche und klassenspezifische Normierungen, wenn sie sich beispielsweise von trans Frauen abgrenzt, die »zu nützig angezogen« seien. Ihr ist es wichtig, nicht als Person angesehen zu werden, die Sozialleistungen in Anspruch nimmt, aber »nichts tut«. Sabine

Hark und Susanne Völker (2010) betonen, dass das Konzept des fördernden und fordernden Sozialstaates die »Schuld« erhöhe, sich subjektiv zu verausgaben, um nicht in die Gruppe der »unwürdigen Armen« zu fallen. Auch bei Nina wird deutlich, dass sie versucht dem klassistischen Stigma der Faulheit zu entgehen, indem sie ihre eigene Produktivität betont.

In Ninas Erzählung zeigt sich deutlich ein Anerkennungsdilemma, insofern sie materielle gegen symbolische Anerkennung eintauscht. Ich frage mich, warum Nina ihre neu gewonnene Freiheit in dem Maße betont – trotz ihrer sehr prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen. Ich verstehe diese Erzählung der Freiheit und Flexibilität durch Prekarisierung als eine Rückeroberung von Handlungsfähigkeit und einen Umgang mit Prekarität. Deutlich wird außerdem die Verschränkung von Diskriminierungserfahrungen aufgrund von Klassismus und Transfeindlichkeit, die dazu führt, dass Nina nicht die gleichen Freiheitserfahrungen macht wie wohlhabende trans Personen.

3.2 »Trans war für mich ein Ausstieg.« Als erwerbslose nicht-binäre Person Care organisieren

Heute bin ich in Köln, um Madeleine zu interviewen, eine nicht-binäre Aktivistin, die ich bei einem trans Vernetzungstreffen kennengelernt habe. Madeleine begrüßt mich vor der Tür des etwas in die Jahre gekommenen Hausprojektes. Die Farbe blättert von der Fassade, der Flur ist vollgestellt mit Kisten voller Demoplakate. In ihrem Zimmer wandern meine Augen von einer DDR-Fahne und noch mehr Demoplakaten an den Wänden zu einer Bibel auf der Fensterbank. Madeleine stellt sich mit den Worten vor: »Ich bin Madeleine, ich bin 52 Jahre alt, komme ursprünglich aus Thüringen und wohne jetzt seit etwa dreieinhalb Jahren in Köln. Ich bin damals hierhergekommen, weil ich frei leben wollte in meiner Transidentität. Das ist in meiner Heimat nur schwer möglich, schon aufgrund der ganzen Rechtstendenz, die wir dort zu spüren haben.«

Madeleine bezeichnet den Umzug nicht als Neustart, sondern als Ausstieg: »Beruflich mach ich schon lange nichts mehr. Ich bin langzeitarbeitslos und auf dem Weg in die Sozialrente. Ich stehe vor einem großen Fragezeichen. Die Menschen definieren sich heute hauptsächlich über den Beruf. Ich muss jeden Morgen sehen, wie ich meinen Tag gestalte. Praktisch ist jeder Tag für mich eine neue Herausforderung.« Sie ist zudem chronisch krank und muss deshalb auf ihre Grenzen achten.

Madeleine ist gleichzeitig in verschiedenen ehrenamtlichen Projekten engagiert und erscheint mir sehr aktiv. Sie schreibt einen Roman, den sie online veröffentlicht, und ist in verschiedenen trans Gruppen. Das Schreiben ist für sie das Wichtigste: »Das ist für mich eine Lebensaufgabe geworden, obwohl ich nicht weiß, was da jemals draus wird oder ob da überhaupt irgendwas draus werden kann. Aber es ist für mich eine Lebensmotivation, einfach etwas Sinnvolles zu machen. Überhaupt einen Sinn zu finden – mit meinen Krankheiten und dem ganzen Umfeld. Also da ist man sehr schnell abgestumpft und dem versuche ich mich dadurch zu entziehen, indem ich mir Fantasiewelten aufbaue, in die ich auch flüchten kann.« Sie ist auf der Suche nach Gemeinschaft und erzählt mir, dass sie überlegt, in ein queeres Landprojekt zu ziehen.

Madeleine stört, dass in trans Räumen so viel über Lohnarbeit gesprochen wird. Sie beobachtet: »Unter trans Leuten ist es so, dass viele stark das Bedürfnis haben, sich beruflich zu beweisen. Weil sie damit sagen: ›Wir sind nicht schwach. Wir können was schaffen.‹ Die versuchen, sich über beruflichen Status eine Position zu erarbeiten, in der sie anerkannt werden. Früher konnte man als trans Person, hauptsächlich natürlich als trans Frau, nur in Schuhgeschäften oder in der Prostitution arbeiten. Mehr gab es da gar nicht. Und heute versuchen sie über den Beruf zu sagen: ›Wir können auch was.‹ – Aber viel siehst du ja nicht. Wo siehst du schon trans Leute in renommierten Berufen? Schon gar nicht Leute, die nicht operiert sind oder die nicht-binär leben. Wo ist die_der offen lebende trans Lehrer_in, Richter_in, Pfarrer_in, Ingenieur_in, Professor_in?« Dieser Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt führe nach Madeleines Meinung dazu, dass viele trans Personen, vor allem trans Frauen, sich nicht outeten: »Deshalb sind viele, wie ich sie immer bezeichne, Freizeit-Trans, die tagsüber in ihrem Beruf im angestammten Geschlecht arbeiten, und wenn sie nach Hause kommen, ziehen sie sich um.«

Madeleine fällt auf, dass die meisten Personen, die sie aus trans Räumen kennt, Akademiker_innen sind. Sie sagt: »Wenn du Abitur in der Tasche hast als junger trans Mensch und sagst: ›Ich mach jetzt was aus meinem Leben, trotzdem, gehe an eine Universität in eine größere Stadt, da finde ich Gleichgesinnte, Initiativen und Vereine, was mir hilft und wo ich mich beweisen kann.‹ Aber wenn du nur einen Hauptschulabschluss hast, was willst du da machen? Da bleibst du in deinem Dörfchen hängen und in den Strukturen. Das sehe ich auch hier in Köln. Da habe ich einige kennengelernt, die im Rotlichtmilieu landen. Die nur über wenig Bildung verfügen

und keine Chancen haben. Da ist Bildung natürlich wichtig, um sich eine Position zu erarbeiten, um im Leben auch zu bestehen.« Madeleine selbst hatte in der DDR angefangen, Theologie zu studieren, aber das Studium abgebrochen. Sie beschreibt, dass nicht-akademische trans Personen aktiv aus trans Räumen ausgeschlossen würden: »Die Art, wie dort gesprochen wird, ist teilweise hochgeschraubt. Man setzt voraus, dass die Leute auf einer Uni waren und sich da schon in Gruppen engagiert haben.«

Madeleine stellt fest, dass ein spätes Coming-out etwas anderes bedeutet, als sich als junger Mensch zu outen: »Trans im Alter ist sehr schwierig. Je jünger die Leute sind, wenn sie sich outen, desto besser. Ich habe so richtig angefangen, dauerhaft trans zu leben mit 49, als ich hierhergezogen bin. Und ich merke, dass das schwer ist, das alles noch nachzuholen. Da droht immer – das habe ich bei Leuten auch gesehen – der Rückfall. Sie sagen, wir lassen es lieber doch bleiben und gehen wieder in die andere Identität zurück, weil es einfach zu schwer ist.« Da sie in trans Räumen oft eine der wenigen Älteren ist, versucht Madeleine seit einigen Monaten eine trans Gruppe 50+ aufzubauen: für ältere trans Personen, die nicht von der einen Gender-Schublade in die andere wechseln wollen. Das Vorhaben gestaltet sich allerdings schwierig. »Warum?«, frage ich sie. Sie sagt, dass viele ältere trans Leute in ihrem Verständnis von trans etwas eingeschränkt seien; außerdem sei es schwierig, trans im Alter zu leben, da ein Passing oft nicht mehr möglich sei.

Nach ihrem späten Coming-out nimmt Madeleine ihre eigene Zukunft als unsicher wahr. Zudem hat sie mit chronischen Krankheiten zu kämpfen, deswegen hat sie häufig wenig Energie.

Madeleine kämpft gegen Transnormativität. Oft begegnet sie dem Stereotyp, Personen seien nur richtig trans, wenn sie eine genitalangleichende OP hinter sich haben. Madeleine erzählt, in den Selbsthilfegruppen gebe es oft nur »den Weg zum Wunschgeschlecht und was dazwischen war, das wird ganz schnell absolviert«. Und: »Vergangenheit ist weg, jetzt bin ich ein völlig neuer Mensch. Ich sag mal von einer Schublade in die andere.« Für Madeleine gibt es hingegen viele Möglichkeiten, trans zu leben. Für sie bedeutet trans: »Ich bewege mich in eine andere Richtung, oder ich fühle mich hier nicht beheimatet und strebe halt eine neue Existenz an.« Nach der Gesetzesänderung 2011, die es möglich macht, den Personenstand ohne Zwangssterilisierung zu ändern, beantragte sie die Personenstandsänderung.

Ein bedeutender Moment war für sie die Gründung des *Bundesverbandes Trans*. Sie ist Gründungsmitglied und freut sich über die zunehmende Handlungsfähigkeit der trans Bewegung. Madeleine möchte Gemeinschaftsräume für und von trans Personen aufbauen, um das Selbstbewusstsein zu stärken und Selbstfindung zu befördern: Trans Menschen müssten sich gegenseitig Anerkennung spenden, da dies gesellschaftlich, auch in queeren Räumen, oft nicht gegeben sei. Madeleine selbst wird regelmäßig aus lesbischen Räumen ausgeschlossen, da sie dort nicht als Frau und Lesbe anerkannt wird. Deswegen ist es für Madeleine wichtig, eigene Räume aufzubauen: »Da gibt es noch andere trans Menschen.« Dieses Gefühl der Zugehörigkeit ist wichtig für Madeleine – auch wenn sie das Gefühl der Einsamkeit damit nicht ganz überwinden kann.

Madeleines wichtigster trans Für_Sorge-Moment: ein Ritual des Übergangs bei einem bisexuellen Netzwerktreffen im queeren Tagungsort *Waldschlösschen*. Mit leuchtenden Augen erinnert sie sich: »Ich bin da im Oktober 2006 noch in männlicher Identität zu dieser Party angereist. Ich hatte allerdings vorher schon einige per Mail informiert, weil ich Hilfe brauchte für mein Vorhaben. Einige Frauen haben mich gestylt, weil ich keine Erfahrung damit hatte. Ich war vorher nie öffentlich in Frauenkleidung aufgetreten. Ich habe mich umgezogen und war natürlich für einen Großteil eine Überraschung. Da gibt es immer eine kleine Eröffnung, die habe ich übernommen. Ich habe mich öffentlich bekannt und meinen Namen gesagt. Mir war bis wenige Stunden vor Beginn nicht klar, welchen Namen ich wähle. Ursprünglich wollte ich Marlene, habe mich dann aber für Madeleine entschieden. Ich habe dann gesagt: ›Ich bin jetzt Madeleine.‹ Dann gab es ein Glas Sekt zum Anstoßen und einen Tanz. Ich hatte darum gebeten, dass mich ein Mann auffordert zum Tanz, ganz konventionell. Es hat allen sehr gut gefallen. Es sind etliche Tränen geflossen. Ich bin für so Rituale des Übergangs – nicht einfach so sang- und klanglos.« Das *Waldschlösschen* ist seitdem ein Ort des Sich-Wiederfindens für sie.

Nach dem Interview zeigt mir Madeleine ein Fotoalbum, in dem viele ihrer Freund_innen und andere Aktivist_innen abgelichtet sind. Sie macht mehrere Fotos von mir und von uns beiden zusammen. »Um mich an dich zu erinnern!«, sagt sie strahlend und umarmt mich zum Abschied fest.⁴

4 Das Interview führte ich im September 2017.

Während Nina von Einsamkeit berichtete, die sie auf dem Dorf erlebt, fühlt sich Madeleine als erwerbslose trans Frau auch in der Stadt oft einsam. Der Umzug in die Stadt war eine Befreiung für Madeleine, was die geschlechtliche Selbstbestimmung betrifft. Wie Nina berichtet auch sie jedoch von Gefühlen der Einsamkeit und Isolation, sowohl in trans Räumen als auch in ihrem sonstigen Umfeld.

Wie erlebt Madeleine Prekarität, und welche Dimensionen spielen dabei eine Rolle? Madeleine steht nach ihrem trans Coming-out mit 49 vor der Herausforderung, sich einen neuen Platz in der Welt zu suchen und Für_Sorge-Netzwerke aufzubauen. Prekarität erlebt sie auf einer ökonomischen Ebene, sie bezeichnet sich als langzeiterwerbslos und auf dem Weg in die Sozialrente. Die ökonomische Prekarität verschränkt sich mit ihrer chronischen Krankheit. Ökonomische Prekarität ist für sie seit längerer Zeit präsent, anders als Nina beschreibt sie diese nicht als temporär. Madeleine belastet ihre Erwerbslosigkeit, da sie sich selbst einen Lebensinhalt schaffen und jeden Tag neu strukturieren muss. Arbeit ist nicht nur für das eigene ökonomische Überleben wichtig, sondern auch für die soziale Position, den »sense of selfhood« (Weeks 2011: 38) und als Form der Anerkennung. Lohnarbeit ist für viele Menschen eine der wichtigsten Quellen der Subjektivität und Identität und eine Möglichkeit, sich als Teil der Welt zu verstehen (ebd.). Gerade deshalb ist für erwerbslose Personen wie Madeleine die Erfahrung, dass viele trans Räume auf Erwerbsarbeit zentriert und akademisiert sind, eine Herausforderung. Gleichzeitig ermöglicht dies Madeleine, ihre Leben auf trans Aktivismus auszurichten.

Durch das Gefühl der Nichtzugehörigkeit in vielen Räumen erlebt Madeleine auch soziale Prekarität. Sie ist im trans Aktivismus verortet. In klassischen Selbsthilfegruppen ermüden sie allerdings die transnormativen Wege von A nach B; ihre Erfahrung als nicht-binäre Person kommt darin nicht vor.⁵ In trans Räumen ist sie zudem von Klassismus betroffen.⁶ Madeleine kritisiert, dass sich viele trans/nicht-binäre Personen ausschließlich über ihre Lohnarbeit identifizierten und nicht offen seien für trans und nicht-binäre

5 Der Weg von A nach B bezeichnet hier die Vorstellung, dass trans Personen eine Personen- und Namensänderung anstreben sowie eine Veränderung des Hormonspiegels und geschlechtsangleichende Operationen.

6 Klassismus bezeichnet die Diskriminierung aufgrund von Klassenherkunft oder Klassenzugehörigkeit (Kemper/Weinbach 2009; Wellgraf 2013; Roßhart 2016; Eilers 2018; Seeck/Theißl 2020).

Personen aus der Arbeiter_innen- oder Armutsklasse. Sie selbst richtet ihr Leben nicht mehr auf Lohnerwerbsarbeit aus; dies führt zu Gefühlen der Isolation, aber gleichzeitig auch zu der Freiheit, ihr Leben auf Aktivismus auszurichten und trans Räume aufzubauen.

Wie kommt es zur Akademisierung von trans Räumen? Der Kulturanthropologe David Valentine zeigt für den US-amerikanischen Raum, dass die Institutionalisierung der Kategorie transgender zu einer Dominanz akademischer Perspektiven in trans Räumen geführt hat (Valentine 2007). Im US-amerikanischen Raum seien durch die Verbreitung der Kategorie transgender andere Praktiken geschlechtlicher Vielfalt unsichtbar geworden, insbesondere von ökonomisch marginalisierten Personen.

Zudem ist queere Kultur oft kommodifiziert in Form von Bars, Restaurants, Geschäften, Cafés sowie Ästhetiken und Kleiderstilen, wie der Soziologe Alan Sears schreibt. Er argumentiert: »A community structured around commodified public spaces is economically exclusive. [...] Queers with limited incomes are invisible because they cannot enter the commodified realm of lesbian/gay visibility.« (Sears 2005: 105) LSBTIQ-Personen mit mehr ökonomischem Kapital haben einen privilegierten Zugang zu kommerzialisierten Räumen und Lebensstilen, die als »queer Communities« definiert werden (ebd.: 93). Da Madeleine von Armut betroffen ist, sind ihre Möglichkeiten, an dieser queeren Kultur teilzuhaben, beschränkt.

Madeleine beschreibt sich selbst als durch Akademisierung Ausgeschlossene und zugleich als intellektuell überlegene Person, die komplexere Modelle und Theorien als die A-B-transnormative Einbahnstraße im Kopf hat. Madeleine fordert, dass trans und queere Räume intellektuell und gesellschaftskritisch würden, damit dort eigene Konzepte und Wissensproduktionen entwickelt werden könnten. Sie selbst schreibt an einem Roman und eignete sich das Wissen selbst an, das sie benötigt, um Transnormativität zu kritisieren. Sie plant zudem, eine Gruppe zu gründen, um anderen trans und queeren Personen 50+ bei der Erweiterung ihres Horizontes zu helfen.

In der Art und Weise, wie Madeleine Prekarität erlebt, verschränken sich Fragen der Erwerbslosigkeit, des Alters und der Krankheit; auch gesetzliche Regelungen bestimmen mit, welche Möglichkeiten, trans zu leben, Madeleine bereitstehen und wie Sorge organisiert werden kann. Wie geht Madeleine mit diesen Erfahrungen der Prekarität um? Sie versucht nicht, wie Nina einen Ausweg in der prekären Selbstständigkeit zu finden. Stattdessen strebt sie an, sich dem System der Lohnarbeit zu entziehen, Klassismus in trans Räumen entgegenzuwirken und Freiräume zu schaffen. Hierbei ist sie auch auf die

kollektive Arbeit anderer angewiesen, zum Beispiel, wenn es um den Zugang zu queer/feministischen Wohnprojekten geht, wo sie aufgrund ihres Alters und ihrer chronischen Krankheiten nicht den gleichen Anteil an Arbeit wie junge gesunde Menschen leisten kann. Madeleines macht die Erfahrung, dass in vielen trans Räumen Mittelklasseperspektiven dominieren.

3.3 »Die haben Geld, aber niemanden, der sie begleitet.« Trans Sorgeketten

»Du musst mit Michelle sprechen«, bekräftigt Alecs, ein Interviewpartner, mit dem ich auf dem Weg zu einer queeren Party in Zürich bin. »Sie macht wichtige Sorgearbeit in der trans Community. Sie ist *die* Person für deine Forschung. Aber am besten erzählt sie dir selbst mehr.« Am nächsten Tag rufe ich Michelle an, und sie lädt mich sofort ein, sie für ein Interview zu treffen, und zwar an ihrem Selbstsorge-Ort. Am nächsten Vormittag mache ich mich auf den Weg. Ich laufe durch die recht schicke Innenstadt und wandere auf den Berg, von dem aus man auf den Zürichsee blicken kann. Wir sind vor einem Supermarkt verabredet. Sie sieht mich sofort, wir geben uns drei Küsschen auf die Wangen, links, rechts, links. »Bist du von Alecs hergelaufen?«, fragt sie mich. »Ja!« Sie würde mit mir gerne in der Straßenbahn nach oben fahren, da sei es schön, zu sitzen. »Ich kann dir auch das Ticket bezahlen?«, fragt sie mich. »Nein, das brauchst du nicht, danke!« Ich gehe zum Fahrkartenautomaten, und bevor ich nein sagen kann, wirft auch Michelle ein paar Münzen ein. Wieder fällt mir auf, wie sensibel viele meiner Forschungspartner_innen für Prekarität sind und dass wir bei jeder Begegnung aushandeln, wer wen einlädt.

Michelle erzählt mir von ihren Besuchen in Berlin und ihrer Vernetzung mit Aktivist_innen dort. Zudem will sie wissen, wen ich in Basel bereits kennengelernt habe, und überlegt, mit wem sie mich vernetzen kann: »Also mit Simo auf jeden Fall, die anderen sind zu sehr mit ihrem eigenen Leben beschäftigt.« Wir laufen einen kleinen Wanderweg den Berg hinauf. In der Ferne glitzert der Schnee auf den Alpen, hier unten sind es 29 Grad. Vor einem Hotel setzen wir uns auf eine Parkbank.

»Dies ist mein Kraftort«, sagt Michelle. Sie hat Blaubeeren zum Teilen dabei, und ich ärgere mich, nicht daran gedacht zu haben, selbst etwas mitzubringen. Dabei profitiere ich als Forscher_in am meisten von diesem Interview. »Worum geht es noch mal?«, fragt sie mich. Ich erkläre: »Ich forsche zu

Sorgearbeit in trans Räumen in Deutschland und in der deutschsprachigen Schweiz. Du kannst mir auch jederzeit Fragen stellen, und ich schicke dir das abgetippte Interview später.« »Also ich will nicht anonymisiert werden, das kann ich gleich sagen!«, sagt sie lachend.

Ich möchte gerne wissen, wie sie zum trans Aktivismus gekommen ist, und sie erzählt: »Was ich persönlich mache: einmal pro Jahr die Züricher Transtagung organisieren, mit Workshops- und Vernetzungsmöglichkeiten, und *Trans schön nass*, das ist das Schwimmbangebot.« Außerdem hat sie eine Gesprächsgruppe für trans und queere Personen ins Leben gerufen und ist in einer queer/feministischen antikapitalistischen Gruppe aktiv. Aber das ist noch nicht alles: »Dann unterstütze ich von Zeit zu Zeit noch den *Walk-in* mit kleineren Aufgaben, das ist ein Angebot von *Trans-Hilfe*, das einmal im Monat stattfindet. Dort können trans Menschen [...] ohne Voranmeldung vorbeikommen, um rechtliche oder transspezifische Informationen zu erhalten.« Zudem macht sie ein Langzeitporträtprojekt »mit Menschen, die den Weg zu sich selbst gehen«.

Zusammengebracht hat uns Alecs, weil Michelle außerdem trans Frauen begleitet, die OPs im Ausland in Anspruch nehmen. Michelle sagt dazu: »Wir haben in der Schweiz ein Qualitätsproblem, was die Resultate der OPs betrifft. Das hat sich langsam verbessert.⁷ Aber noch vor zehn Jahren bis vor ganz Kurzem waren die Resultate nicht gut, und etliche haben sich entschieden, die Operationen im Ausland machen zu lassen: meist in Thailand, dem Land mit der meisten Erfahrung auf dem Gebiet, und mit den größten Spezialisten. Gerade für trans Menschen, die über kein sozial intaktes Umfeld verfügen, für die ist es schwierig, eine Begleitperson zu finden. Und da spring ich dann ein, wenn der Bedarf gegeben ist, und begleite die Person, mit einer Vorbereitung: Was man packen muss, was einen kulturell erwartet, wie der Ablauf ist, wie die verschiedenen Heilungsphasen verlaufen. Und vor Ort wohne ich dann im gleichen Hotel, mache Besuche im Spital, begleite zu Voruntersuchungen, mache Übersetzungen und danach die Nachbereitung: im Sinne von Ausflügen oder einfach nur Händchen halten, zuhören, was gerade der Bedarf ist – bis wieder zurück in die Schweiz. Aber dann endet auch meine Aufgabe wieder.«

Michelle sieht die OP-Begleitung nicht als langfristige Aufgabe. Ihr Wunsch ist vielmehr, dass auch in der Schweiz qualitativ hochwertige OPs angeboten werden. Fürs Erste wird sie jedoch weitermachen: »Ich habe jetzt schon

7 Gemeint sind hier genitalangleichende OPs für trans Frauen.

wieder Anfragen, Menschen, die mich einplanen und auf mich zählen, für die Zukunft. Wenn die Chemie stimmt und die Situation das erfordert, dann mach ich das auch.« Die trans Personen, die Michelle begleitet, übernehmen für sie die Reise- und Unterkunftskosten und zahlen ein kleines Taschengeld.

Ich frage Michelle, was sie sich von staatlicher Seite und von der trans Community wünscht. Sie antwortet: »Ich würde mir wünschen, eine Stiftung zu haben, die Geld geben kann für Härtefälle, für Menschen, die durch ihre schwierige Geschichte nicht finanziell rosig gebettet sind, dass diese Menschen ein zinsloses Darlehen bekommen und die Chance auf eine gute Operation haben. In der Schweiz ist es bis jetzt nur die äußerste Ausnahme, dass so was übernommen wird. Und somit steht nicht allen die gleich gute medizinische Versorgung zur Verfügung.«

Ich frage sie, welche Tipps sie begleitenden Menschen geben würde. Sie erklärt mir: »Für mich ist Abgrenzung sehr wichtig, denn als begleitende Person muss mein Energielevel deutlich über dem sein, das die andere Person hat. Ich bin darum bemüht, meine Akkus zu schonen, zu laden, um dann was mitgeben zu können. Was für mich auch ganz klar heißt, dass ich Zeit für mich einplane, dass ich zwischendurch einen freien Tag habe, an dem ich machen kann, was ich will, und dass ich im Vorfeld die Wünsche und Bedürfnisse mit meiner Machbarkeit abgleiche und dass wir das auch schriftlich festhalten – wie viele Besuche, in welchem Zeitabstand, was ist gewünscht? –, damit es gegenseitig ein klares Verständnis gibt.« Ich erzähle Michelle von transitionsbezogener Sorgearbeit, die ich selbst im Freund_innenkreis geleistet habe: »Abgrenzung und Austausch finde ich sehr wichtig. Denn bei uns, da war es so, dass der Freund krasse Schmerzen hatte und das nicht vorhersehbar war. Seine Freundin war an ihrem Limit.« Michelle sagt: »Kenn ich, kenn ich. Habe ich alles gesehen. Ich habe diverse Burn-outs gesehen von Menschen, die Begleitungen gemacht haben. Es kommt noch dazu: Wenn du direkt verwandt bist, Mutter, Partner_in von der Person, dann geht dir das viel näher. Und zwischendurch mal Zeit einräumen, was Gutes für sich selbst tun, 'ne Massage machen oder ins Kino gehen, das ist schwierig. Schlussendlich sind oft beide genervt, sowohl Patientin als auch begleitende Person, weil sie beide keine Ruhe hatten, sondern das Gefühl, ständig zusammenkleben zu müssen. Da liegen die Nerven nach drei, vier Tagen blank, und nach drei Wochen sind beide ferienreif.«

Ich frage Michelle, welche Tipps sie Personen geben kann, die begleiten. Sie überlegt kurz und teilt dann ihre Erfahrungen: »Für mein Leben habe ich

eine Regel: ›Be good to yourself.« Das ist die erste Regel vor allen anderen Regeln. Ich glaube, um im Leben wirklich leben zu können, bedarf man einer gewissen Reserve. Und ich versuche, meine Reserve stets auf einem Level zu halten, dass ich auch in außerordentlichen Situationen adäquat reagieren kann, das setzt Self-Care voraus. Das setzt aber auch einen gewissen gesunden Egoismus voraus, nämlich sich selbst an die erste Stelle zu setzen, weil: Erst dann kann ich nachhaltig geben. Ich kann kurzfristig geben, aber wenn meine Reserven leer sind, dann brauch ich auch noch jemanden, der sich um mich kümmert. Ab dem Moment, an dem jede Person für sich selbst schauen kann, ist ja für jede Person gesorgt.« Michelle selbst ist von chronischer Krankheit betroffen: »Das Leben ist ein ganz fieser Lehrmeister, und ich habe meine Erfahrung gemacht. Ich habe selbst eine eingeschränkte Leistungsfähigkeit. Meine Akkus lassen sich seit einem Unfall nicht mehr ganz laden, und ich musste lernen, damit irgendwie umzugehen. [...] Und das ist eine Gratwanderung und eine Kunst, halt immer oben zu sein.«

Ein wichtiges Thema für Michelle sind Klassenunterschiede in trans Räumen. Sie wünscht sich »mehr finanzielle Spielräume« und erzählt: »Also ich bin finanziell nicht im Luxus zuhause. Ich zahle viel Aktivismus eigentlich auch aus der eigenen Tasche, und da eine Kostenneutralität hinzubekommen, fände ich wahnsinnig wichtig. Viele Menschen sind aus finanziellen Gründen ausgeschlossen von der Teilnahme an Aktivitäten. Wir haben hier in Zürich das Partykollektiv *Offstream*, die spenden uns jährlich Geld, damit wir für Menschen mit finanziell engem Budget sowohl Anreisekosten als auch Tagungsgebühren übernehmen können. Damit genau diejenigen, die es wirklich am intensivsten nötig haben, auch partizipieren können.« In ihrem Aktivismus ist Michelle darum bemüht, Angebote zugänglich zu machen. Sie berichtet mir von den Herausforderungen, die damit verbunden sind: »Wir haben das auf der Webseite bei den Anmeldungen geschrieben, dass man geben kann, was man geben kann: dass man auch ohne Nachweise von Armut, also ohne einen Kontoauszug vorzulegen, ohne staatliche Abhängigkeit nachzuweisen, ganz unkompliziert diese Finanzmittel bekommt. Was ich sehe, ist, dass diejenigen, die es in Anspruch nehmen, immer anbieten: ›Ich kann dafür mithelfen, ich kann einen Kuchen mitbringen.« Das sitzt so tief, dieses Gefühl, dafür in der Schuld zu stehen. Das finde ich schade. Noch blöder finde ich es, wenn Tagungen die Möglichkeit einer vergünstigten Teilnahme nur geben, wenn man im Gegenzug mithilft und Zeit opfert. Das finde ich diskriminierend.«

Zudem wünscht sich Michelle, dass es einen ökonomisch sicheren Ort für Transitionen gibt: »Ich lerne viele trans Menschen kennen durch meine Tätigkeiten, und ich habe unzählige Lebensgeschichten gehört. Und in vielen Fällen ist es so, dass die Akzeptanz noch nicht da ist, dass es ein Kampf ist, eine schwierige Lebensphase. Und ich wünschte mir ein Modell wie in Sydney mit dem *Gender Center*, in dem man während der Transition wohnen kann, für die Transitionsphase abgesichert ist, keine sozialen Ängste hat. Denn hier zeigt sich bei den zweiwöchentlichen Meetings, dass Menschen, die sich geoutet haben, entweder die Stelle verlieren oder zurückversetzt werden vom sichtbaren Bereich in administrative Tätigkeiten.«

Nach einer knappen Stunde teilt mir Michelle mit, dass ihr Energielevel überschritten ist und sie ihren Akku aufladen muss. Daher beenden wir das Gespräch. Sie geht zur Straßenbahn, aber vorher machen wir noch ein Foto von unserem Ausblick. »Ich hoffe, das Gespräch hat dir was gebracht?«, fragt sie mich und verabschiedet sich.⁸

Michelle lässt sich als Vollzeitaktivistin beschreiben, die trans Räume in der Schweiz maßgeblich mit aufbaut und aufrechterhält. Sie leistet in diesem Bereich viel unbezahlte ehrenamtliche Arbeit. Wie und auf welchen Ebenen erlebt Michelle Prekarität und welche Strategien hat sie, damit umzugehen?

Michelle ist ebenso wie Nina und Madeleine auf Sozialhilfe angewiesen und erlebt Prekarität auf der ökonomischen Ebene. Zudem spielt in ihrer Erzählung Prekarität auf einer affektiven Ebene eine Rolle, in Bezug auf Gefühle und Erfahrungen der körperlichen und psychischen Erschöpfung. Wie Madeleine ist sie chronisch krank und hat deswegen mit begrenzten Ressourcen zu kämpfen. Im Gegensatz zu Nina und Madeleine ist Michelle in eine Vielzahl sozialer Netzwerke eingebunden, die sie als unterstützend und zuverlässig wahrnimmt.

Michelle hat für sich individuelle Strategien im Umgang mit Prekarität entwickelt. Sie begleitet wohlhabende trans Personen, die über finanzielle Ressourcen für genitalangleichende OPs in Thailand verfügen, aber nicht über soziale Kontakte für eine Begleitung. Zum Hintergrund ihrer Tätigkeit weist Michelle darauf hin, dass es in der Schweiz eine Frage des sozialen Status ist, wer sich welche OP-Qualität leisten kann. Klasse und Prekarität schreiben sich folglich in den Körper ein. Eine körperliche und rechtliche Transition

8 Das Interview führte ich im Mai 2017.

kann teuer sein; so kommen gegebenenfalls Kosten für Gutachten, Fahrtkosten, Übernachtungskosten für sich und eine Begleitung sowie Namensänderungskosten auf die betreffende Person zu. Trans Personen mit viel ökonomischem Kapital haben die Möglichkeit, private Dienstleistungen oder eine bessere Versorgung zu kaufen. Michelle füllt Versorgungslücken, gibt transitionsbezogenes Wissen weiter und leistet Sorgearbeit für andere trans Personen. Laut Michelle gibt es im deutschsprachigen Raum nicht viele andere trans Personen, die ähnliche Sorgearbeit leisten. Sie kennt nur eine weitere trans Frau in Süddeutschland, die diese Form der transitionsbezogenen Sorgearbeit anbietet.

Michelle leistet in einem persönlichen Setting emotionale Arbeit. Dabei versucht sie, klare Absprachen über Care-Aufgaben zu treffen und die Arbeit im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu professionalisieren, auch indem sie Verträge macht. Trotzdem bleibt die Arbeit prekär und informell. Michelle definiert ihre Sorge-Praxis als Arbeit und nicht wie andere Interviewpartner_innen als Liebe oder ehrenamtliche Community-Aufgabe jenseits der Ökonomie. Um diese Sorgearbeit leisten zu können, ist es für Michelle wichtig, dass sie auf ihre emotionale Verfassung achtgibt. Hierbei verwendet sie Begriffe, die eine starke Ökonomisierung andeuten, zum Beispiel »Energiereserven« und »Akkus«. Ich interpretiere ihren ökonomischen Blick auf Fürsorge und die Metaphern, die sie verwendet, als Versuch, Sorgearbeit unter prekären und informellen Bedingungen zu professionalisieren. Dies ermöglicht ihr, sich stärker von den Anforderungen, die an sie gestellt werden, abzugrenzen.

Michelles Perspektive »Wenn jeder für sich selbst schaut, ist für jede Person gesorgt« erinnert an neoliberale Freiheitsversprechen und steht im Widerspruch zu feministischen Betrachtungen von Care, die betonen, dass wir alle aufeinander angewiesen sind. Michelles Erzählung verkörpert die Enttäuschung, die sie und andere Sorgearbeiter_innen im Feld haben: darüber, dass viel Bedarf an Für_Sorge besteht, die Bereitstellung aber unter prekären Bedingungen stattfindet. Selbstsorge ist für Michelle die Voraussetzung für Fürsorge. Das Sorgen für andere ist hierbei das eigentliche Ziel, ganz anders als in einer neoliberalen Form von Care.

Michelles Sorgearbeit lässt sich als emotionale Arbeit im Kontext von trans Sorgeketten bezeichnen. Der Begriff der emotionalen Arbeit wurde 1983 von der Soziologin Arlie Hochschild entwickelt (Hochschild 2012). Sie forschte zur Erwartung an Mitarbeiterinnen im Dienstleistungssektor, ihre Emotionen zu gestalten, zu kontrollieren und gezielt einzusetzen. Es gibt bisher wenig Forschung zu queerer oder trans emotionaler Arbeit, und ein

Großteil der Forschung zu Sorgearbeit basiert auf heteronormativen Annahmen und Zweigeschlechtlichkeit. Auch Beziehungsarbeit und die Arbeit, Gemeinschaft herzustellen und Beziehungen aufrechtzuerhalten, kann als emotionale Arbeit bezeichnet werden (Erickson 2005). Die Forschung zu Care-Chains diskutiert Sorgeketten zwischen *weißen* cis Mittelklassefrauen und ärmeren und häufig von Rassismus betroffenen cis Frauen. Diese werden eingestellt, um Versorgungslücken zu schließen und Sorgearbeit zu übernehmen. Was trans Sorgearbeit betrifft, gibt es hier eine Forschungslücke, da im Kontext feministischer Care-Forschung fast ausschließlich cis Frauen in den Blick genommen werden. Auch in trans Räumen übernehmen jedoch ärmere trans Frauen wie Michelle Sorgearbeit für wohlhabendere trans Personen und füllen damit Versorgungslücken.⁹

Warum arbeiten so viele trans Personen wie Michelle und Nina im Care-Sektor? Mit dem Konzept »Purple Collar Labor« betont Emmanuel David (2015), dass sich eine transspezifische Arbeitsmarktsegregation herausgebildet hat. Dies schließt an das feministische Konzept »Pink-Collar Ghetto« (Miller 1994) an, das sich auf schlecht bezahlte Care-Jobs bezieht, die vor allem von Frauen verrichtet werden. David bezieht »Purple Collar Labor« vor allem auf die strukturellen Bedingungen, denen trans Personen, insbesondere trans Frauen, auf dem Arbeitsmarkt begegnen. Während sich einige trans Personen aufgrund ökonomischer und politischer Zwänge nicht öffentlich outen (Connell 2010), sind andere auch in der Öffentlichkeit und am Arbeitsmarkt sichtbar. Trans Personen haben schon immer auch bezahlte Lohnarbeit verrichtet sowie eine Vielzahl von unbezahlter und emotionaler Arbeit (Green 2006; Namaste 2009; Connell 2012; Nordmarken 2014). Aktuell bilden sich jedoch transspezifische Arbeitsrollen, Beziehungen und Erwartungen heraus (David 2015: 170). Trans Personen werden auf dem Arbeitsmarkt segregiert und in ganz bestimmten Jobs, Arbeitsplätzen und Industrien beschäftigt (ebd.). Lässt sich emotionale und transitionsbezogene Sorgearbeit als ein solches Feld verstehen? David betont, dass affektive und emotionale Arbeit eine Variante der »Purple Collar Labor« darstellt. Insbesondere die Service-Industrie hat eine neue Beschäftigungsnische für trans Personen geschaffen (ebd.). Vor allem trans Weiblichkeiten finden sich in Care-Jobs, Putz-Jobs und Service-Jobs wieder. Dies liegt auch an der Abwertung von trans Weiblichkeit, die den Arbeitsmarkt strukturiert. Julia

9 Siehe Martin Manalansan zu queeren Care Chains und Care Praktiken (Manalansan 2008, 2018).

Serano bezeichnet diese Abwertung als Transmisogynie, eine Diskriminierungsform, »which specifically targets transgender expressions of femaleness and femininity« (Serano 2012: 172). Im Kontext des heteronormativen und vergeschlechtlichten Arbeitsmarktes sind trans weibliche Personen sowohl von Sexismus als auch von Transfeindlichkeit (und gegebenenfalls weiteren Diskriminierungsachsen) betroffen.

Gerade wegen Marginalisierungserfahrungen entwickelten sich eine spezifische Form der Sorgearbeit und eine Zentralität von Care in queeren Communitys (Bradley 2016: 45). Auch hier existieren gegenderte Care-Rollen, etwa im Bild des »gay best friend« (ebd.). Es gibt eine eigene queere Service-Ökonomie, beispielsweise queere Bars und queere Friseursalons. Queere Arbeitnehmer_innen sind häufig bereit, geringe Löhne in Kauf zu nehmen, wenn sie dafür in einem queeren »comfort environment« arbeiten können (Sears 2005: 106).

Michelle fragt sich: Wie können einkommensarme trans Personen mit Ressourcen unterstützt werden? Wie können trans Räume auch für prekär lebende und nicht-akademische trans Personen zugänglich werden? Wie kann der ökonomischen Unsicherheit während einer Transition begegnet werden, zumal jene ein großer Faktor der Marginalisierung und des Ausschlusses ist? Deutlich wurde, dass für Michelle Klassenunterschiede in trans Räumen sichtbar und relevant sind. Dabei lässt sich als Widerspruch ausmachen, dass sie ihren Aktivismus gegen soziale Ungleichheit oft aus eigener Tasche subventionieren muss. Die ökonomische Dimension von Care ist für Michelle ein zentraler Bestandteil kollektiver Trans-Fürsorge.

3.4 Queere ökonomische Gerechtigkeit. Praktiken der Ent_Prekarisierung

In vielen LSBTIQ-Aktivismen und queeren Theorien werden die Themen Armut, Klasse und ökonomische Un_Sicherheit ausgeblendet und nicht als queere Themen anerkannt (Hollibaugh/Weiss 2015: 18). Margot Weiss und Amber Hollibaugh diskutieren in ihrem Artikel »Queer Precarity and the Myth of Gay Affluence« die strukturell prekäre Situation von LSBTIQ, insbesondere von trans und lesbischen Personen. Gesellschaftlich herrsche hingegen das Stereotyp vor, dass LSBTIQ mehrheitlich in der Mittelklasse verortet seien. Der scheinbare Wohlstand von LSBTIQ-Personen sei ein Mythos, der dazu führe, dass sowohl die LSBTIQ- als auch die gewerkschaftliche Bewegung das

zunehmende queere Prekariat übersähen (ebd.). Zudem würden Menschen, die in LSBTIQ-Kontexten Sprecher_innenrollen einnehmen, fast immer aus der »queer professional oder entrepreneurial class« (ebd.) kommen und Prekarität selten mitdenken.

Margot Weiss und Amber Hollibaugh beschreiben, dass viele LSBTIQ-Personen in der Armuts- oder Arbeiter_innenklasse verortet und/oder von Rassismus betroffen sind und Probleme haben, einen Job zu finden, ihre Miete zu bezahlen und sich um sich selbst und um andere zu kümmern (ebd.). Sie argumentieren: »An analysis of queer precarity centers LGBT/Q lives, as our multiple genders, sexualities and orientations intersect with the lived realities of class and race.« Unter dem Begriff Queer Economic Injustice diskutieren sie, wie sich Diskriminierungen von LSBTIQ-Personen, die im Niedriglohnsektor arbeiten müssen oder erwerbslos sind und gleichzeitig von Queer- und Transdiskriminierung betroffen sind, verschränken. Queere und gender-nicht-konforme Personen seien vulnerabler für Armut als heterosexuelle *weiße* able-bodied cis Personen. Oft arbeiten jene im Niedriglohnsektor, im Care-Sektor, der wenig gewerkschaftlich organisiert ist, oder im informellen Sektor (vgl. Hollibaugh/Weiss 2015: 19 ff.). Der informelle Care-Sektor ist für LSBTIQ ein Bereich, den sie wählen, um Cisnormativität zu entkommen. So schreiben Hollibaugh und Weiss, dass queere und trans Personen diese Arbeitskontexte bevorzugen: »As a site where gender expression and sexuality will not be disciplined in the same ways as professional jobs« (ebd.: 22). Ökonomische Sicherheit bieten diese Arbeitsmöglichkeiten jedoch nicht.

In den kollektiven Trans-Fürsorge-Räumen, in denen ich geforscht habe, werden Mikropraktiken der Umverteilung entworfen, seien es Fahrtkostenübernahmen, Crowdfunding, Soli-Partys oder Spendenaufrufe. Zudem werden Möglichkeiten geschaffen, wie prekär lebende trans Personen transitionsbezogenes Wissen gegen Spende weitergeben können, um sich ihr Überleben zu sichern. Langfristig ermöglicht dies den Sorgearbeiter_innen, sich von staatlichen Transferleistungen und der damit verbundenen Abwertung und Kontrolle unabhängig zu machen. Zudem kann trans Care-Wissen, das gesamtgesellschaftlich unsichtbar ist, hier Anerkennung finden, auch ökonomische. Transitionsbezogenes Wissen gegen Spende weiterzugeben, stellt eine Form der Fürsorge in den Zonen der Prekarität dar.

Wie herausfordernd es ist, klassenübergreifende trans Sorgearbeit zu organisieren, wird in den Ausführungen von Michelle deutlich. Denn oft schämen sich arme trans Personen, Angebote anzunehmen, und nehmen nicht an Veranstaltungen teil. Auch in meiner Forschung erlebte ich, dass das Spre-

chen über Geld oft mit Scham verbunden war (auch wenn teilweise mit großer Offenheit über Prekarität gesprochen wurde). Hier stellt sich die Frage: Welche Modelle der Umverteilung können entworfen werden? Wie können queere und klassismuskritische Ansätze zu Care miteinander verbunden werden?

Lassen sich trans Sorge-Praktiken als Politiken der Ent_Prekarisierung (Motakef 2015) fassen? Die Soziologinnen Mona Motakef und Christine Wimbauer betonen, dass aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive die Ambivalenzen von Prekarisierungsprozessen in den Blick genommen werden müssen (Motakef/Wimbauer 2019: 783). Mit der Engführung auf Erwerbsarbeit fänden nur destruktive Prekarisierungstendenzen Berücksichtigung, »während eine Perspektive auf das Brüchigwerden des gesamten fordistischen Arrangements aus männlicher Normalarbeit, Wohlfahrtsstaat und Familie auch neue Öffnungen im Geschlechterverhältnis sichtbar machen kann« (ebd.: 784). Aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive wird Prekarisierung also nicht nur als »Bedrohung des sozialen Zusammenhalts diskutiert«, sondern auch als Chance für neue Freiheiten (ebd.: 787).

Eine Leerstelle in der Forschung stellen empirische queer- und sexualtheoretische Fragen von Prekarität dar (ebd.: 789). Meine Forschung zeigt, dass trans Perspektiven andere Fragen in Bezug auf Prekarität aufwerfen. Trans Personen haben oft keinen Zugang zu gut bezahlter Lohnarbeit oder verlieren sie nach ihrem Coming-out. Deshalb spielen andere Formen von Kapital eine bedeutende Rolle, zum Beispiel soziales und kulturelles sowie Besitz und Vermögen. In trans Räumen bildet sich eine eigene Ökonomie heraus, die es trans Personen ermöglicht, unter prekären ökonomischen Bedingungen transitionsbezogenes Wissen und Sorgearbeit weiterzugeben. Diese informelle Arbeit bewegt sich im Spannungsfeld ökonomischer Prekarität, verhilft aber auch zu geschlechtlicher Selbstbestimmung und sozialen Netzwerken, die Sicherheit bieten. In diesen trans Ökonomien entwickeln sich – fluide, temporäre – trans Sorgeketten zwischen ärmeren und wohlhabenderen trans Personen. Auch die Vergeschlechtlichung von Prekarität in trans Kontexten sollte genauer in den Blick genommen werden: zum Beispiel, dass sichtbare trans Personen stärker und insbesondere trans Frauen von Armut und Erwerbslosigkeit betroffen sind.

Aus einer trans/queer/feministischen Perspektive stellt sich die Frage: »Welche Politiken der Entprekarisierung, die auf Absicherung und Schutz prekärer Lebenslagen abzielen, sind notwendig?« (Motakef/Wimbauer 2017: 789). Einige meiner Forschungspartner_innen plädieren für eine Professionalisierung und bilden sich fort, indem sie Ausbildungen als Logopäd_innen

oder Berater_innen machen, andere wünschen sich Umverteilungsmodelle oder ein bedingungsloses Grundeinkommen. Viele sehen Freiberuflichkeit als eine Möglichkeit, sich aus der Erwerbslosigkeit herauszuwinden.

Aber ist die Idee vom Freiheitsgewinn durch Prekarisierung nicht auch eine neoliberale Erzählung? In »Bilder von Sexualität und Ökonomie« fragt Antke Engel nach neoliberalen »Individualisierungsversprechen« (Engel 2015: 21). Im Kontext der Neoliberalisierung werde auch geschlechtliche Subjektivität als flexible forciert, im Sinne einer_s an Marktprinzip und individueller Leistung orientierten Arbeitskraftunternehmer_in (ebd.: 24). Neoliberale Diskurse förderten die Pluralisierung sexueller und geschlechtlicher Subjektivitäten und Lebensformen, wenn damit eine Ideologie der freien Gestaltbarkeit des eigenen Lebens inklusive Körper und Sein versinnbildlicht werden könne (Engel 2009: 105). Die Gestaltungsmacht werde als Befreiung von repressiven Regularien gepriesen – gehe jedoch mit dem Abbau sozialstaatlicher Absicherung einher. Engel plädiert für ein Verständnis von spätmoderner Sexualität und Ökonomie als komplexem wechselseitigem Bedingungsgefüge und warnt vor einfachen Ableitungs- und Vereinnahmungsthesen. Queere Bewegungen seien nicht einfach Effekte neoliberaler Transformation oder Instrumente ihrer Durchführung, sondern auch Stolpersteine und kritische Anfechtungen. Prekäre queere Selbstständigkeit ist demnach in der Ambivalenz zwischen Selbstbestimmung und Verunsicherung angesiedelt (u.a. Woltersdorff 2011).

3.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde deutlich, dass sich in der trans Prekarität verschiedene Dimensionen von Unsicherheit verschränken, nämlich ökonomische, soziale, geschlechtliche, affektive und sexuelle. Zudem zeigte sich: Prekarität ist durch strukturelle Ungleichheiten, was den Zugang zu Gesundheit betrifft, in Körper eingeschrieben. Meine Interviewpartner_innen erleben Prekarität unterschiedlich und entwickeln diverse Praktiken, mit ihr umzugehen. Nina und Michelle sehen prekäre Selbstständigkeit im Bereich Care als eine Möglichkeit, Geld dazuzuverdienen, und hoffen, langfristig nicht mehr von Transferleistungen abhängig zu sein. Sie haben durch eigene Transitionserfahrungen Wissen, und dieses geben sie informell weiter. Michelle geht einen Tauschhandel ein, indem sie Sorgearbeit für wohlhabende trans Frauen leistet, die von sozialer Isolation betroffen sind.

Die Hoffnung, durch Sorgearbeit einen Ausstieg aus ökonomischer Prekarität zu finden, erfüllt sich für meine Interviewpartner_innen jedoch nicht – zumindest bisher nicht. Als ich Nina zwei Jahre nach dem Interview wiedertreffe, hat sich an ihrer ökonomischen Situation nichts verbessert. Räume der Sorgearbeit ermöglichen ihr jedoch mehr geschlechtliche Selbstbestimmung und soziale Anerkennung. Madeleine steht der Fokussierung auf Anerkennung durch Lohnarbeit kritisch gegenüber und versucht stattdessen, Freiräume zu schaffen und ihre Zeit für Aktivismus zu nutzen. Auch Michelle entwickelt Praxen der Solidarität und Umverteilung, die Community-Care auch für trans/nicht-binäre Personen, die von Armut betroffen sind, zugänglich macht.

In bisheriger Forschung zu queerer Für_Sorge, etwa von Mike Laufenberg (Laufenberg 2012) wird der Blick nur ungenügend auf die soziale Herkunft und die Klassenposition gerichtet. Welche Bedeutung hat die Kategorie Klasse dafür, wie Sorgearbeit verteilt wird und wer Zugang zu ihr erhält? Kann ökonomische Unsicherheit durch soziale und kulturelle Ressourcen abgefedert werden – oder soziale Isolation durch ökonomische Ressourcen? Die Frage, in welchem Arbeitsverhältnis trans Menschen vor ihrem Coming-out tätig waren und über welches ökonomische Kapital sie verfügen (zum Beispiel Vermögen und Eigentum), äußert sich in sehr unterschiedlichen Erfahrungen von Prekarität sowie in klassenbezogenen Sorgeketten.

In diesem Kapitel habe ich den Zusammenhang von Geschlecht, Prekarität, Alter und Care aus einer trans/queer/feministischen Perspektive mit spezifischem Fokus auf Verschränkung von Klassismus, Transmysoginie und Stadt/Land-Differenzen adressiert. Trans Lebensrealitäten sind häufig von einer mehrdimensionalen Unsicherheit der Lebens- und Arbeitsverhältnisse geprägt. Dies gilt insbesondere, wenn trans Personen aus dem cis-männlichen Normalarbeitsverhältnis ausgeschlossen und von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind – und gleichzeitig erhöhte Kosten aufgrund rechtlicher und medizinischer Regulierungen zu tragen haben. Welche Praktiken der Ent_Prekarisierung werden in Sorgegemeinschaften entworfen? Oder werden gerade in diesen Sorgegemeinschaften Care-Rollen entlang der Kategorie Klasse ausgeübt? Diese Fragen werden in den folgenden Kapiteln weiterverfolgt.

4. Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum

In diesem Kapitel wende ich mich den Für_Sorge-Praktiken von trans/nicht-binären/gender-nicht-konformen/queeren Personen zu, die Sorgearbeit im urbanen Raum anbieten: als Barber_in, Stimm- oder Körperarbeiter_innen oder Berater_innen. Folgende Fragen stehen im Mittelpunkt: Wie sind Gender und Care miteinander verwoben? Auf welche Weisen sind Praktiken der Selbstsorge und Fürsorge verbunden? Welche Rolle spielt Prekarität?

Ich werde argumentieren, dass meine Forschungspartner_innen ihre eigenen Überlebensstrategien ökonomisieren und dass ihre Professionalisierung wiederum dem eigenen Empowerment dient. Zudem zeige ich, dass die Rollen Expert_in versus Betroffene_r und die Trennung unbezahlte versus bezahlte Sorgearbeit durchkreuzt werden, und schließlich, dass Selbstbestimmung und Fürsorge eng miteinander verwoben sind. Außerdem richte ich den Blick auf Normativitäten, die sich herausbilden: insbesondere die Anforderung, Sorgearbeit ehrenamtlich anzubieten und die Unterscheidung zwischen trans Profis und trans Selbsthilfe.

Die Beziehung von Care, Geschlecht und Ökonomie wird von queer/trans/feministischen Theoretiker_innen breit diskutiert. Die Frage, wie Sorge gemeinschaftlich organisiert wird oder werden kann, ist seit den Anfängen der feministischen Bewegungen eines ihrer zentralen Themen (u.a. Tronto 1993; Ungerson 2006; Sainsbury 2013; Himmelweit/Plomien 2014).¹ Dabei ging es zum einen darum, Sorgearbeit als Arbeit sichtbar zu machen, zum anderen galt es, geschlechtlichen Anforderungen zu widersprechen und die gesellschaftlich ungleiche Verteilung von Sorgearbeit in den Blick zu nehmen

1 Feministische Theoretiker_innen zeigen, dass die Konstruktion von Weiblichkeit und Vorstellungen von Fürsorge eng miteinander verwoben sind und zu Ungleichheit führen (Hausen 1976).

(Speck 2019: 35). Die Kampagne »Lohn für Hausarbeit« wies in den 1970er-Jahren auf die Funktion von Sorgearbeit im Kapitalismus hin und darauf, dass es diese oft unsichtbare, aber gesellschaftlich essenzielle Arbeit anzuerkennen gelte (u.a. Dalla Costa/James 1973; Bock and Duden 1977; Federici 1975).²

Trans und gender-nicht-konforme Perspektiven werden nicht nur aus Sorge-Räumen, sondern auch aus Care-Theorien ausgeschlossen; trans/queertheoretische Interventionen in diesem Themenfeld wurden bisher nur am Rande formuliert. Eine Ausnahme bildet die Arbeit des Anthropologen Martin Manalansan, der die Heteronormativität von Care-Theorien kritisiert, speziell im Kontext der Care-Chain-Debatte (Ehrenreich/Hochschild 2003; kritisch Manalansan IV 2008).³ Der Großteil feministischer Care-Theorien, so Manalansan, reproduziere die Vorstellung binär gegenderter Personen und setze Heterosexualität als Norm (Manalansan IV 2008). Ausgehend von der Analyse des Dokumentarfilms »Paper Dolls« (Heymann 2006) schlägt er ein alternatives Verständnis von Sorgearbeit, Gender und Migration vor. Der Film zeigt das Leben schwuler philippinischer cis Männer und trans Frauen, die in Israel als Pfleger_innen für ultraorthodoxe jüdische Männer angestellt und Teil der Performancegruppe *Paper Dolls* sind; die Protagonist_innen verstehen Care als Lohnarbeit, die sie aus finanziellen Gründen leisten. Manalansan argumentiert nun, dass die *Paper Dolls* »warme« Sorgearbeit nicht für ihre Arbeitgeber_innen performten, sondern für sich selbst, in den Drag Shows, und folgert: Care-Theorien müssten gequeert werden (Manalansan IV 2014). Manalansan plädiert dafür, Sorge-Praktiken und Beziehungen als »messy«, ungeordnet, ambivalent und widersprüchlich zu verstehen (Manalansan IV 2018).

Ein zweiter Bezugspunkt bildet die Arbeit der Soziologin und Ethnologin Kath Weston, die zu Care in queeren Räumen forschte und dabei auch

2 Postkoloniale Theoretiker_innen machen unter dem Stichwort Global Care Chain darauf aufmerksam, dass Sorgearbeit entlang rassistischer Strukturen verteilt ist (Gutiérrez-Rodríguez 2010).

3 In der Care-Chain-Theorie geht es darum, die globale Verteilung von Sorgearbeit entlang von Klasse, Race und Geschlecht aufzuzeigen. Im Mittelpunkt steht die These, dass von Rassismus betroffene Frauen Sorgearbeit für weiße Frauen aus der Mittelklasse übernehmen und dadurch neue Sorgelücken hinterlassen. Martin Manalansan und Aren Z. Aizura kritisieren die heteronormativen Annahmen dieser Debatte und die Ausblendung von trans und cis-männlicher migrantischer Sorgearbeit (Manalansan IV 2008; Aizura 2014).

die Bedeutung von Klasse ins Zentrum stellte. In ihrer ethnographischen Studie »Families We Choose. Lesbians, Gays, Kinship« zeichnet sie auf, wie lesbische und schwule Personen in den 1980er-Jahren in den USA eigene Wahlfamilien gründeten (Weston 1997). Mit ihrem Konzept »families of choice« dekonstruiert sie Sexualität, Familie und Care (Weston 1997, 1998).⁴ Erwähnt sei außerdem die Ethnographie der feministischen Anthropologin Esther Newton (2015) über den US-amerikanischen Urlaubsort Fire Island, der zum Ort einer lesbisch/schwulen Sorgegemeinschaft geworden sei.⁵ Alles in allem stehen bei diesen kulturalanthropologischen Auseinandersetzungen mit Fürsorge schwule und lesbische cis Personen im US-amerikanischen Raum im Fokus. Trans Perspektiven auf Community-Care, zumal jenseits des US-amerikanischen Raums, stellen in der Kulturalanthropologie eine Forschungslücke dar.

Zu Beginn dieses Kapitels beschäftige ich mich mit den Care Perspektiven von Hank, die einen queeren Barbershop aufgebaut hat, in dem sie Geschlechterwissen weitergibt. Ihre Sorge-Praktiken bewegen sich zwischen emotionaler Arbeit, Haarschneiden, Begleitung bei der Frage »Wie willst du durch die Welt gehen?« und dem Aufbau queerer sorgender Gemeinschaften (4.1). Im Dialog mit der angehenden Logopädin Mathilda, die in einer Stimmgruppe transitionsbezogenes Wissen gegen Spende an andere trans Frauen weitergibt, diskutiere ich die Bedeutung von Praktiken queeren/trans Selbstunternehmer_innentums und die Verwobenheit von Queer-Care und Ökonomie (4.2). In 4.3 zeige ich anhand der Erzählungen des Körperarbeiters und Geschlechterforschers Leo normative Konzepte von Fürsorge in queeren/trans Communitys auf; Leo berichtet von den Potenzialen experimenteller Körperarbeit und davon, wie er sich selbst von Care-Anforderungen emanzipierte. In 4.4 begleite ich Rahel, die als trans Beraterin lohnarbeitet und ehrenamtlich eine Selbsthilfegruppe mit aufgebaut hat; sie bricht in ihrer Praxis mit der Trennung zwischen Sorgenden und Umsorgten und stellt die Aufteilung Betroffene versus Expertin infrage. Rahel formuliert, dass »gute Trans-Care« bedeute, die Vielfalt innerhalb der trans Community anzuerkennen, Selbstbestimmung zu fördern und kollektive Praktiken, um mit verinnerlichter Diskriminierung umzugehen, zu entwickeln. Abschließend diskutiere ich,

4 Zur Auseinandersetzung mit Politiken von Verwandtschaft und Fürsorge siehe Michi Knecht (2003).

5 Weitere kulturalanthropologische Perspektiven auf queere Care und Familien liefern Borneman (1997) und Lewin (1993).

wie die Binaritäten Sorgende versus Umsorgte, Selbstsorge versus Fürsorge, Lohnarbeit versus Aktivismus mit Praktiken des queeren/trans Selbstunternehmer_innentums zusammenhängen und zugleich durch Sorgearbeiter_innen in Bewegung gebracht werden (4.5).

4.1 »Wie willst du durch die Welt gehen?« Butch-Care zwischen Selbstheilung und Selbstunternehmer_innentum

Hank erinnert sich genau an den Moment, als sie sich, als Jugendliche, die Haare zum ersten Mal kurz schneiden ließ. Nach wochenlanger Suche in der konservativen Kleinstadt, in der sie aufwuchs, stieß sie auf einen schwulen Friseur. »Ich will einen Herrenhaarschnitt«, bat sie ihn schüchtern. Er wurde ihr Komplize. Diese Unterstützung war eine lebensverändernde Erfahrung für sie: Voller Energie, so erinnert sie sich, ging sie danach durch die grauen und geordneten Straßen der als eng erlebten Welt.

Es ist ein warmer Tag im August, als mich Hank Jahrzehnte später bei *Butch Cut* in Berlin-Kreuzberg begrüßt. Sie ist Mitte vierzig, trägt ein kariertes Hemd, ist groß und hat die Haare kurz rasiert. Die Haare ihrer Kund_innen schneidet sie in einem kleinen Raum, der zugleich ein Kunstatelier ist. Links stehen zwei viel genutzte beige Sofas, auf der rechten Seite steht der Friseur_innenstuhl, dahinter ein Tisch mit einer Karaffe Wasser, einer Schüssel mit Walnüssen und Schokopralinen. Im Raum verteilt hängen Merchandise, Muskelshirts mit *Butch-Cut*-Aufdruck, Beutel und Patches. Im Hintergrund läuft leise Technomusik. »Such dir erst mal einen Tee aus«, sagt Hank. Sie stellt den Wasserkocher an, ich mache es mir auf dem Friseurstuhl bequem. Kurz darauf legt Hank mir einen schwarzen Umhang um und fragt mich: »Was willst du heute? Wie möchtest du aussehen?«

Hank hatte ihr lesbisches Coming-out in den 1980er-Jahren. Butch, das ist für sie ein drittes Geschlecht, eine Weiblichkeit, die gesellschaftlich nicht anerkannt wird. Seit sie sich als Butch durch die Welt bewegt, ist sie Beobachterin von Geschlechterperformances. Hank erzählt: »Es funktioniert übers Gucken und Lernen, wenn man keine Leute hat, mit denen man über so was sprechen kann. Butches gab es Mitte der 80er in Deutschland nicht. Ich beobachte auf der Straße, wie Männlichkeit funktioniert oder wie Leute rumlaufen. [...] Es ist eine erhöhte Wahrnehmung, Eigenrecherche, weil ich selbst eine Weile versucht habe, als Typ zu *passen* – wobei ich mich nicht als trans

verstehe, es ist ein Sicherheitsding. Wenn mich Leute als Frau lesen, die aussieht wie ein Mann, werde ich schneller angegriffen, als wenn mich Leute als Mann lesen und sich nichts dabei denken. In dem Zusammenhang spielen Körpergröße, Körperhaltung, Ausstrahlung, Stimme, Mimik, Blicke, wie ich gucke, wie ich nicht gucke, 'ne ganz wichtige Rolle bei diesem Passing – aber eben auch die Frisur! Die Frisur ist der Teil, den man am einfachsten ändern kann, um eine Wirkung zu erzielen, zusammen mit Kleidung. Wie man läuft, spricht, sich bewegt, gestikuliert oder Mimik macht, ist komplizierter umzulernen. Das Wissen gebe ich an Leute weiter, die sich von mir die Haare schneiden lassen. Wenn ich dreißig Jahre über was nachgedacht habe, kenn ich mich natürlich ein bisschen aus.«

Hank fragt mich, ob sie meine Koteletten spitz oder eckig schneiden oder sie komplett abrasieren soll. Ich bin überrascht, so viele Optionen hatte ich noch nie. Sie erklärt mir die zweigeschlechtliche Norm von Koteletten. In den meisten Friseur_innensalons würden die Koteletten von Menschen, die als Frauen gelesen werden, wegrasiert oder spitz geschnitten; die eckige und kantige Form werde mit Männlichkeit assoziiert, sie könne ein Passing unterstützen. »Zu mir kommen viele trans Männer, deshalb frag ich«, ergänzt Hank. Nach dem Einstiegsgespräch setzt Hank den Rasierer an meinem Hinterkopf an, 0,5 Millimeter, und ein Surren erfüllt den Raum.

Hank hat Kunst studiert, als Kuratorin und Boxtrainerin gearbeitet. Zum Haareschneiden ist sie durch Zufall gekommen. Hank erzählt mir, dass es dazu zwei Geschichten gibt: »Die eine Version ist: Ich hatte kein Geld. Freund_innen fragten mich, ob ich ihnen die Haare schneiden kann. Ich habe gesagt, ja, und das mach ich umsonst, aber wenn jemand sagt, ›coole Frisur‹, dann sollen sie meine Telefonnummer weitergeben, dann schneide ich Leuten gegen Spende die Haare. – Vor dem Hintergrund, dass ich kein Geld hatte. Man könnte das auch offizieller formulieren und sagen: Ich habe in meinem Freund_innenkreis festgestellt, dass es den Bedarf gibt, dass eine queere Person anderen queeren Personen die Haare schneidet, da es viele Leute gibt, die ein Problem damit haben, zu regulären Friseuren zu gehen.«

Butch Cut war als temporäres Projekt geplant. Hank fing mit vier Haarschnitten pro Woche an. – Plötzlich standen die Menschen Schlange, heute ist sie jeden Tag hier. Hank skizziert ihren Arbeitsalltag: »Ich mache das fünf Tage die Woche, sechs bis acht Stunden am Tag. Ein Haarschnitt dauert zwischen ein und zwei Stunden, weil ich mir Zeit nehme für die Leute: um die Erfahrung zu bieten, die die meisten, die zu mir kommen, bei einem regulären Friseur nicht haben, nämlich sich zu entspannen und zu genießen; damit

man Zeit hat, sich zu überlegen, wie man aussehen möchte, denn für viele Leute, die zu mir kommen, ist das ein schwieriges Thema. Statt vorgefertigte stereotype Genderbilder zu übernehmen, werden hier neue konstruiert. [...] Deswegen will ich Leute nicht hetzen; ich will den Raum geben, zu überlegen, den Raum, Unsicherheit zum Ausdruck zu bringen, sodass wir zusammen überlegen, was sie für eine Frisur haben wollen, sodass diese Unsicherheit umgewandelt wird in ein Erlebnis des Wissens, was ich möchte und wie ich mich gut fühle damit, wie ich aussehe. Das ist für Leute, die sich nicht in ein binäres Gendersystem einordnen können oder wollen, oft wirklich eine lebensverändernde Erfahrung.«

Als Hank das Butch-Cut-Projekt aufnahm, befand sie sich in einer Krise. Sie erzählt: »Am Anfang habe ich einfach gedacht: Ich habe kein Geld; wenn ich jemandem die Haare schneide – vielleicht spenden die mir zehn Euro, dann kann ich mir was zu essen kaufen. Mir ging es zu der Zeit selbst schlecht. Es ging um den Übergang von einem Lebensabschnitt in einen anderen, das kann einfach schwierig sein. [...] Ich wusste am Anfang nicht, was ich da mache. Ich habe gemerkt, dass es eine Arbeit ist, die ich gerade machen kann – und vor allem ist es eine Arbeit, für die die Leute mir gerne Geld geben wollen. [...] Es war für mich nie einfach, einen Job zu finden. – Dann in der Situation zu sein, dass Leute meine Dienste unbedingt haben wollen, ist natürlich interessant. Insofern ist es im Zusammenspiel entstanden: Ich habe gemerkt, das kann ich gerade machen, viele andere Sachen kann ich nicht machen, weil es mir mental nicht gut geht; weil es mir aber mental nicht gut geht, bin ich sensibel dafür, wie es anderen Leuten geht. Ich habe oft intime Gespräche geführt, worauf sich die meisten Leute gerne eingelassen haben. Viele waren aber erst mal verwundert, weil man normalerweise beim Friseur nicht über so intime Sachen redet: über Mental Health, Beziehungsprobleme und solche Geschichten. Das war interessant, weil das nämlich mir in meinem Healing-Prozess, also bei der Stabilisierung meiner Situation, geholfen hat, aber auch den Leuten, denen ich die Haare geschnitten habe. Die sind wiedergekommen oder haben mir ihre Freund_innen geschickt. Fanden es wohl gut und nicht grenzüberschreitend, sondern angemessen. Es gab einen Bedarf, und durch das Tun und durch diese Wechselwirkung habe ich im Laufe der Wochen und Monate immer mehr geschnallt, dass es viel sowohl mit Selbstheilung als auch mit einem Fürsorgemodell für andere Leute zu tun hat.«

Für Hank ist *Butch Cut* deshalb kein Friseursalon, sondern ein Raum für Selbstheilung und Fürsorge. Sie beschreibt ihr Projekt im Interview und auf

der eigenen Facebook-Seite als »queer/trans/non-binary safer space community building art project«. Sie will eine Gemeinschaft von Menschen, für die gender-nicht-konforme Frisuren überlebensnotwendig sind, aufbauen. Oft mache sie Selbstbewusstseins-Coaching: Es gehe darum, »sich mal betödeln zu lassen« und »einfach nur zu sitzen, sexy auszusehen«. Alle zwei Monate organisiert Hank Social Events: Veranstaltungen, um sich die Haare schneiden zu lassen, andere kennenzulernen und zu flirten. Hank versteht ihre Arbeit als Healing und als Community-Building. Vor zehn Jahren, so erinnert sie sich, hielt sie dergleichen für Nonsense, inzwischen findet sie es, bedingt durch eigene Krisen, sehr relevant. Für die Zukunft ist Hank wichtig, dass sich *Butch Cut* durch Spenden trägt und dass sie sich nicht selbst ausbeuten muss.

Care nimmt sie bei *Butch Cut* heute weniger wechselseitig wahr als am Anfang – »also, dass es für mich selbst eine heilende Wirkung hatte und für die anderen auch. Mittlerweile geht es mir besser und ich muss das neu verorten und gucken, wie ich damit umgehe. Ich muss gucken, wie ich es hinkriege, dass ich Leuten so viel von meiner Energie geben kann, und wie ich mich selbst regeneriere.« Hank erklärt, dass sie in einer ähnlichen Situation sei wie andere in pflegenden Berufen, zum Beispiel ein Physiotherapeut oder eine Psychologin. Es gehe um die Frage: »Wie kann ich mich regenerieren, oder wie kann ich mich davon abgrenzen?«

Nachdem mir Hank die Haare sehr kurz geschnitten und alle Haarreste weggefeigt hat, macht sie drei Fotos von mir – von vorne und von beiden Seiten – und lädt sie auf Facebook hoch. »This cutie stopped by today«, schreibt sie darunter, ich bekomme einige Likes. Beim Hinausgehen fällt mir ein Plakat auf: »What happens in the barber shop stays in the barber shop!« Plötzlich steht ein trans Aktivist vor der Tür, ich kenne ihn, wir begrüßen uns kurz. »Gonna cut your hair, baby«, begrüßt ihn Hank, als ich gerade rausgehe.⁶

Ich besuchte Hank mehrmals, für ein Interview und für weiterführende Gespräche. Anders als das erwähnte Plakat behauptet, bleibt das, was im queeren Barbershop passiert, nicht dort. Es wird in die Öffentlichkeit getragen, sei es über die Fotos, die Hank – mit meiner Erlaubnis – in sozialen Netzwerken postet, sei es durch diese Studie. Sowohl die Betonung von Intimität und Vertrautheit als auch die Verbundenheit mit einer größeren (auch virtuellen) Community sind zentral für die Sorgearbeit, die Hank leistet.

6 Mit Hank traf ich mich mehrmals informell und nahm ein Interview im November 2016 auf. Diese Vignette stellt eine Verdichtung mehrerer Gespräche und des Interviews dar.

Hank gibt Geschlechterwissen, das sie sich über Jahre als Butch angeeignet hat, weiter und eröffnet einen Raum für geschlechtliche Selbstbestimmung. Hanks Sorgearbeit umfasst neben der konkreten Tätigkeit des Haarschneidens emotionale Arbeit; so führt sie Gespräche über geschlechtliche Identitäten und Utopien.⁷ Die Arbeit, die Hank leistet, bezeichne ich angelehnt an Jane Ward als Geschlechterarbeit.⁸ Wards Studie stellt die Sorgearbeit von cis Femmes in trans Räumen als besonders bedeutend heraus. Auf Basis des Interviews mit Hank argumentiere ich, dass auch Butch-Care ein bedeutender Bestandteil von Geschlechterarbeit ist. In Hanks Barber-shop findet eine kollektive Auseinandersetzung mit Zweigeschlechtlichkeit statt, zusammen mit ihren Kund_innen entwirft Hank alternative Möglichkeiten. Hank macht darauf aufmerksam, dass die Beschäftigung mit den eigenen Haaren und mit eingeübten Körperbewegungen sowie diesbezügliche Veränderungen eine Überlebenspraxis sein können, um zweigeschlechtlicher Gewalt zu entgehen und sich mit der eigenen geschlechtlichen Verortung auseinanderzusetzen.⁹ Kulturanthropolog_innen wiesen bereits auf die Verknüpfung von Haaren und Identität hin, um Überlebenspraxen ging es dabei weniger (De Witte 2017: 128).¹⁰ Bei *Butch Cut* sind Auseinandersetzungen mit der eigenen Identität und Überlebensstrategien untrennbar.

Wie hängen in den Erzählungen und Praktiken von Hank Selbstsorge und Fürsorge zusammen? Einsamkeit als Butch in einem konservativen Dorf war für Hank ein Auslöser dafür, sich mit Geschlechternormen zu beschäftigen. Sie beschreibt ihr bisheriges Leben als Weg, der sie von der Isolation hin zu ihrer Rolle als Sorgegebende für trans/queere Menschen führte. Auf Einsamkeitsempfinden als Folge einer geschlechtlichen Verortung, die von der hegemonialen Norm abweicht, weist auch Kim Scheunemann in einer Studie zu Geschlechterwissen hin; für die interviewten trans und gender-nichtkonformen Personen hält Scheunemann fest: »Auch hier ist Einsamkeit am-

7 Eine Ausgabe des Journals »Open Anthropology« mit dem Titel »Hair Everywhere: Anthropological Notes on the Long and Short of It« widmet sich der anthropologischen Debatte zur kulturellen Bedeutung von Haaren (Han/Antriosio 2018).

8 Dieses Konzept habe ich bereits im Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«, eingeführt.

9 Zur Bedeutung von Haaren als eine Form der Disziplinierung entlang rassistischer und sexistischer Normen (Toerien/Wilkinson 2003).

10 Frisuren spielen auch in queeren Räumen eine bedeutende Rolle für die Verkörperung von Identitäten und für das Widersetzen gesellschaftlicher Normen (u.a. Cole 2008; Tate 2012).

bivalent im Sinne des Risikos, alleine zu sein, zugleich jedoch auch mit der Chance verknüpft, ein anderes Sein zu leben sowie ein neues Wissen mitzugenerieren und damit auch Expert_in zu werden« (Scheunemann 2018: 160). Diese Ambivalenz lässt sich auch in Hanks Erzählungen ausmachen: Praktiken der Selbstsorge – nämlich Butch-Verkörperungen zu leben – waren für Hank ein Ausgangspunkt, um Fähigkeiten zu erwerben, die sie heute als Expertin weitergeben kann.¹¹

Das Interview und die Gespräche mit Hank verdeutlichten für mich, wie eng Gender, Ökonomie, Prekarität und Sorgearbeit bei *Butch Cut* verbunden sind. Um diesen Zusammenhang genauer in den Blick nehmen zu können, wendete ich mich den Arbeiten von Kath Weston zu. »Was ist die Sexualität der Ökonomie?«, fragt sie in ihrem Essay »Production as Means – Production as Metaphor?« (Weston 1998). Sie zeichnet die Kämpfe lesbischer Frauen nach, die auf der Suche nach Lohnarbeit die Genderlinie überschritten und sich der geschlechtlichen Arbeitsteilung widersetzen. Lohnarbeitsräume seien ebenso wie der Haushalt und die Familie Räume, in denen Gender produziert und reproduziert werde (Weston 1998: 112). Mit ihrem Barberhop überschreitet auch Hank die gegenderte Linie der Lohnarbeit: Barbershops sind Räume, die üblicherweise cis Männern vorbehalten sind. Hank durchkreuzt außerdem die Cis-trans-Binarität und verwebt lesbische und trans männliche Räume: Unter dem Namen *Butch Cut*, der ihren Barbershop an lesbische Communities anbindet, schafft sie einen Raum, in den sie trans Männer einlädt und beim Passing unterstützt; sie gibt Wissen weiter, das in trans Kontexten relevant ist.

Neben Genderlinien durchkreuzt Hank auch Klassenlinien, Barbershops sind nämlich mit Arbeiter-Männlichkeiten assoziiert. Hank selbst hat eine ambivalente Klassenposition. Sie studierte an einer Kunstakademie, ist jedoch seit Längerem von Prekarität und Einkommensarmut betroffen. Sie hat viel kulturelles Kapital, *Butch Cut* beschreibt sie als Kunstprojekt. Auf diese Weise versucht sie, es für die Kunstförderung anschlussfähig zu machen, und spricht eine akademische queere Szene an.¹²

11 Auch andere sozialwissenschaftliche Studien betonen, dass Friseursalons Räume sind, in denen intime Beziehungen entwickelt werden und in denen gemeinschaftliche Care organisiert wird (Majors 2001; Liebelt 2016).

12 Dies zeigt sich auch darin, dass auf der Homepage die Angebote ausschließlich auf Englisch formuliert werden.

Kath Weston forschte ethnographisch an queeren Arbeitsplätzen; in ihrem Essay »Sexuality, Class and Conflict in a Lesbian Workplace« thematisiert sie einen Streik in einer lesbischen Autowerkstatt in den USA und widmet sich Klassenfragen, die dort von Bedeutung sind. Klasse definiere ich angelehnt an Weston über den Klassenhintergrund hinausgehend als kontinuierliche Produktion sozialer Beziehungen, die durch die gesellschaftliche Arbeitsteilung strukturiert sind (Weston 1998: 115). Was kennzeichnet einen lesbischen/queeren Arbeitsort? Weston macht als Besonderheit lesbischer Arbeit aus, dass sie die Dichotomie zwischen privat und öffentlich überwinde. Lesbische Identität werde oft als etwas Privates verortet und müsse in heteronormativen Einrichtungen häufig versteckt werden (ebd.: 118). Lesbische Arbeit verbinde hingegen beide Bereiche und erlaube, out zu sein und die eigene Partnerin und Kinder an den Arbeitsort mitzubringen. Die Autowerkstatt *Amazon*, in der Weston forschte, wurde zu einem anerkennenden Ort, in dem lesbische Identitäten keine Ausnahme, sondern die Regel waren (ebd.: 119). Es entwickelten sich Freund_innenschaften, die Privatleben und Lohnarbeit verwoben.¹³ Dies beschreibt Weston als typisch für alternative und kleine Unternehmen und queere Selbstunternehmer_innen oder Entrepreneurs. Sie setzten sich für die Integration persönlicher und beruflicher Beziehungen ein und versprächen eine Transformation der entfremdeten Arbeit (ebd.: 120).

Ähnlich verschwimmen in Hanks Erzählungen zu ihrer Care-Tätigkeit die Grenzen zwischen Fürsorge als Lohnarbeit, Fürsorge als Ehrenamt und Fürsorge als Freund_innenschaftspraktik. Sie versucht, das erworbene gender-nicht-konforme und queere Wissen in einer informellen Form weiterzugeben, sie tut dies gegen Spende und verfolgt den Wunsch, sich durch ihre Selbstständigkeit langfristig finanzieren zu können. Zum Zeitpunkt des Interviews bezieht sie ALG II und kann von den Spenden nicht leben. Die Professionalisierung ihrer Sorgearbeit ist also eine prekäre; zugleich widerspricht ein Mehr an Professionalisierung dem, was Hank unter guter Care versteht. So erläutert sie, dass sie sich mehr Zeit für die einzelnen Personen nehme als in herkömmlichen Friseursalons üblich; Hank möchte »gute Care« anbieten und verweigert sich einer ökonomischen Zeit-Kosten-Nutzen-Rechnung. Inwiefern sie so das eigene ökonomische Überleben langfristig absichern kann,

13 Mehrere Studien diskutieren die Aushandlungen zwischen Friseur_innen und Kund_innen in Bezug auf klassifizierte und gegenderte Positionalitäten, aber auch wie Sorgearbeit ausgehandelt wird (u.a. Lindsay 2004; Cohen 2010).

bleibt ungewiss. Deswegen überlegt sie, die Ausbildung als *barber* nachzuholen.

Die Handlungslogiken und Praktiken, die Hank verfolgt und umsetzt, lassen sich als queeres Selbstunternehmer_innentum verstehen. Hank legt dar, dass sie ihre Sorgearbeit zunächst als heilend empfand. Für die Anfangszeit von *Butch Cut* beschreibt sie das Verhältnis von Energie (der eigenen) und Care (für andere) als ausgeglichen und die Grenze zwischen Sorgenden und Umsorgten als fließend. Dies habe sich verändert, nun überwiege die Erschöpfung. Energie interpretiere ich als eine bei *Butch Cut* bedeutende Ressource, insofern dort ausgewogene Beziehungen des Energiegebens und -nehmens entstehen. Dies lässt sich als queerer Tauschhandel bezeichnen. Hank übt sich in einem selbstverantwortlichen Umgang mit den eigenen emotionalen Ressourcen. Zu Beginn reichte die gegenseitige Aufmerksamkeit als Tauschmittel aus; seitdem es Hank besser geht, geraten die transformativen Effekte ihrer Arbeit in den Hintergrund, nun ist Geld notwendig. Isolation/Austausch, Erschöpfung/Energie und Geld sind in Hanks Erzählungen aufs Engste miteinander verflochten. Bei ungleichem Care-Bedarf kommt zum Ausgleich Geld ins Spiel, um die Reziprozität aufrechtzuerhalten.

Hank erläutert, dass sie ihre Arbeit nur deshalb leisten könne, weil der Bedarf der Community gegeben sei. Sie verortet ihre Sorgearbeit klar bei den bezahlten pflegenden Berufen, deren Beschäftigte grundsätzlich vor der Herausforderung stehen, mit ökonomischen Zwängen umzugehen und Praktiken der Regeneration zu entwickeln. Zugleich grenzt sie sich von Dienstleistungsberufen, zu denen der Friseurberuf eigentlich zählt, ab, indem sie *Butch Cut* als queeres Kunstprojekt rahmt.

Die Zukunft von *Butch Cut* ist ungewiss. Langfristig hat Hank den Traum, ein Retreat Center aufzubauen. Wenngleich sie den Barbershop allein aufgezogen hat, ist es ihr wichtig, Netzwerke aufzubauen. Sie ist mit queeren *barbers* in England und den USA vernetzt; mit ihnen tauscht sie regelmäßige Arbeitsplätze, dann arbeitet sie für ein paar Wochen in einem queeren Barbershop in London oder New York. Auch Hank und ich sprechen nach dem Interview über mögliche Kollaborationen. Sie hat die Idee, das Interview online zu veröffentlichen und es mit der Butch-Cut-Community zu diskutieren. Zudem könne ich gerne ein Social Event zu Care bei *Butch Cut* organisieren.

Unsere Forschungszusammenarbeit lief nicht immer konfliktfrei ab. Hank interessierte sich für meine Arbeit und Perspektiven auf Care, und sie kommentierte regelmäßig meine Posts zu Care auf Facebook. Unsere größten Konflikte drehten sich um ihre Repräsentation: Sie forderte mich

auf, sie als erfolgreiche Selbstunternehmerin darzustellen, während es mir wichtig war, Fragen zu Prekarität zu stellen. Hank steht mehr kulturelles und soziales Kapital zur Verfügung als den meisten anderen Personen, die ich interviewte. Utan Schirmer argumentiert in seiner Studie zu Drag-Kinging, dass die Frage, ob es gelinge, »trotz der partiellen Verweigerung bestimmter geschlechtlicher Anforderungen das eigene Arbeitsverhältnis zu sichern und beruflich erfolgreich zu sein«, insbesondere von den verfügbaren Ressourcen abhängt (Schirmer 2015: 370). Gemeint sind kulturelle und ökonomische Ressourcen wie Bildungsabschlüsse, soziale Beziehungen und Ressourcen an Macht und Einfluss (ebd.). Dieses Ergebnis kann ich insofern bestätigen, als sich die Zukunftsperspektiven von Hank und den Sorgearbeiter_innen aus dem vorherigen Kapitel, die voraussichtlich langfristig von Einkommensarmut betroffen sein werden, unterscheiden. Hank nutzt ihr abgeschlossenes Kunststudium, um *Butch Cut* als künstlerisches Projekt zu rahmen. Dies ermöglicht ihr, ein queeres Milieu mit mehr ökonomischen und kulturellen Ressourcen zu erreichen und sich für eine Kunstförderung zu bewerben. Trotzdem bleibt es auch für sie eine Herausforderung, von ihrer Freiberuflichkeit zu leben, da dies nur mit einer anderen Logik und Herangehensweise möglich wäre, nämlich: in kürzerer Zeit mehr Kund_innen zu einem festen Preis die Haare zu schneiden. So lässt sich Hanks Sorgearbeit zwar im Sinne eines queeren Selbstunternehmer_innentums lesen; gleichzeitig aber wird eine ökonomische Prekarität deutlich, die angesichts der kulturellen Ressourcen, über die Hank verfügt, auf den ersten Blick unsichtbar bleiben mag.¹⁴ Der Verbindung zwischen Care, Geschlecht und Ökonomie sowie zwischen Selbstsorge und Fürsorge gehe ich auch im folgenden Unterkapitel nach, in dem eine trans Stimmarbeiterin im Mittelpunkt steht.

4.2 Von Spendendosen und trans_formativer Arbeit. Für_Sorge in einer Stimmgruppe

Mit Mathilda treffe ich mich in einem linken Café in Berlin-Neukölln. Das Café ist gefüllt mit vor allem jungen Menschen zwischen zwanzig und dreißig. An den Wänden hängen Plakate von Demonstrationen und Veranstal-

14 Auch die Verbindung zur queeren Community ist eine Ressource; so gelang es dem Projekt, während der Corona-Krise innerhalb weniger Tage über Crowdfunding 3.000 Euro für Mietkosten zu fundraise.

tungen zu den Themen Antirassismus und Queer-Feminismus. Leider muss ich fast eine Stunde auf Mathilda warten. Diese Stunde verbringe ich mit der Frage der Einlesbarkeit: Werde ich sie erkennen, ist sie vielleicht doch schon anwesend? Wen lese ich als trans und wen nicht? Wird Mathilda mich unter all den Leuten wahrnehmen, von denen einige allein an ihrem Tisch sitzen? Vielleicht signalisiert mein Notizbuch: Hey, ich forsche. Eine große Frau, komplett in Schwarz gekleidet, tritt ein und läuft suchend durch den Raum. Ich gehe auf sie zu: »Hey, bist du Mathilda?« – »Ja genau!« – »Cool, dass du noch gekommen bist.« Ich lade sie auf einen Milchkaffee ein, da ich annehme, dass sie ökonomisch schlechter gestellt ist als ich. Sie spricht sehr leise und schaut sich häufig um, weshalb sie auf mich nervös wirkt. Ich frage, ob ich das Gespräch aufnehmen kann. »Klar«, sagt sie. Etwas unsicher sei sie allerdings, was die Nebengeräusche betreffe: Sie selbst mache trans Radio, es könne mühsam sein, die Aufnahme später zu verstehen.

Mathilda leitet eine Stimmgruppe für trans Frauen, ehrenamtlich in einem trans Verein. Sie erzählt mir, wie sie dazu gekommen ist, die Stimmgruppe vor sechs Jahren aufzubauen. »Mich hat eine Freundin gefragt, die gerade in der Transition drinsteckte, wie ich das mit der Stimme mache. Da dachte ich: Ist ja blöd, wenn ich das nur ihr erzähle – es ist relativ viel. Dann haben wir zu zweit eine Gruppe angefangen.« Eigentlich wollten die beiden die Gruppe hierarchiefrei organisieren und mit allen gemeinsam vorbereiten, das funktionierte aber nicht: Am Ende erledigte doch sie selbst die meisten Aufgaben. Nun ist Mathilda in der »Leitungsposition«, wie sie es nennt, und organisiert die Gruppe als Kurs. Daneben macht sie eine Ausbildung als Logopädin, »nicht, weil das weiterhilft in dem Kontext, sondern weil ich es dann finanziert kriege über die Krankenkassen«; sie ist der Meinung, dass Gesangstechniken eigentlich mehr helfen würden.

Über die Stimmarbeit »arbeitet man auch viel an psychischen Dingen«, betont Mathilda. »Man kann eigentlich gar nicht mit der Stimme arbeiten, ohne die Psyche miteinzubeziehen.« Sie erklärt: »Die Stimme ist der größte Ausdruck der Persönlichkeit. Für mich ist es so, dass sie fast die Persönlichkeit ist. Wenn ich damit unzufrieden bin, ist es krass. Für mich war es wichtig, mich damit zu beschäftigen, auch für mein Wohlergehen.« Sie bezeichnet die Stimmarbeit als »eine Art von Therapie, also sehr selbstbestimmt. Man setzt sich damit auseinander, was man machen mag mit der Stimme und was nicht. Oft verändert sich nicht nur stimmlich etwas, sondern auch psychisch und körperlich. Umgekehrt gelte: »Wenn Leute eine Verspannung haben oder nicht gut atmen, kommt man irgendwann nicht mehr weiter.«

Mathilda wünscht sich, dass queere Ersatzfamilien entstehen. In der Stimmgruppe seien sie davon noch weit entfernt, aber sie trafen sich auch privat nach dem Kurs, und es entwickelten sich Freund_innenschaften. Sie erklärt: »Ich finde, dass Leute, die solche Gruppen organisieren, fast mehr davon haben als die Leute, die teilnehmen.« Von professionalisierten trans Unterstützungsangeboten, die sie als unpersönlich beschreibt, grenzt sie ihre Gruppe ab. Sie findet es wichtig, »sich *gegenseitig* zu unterstützen«, und argumentiert: »Wenn das so sozialpädagogisch ist, dann fehlt das Empowerment, weil sie sich nicht gegenseitig unterstützen, sondern unterstützt werden von oben.« Wenn die Rollen dermaßen klar verteilt seien, sei es einseitig – »zumindest wird das so dargestellt.« Mathilda erklärt: »Ich finde es ganz großartig, wenn es in beide Richtungen geht.«

Aktuell finanziert Mathilda die Stimmgruppe über eine Spendendose: »Ich stelle meine Spendendose auf und kriege ungefähr zehn bis zwanzig Euro im Schnitt [pro Treffen]. Das funktioniert gerade, weil zwei Leute dabei sind, die einen guten Job haben. Aber ich gebe auch viel Geld dafür aus – von daher ist es nicht kostendeckend.« Sie wünscht sich ein bedingungsloses Grundeinkommen, um das Dilemma der unterbezahlten queeren Sorgearbeit auflösen zu können. Sie sagt: »Mir wäre schon geholfen, wenn das Jobcenter mir vertrauen würde, dass das, was ich tue, sinnvoll ist, und dass ich nicht zu Hause im Bett liege und Fernsehen gucke; wenn ich keinen Druck kriegen würde. Meine Forderung wäre das bedingungslose Grundeinkommen, insbesondere für den Care-Bereich, der sonst nicht funktioniert, weil er keinen Gewinn abwirft.«¹⁵

Wie hängen in Mathildas Erzählung Selbstsorge und Fürsorge zusammen? Mathilda eignete sich trans Geschlechterwissen an, zunächst für sich selbst. Da die Nachfrage vorhanden war, begann sie, das Wissen in einer Gruppe weiterzugeben, und geriet in eine Fürsorgerolle. Praktiken der Selbstsorge und Fürsorge sind eng verbunden. Das wird insbesondere in Mathildas Aussage deutlich, sie selbst profitiere ebenso von der Gruppe, auch wenn sie nun in einer Leitungsrolle sei. Für sie selbst war die Gruppe wichtig, um Gemeinschaft zu finden und Anerkennung zu erfahren. Die Positionen Sorgende und Umsorgte sind miteinander verwoben. Sich selbst sieht Mathilda als Sorgende, aber auch als Umsorgte. Trans_formationenenergie fließt in beide Richtungen,

15 Das Interview führte ich im Februar 2017.

und der Übergang zur Expertin war/ist fließend. Mathilda versucht, selbst-reflexiv mit der eigenen Expert_innenrolle umzugehen.

Mathilda leistet als trans Frau Sorgearbeit speziell für andere trans Frauen, die ihre Stimme verändern möchten. Dabei geht es ihr nicht nur um die Arbeit an der eigenen Stimme, sondern auch um die Arbeit an der eigenen Psyche. In der transfemininen Sorgearbeit, die Mathilda leistet, ist die Arbeit am Körper untrennbar mit der Beschäftigung mit der Psyche, mit Emotionen, verbunden: Über die Arbeit mit dem Körper lässt sich das eigene emotionale Wohlergehen (kollektiv) bearbeiten, und Emotionen zeigen sich im Körper.

Ich frage mich, warum in Mathildas Erzählung Energie und Emotionen eine so große Rolle spielen. Hier geben Alexandra Raus Gedanken zu Psychopolitik und Neoliberalismus hilfreiche Hinweise. Angelehnt an Michel Foucault argumentiert sie, dass Individuen als Subjekte nie außerhalb der Macht stünden, sondern stets als Subjekte produziert würden (Rau 2010: 32); zudem spricht sie über die Arbeit an sich selbst, als therapeutische Führung, um sich selbst zu verstehen, zu erkennen, zu emanzipieren und zu verwirklichen (ebd.: 272). Die Umarbeitung der Psyche könne auch über den Körper bewerkstelligt werden, zum Beispiel durch Tanzen (ebd.). Eine solche Arbeit an sich selbst organisiert Mathilda in einer kollektiven Form: In der Stimmgruppe spielen die Arbeit an sich selbst und der eigene Umgang mit Scham und Schmerz eine wichtige Rolle. Rau spricht von einer Demokratisierung therapeutischer Techniken: Feministische und schwule Therapien und Selbsthilfensätze seien Beispiele aus sozialen Bewegungen, die psychiatrische Hegemonie infrage stellten und sich die Mittel zur Herstellung des eigenen Subjektstatus aneigneten (Rau 2010: 283). So seien in der Frauenbewegung therapeutische Elemente in die feministische Praxis aufgenommen und durch vielfältige Neuschöpfungen von der Psychoanalyse losgelöst worden; hier wurde die Idee der Selbsterfahrung und der Selbsterfahrungsgruppen entwickelt (ebd.: 287). Auch in trans Bewegungen, die in Alexandra Raus Arbeit unerwähnt bleiben, ist die Aneignung therapeutischer Techniken ein wichtiger Bestandteil kollektiver Für_Sorge – oft im Zusammenspiel mit Körperarbeit. Der Hintergrund dessen ist, dass die bestehende Zwangstherapie¹⁶ kein Raum ist, der selbstbestimmt genutzt werden kann. Zudem verfolgen Aktivist_innen wie Mathilda offenbar ganz bewusst das Ziel, einen Raum für

16 Hierbei beziehe ich mich auf die verpflichtende Begleittherapie, die notwendig ist, um über das Transsexuellengesetz (TSG) eine Namens- und Personenstandsänderung zu beantragen.

gegenseitige Für_Sorge zu schaffen, jenseits der Care-Hierarchie, die in professionalisierten Settings vorhanden ist.

In einem Mangel an finanzieller Anerkennung zeigt sich der Zusammenhang von trans Sorgearbeit und Prekarität. Mathilda ist seit längerer Zeit erwerbslos. Sie finanziert die Stimmgruppe durch Spenden; mit einer Summe von zehn bis zwanzig Euro pro Sitzung kommt jedoch nur ein geringer Betrag zusammen. Bei unserem Interview wird Mathildas prekäre Situation greifbar: Es steht außer Frage, dass ich Mathilda zu Kaffee und Kuchen einlade; in anderen Konstellationen war die Dynamik umgekehrt. Mathilda hofft, ihre Form der Sorgearbeit in Zukunft bezahlt zu bekommen. Ohne einen Abschluss, das heißt kulturelles Kapital, ist dies kaum möglich. Die Logopädie-Ausbildung, die sie gerade macht, ist für sie eine Möglichkeit, langfristig aus der Erwerbslosigkeit herauszukommen. Dabei sieht sie diese finanziell notwendige Professionalisierung kritisch: Care-Hierarchien in der professionalisierten Sorgearbeit, etwa bei Angeboten Sozialer Arbeit, lehnt sie ab und betont, dass Care in beide Richtungen gehen solle. Ihr Plädoyer für ein Grundeinkommen verweist auf die strukturellen Veränderungen, die für nachhaltige Trans-Für_Sorge notwendig sind. Hier werden die Grenzen des trans Selbstunternehmer_innentums spürbar: Ebenso wie Hank arbeitet Mathilda mit einer Gruppe Menschen, die an ihrem Geschlechterwissen und, bei Mathilda, an der gemeinsamen Arbeit an der Stimme interessiert sind, die aber nicht die Ressourcen haben, um die Sorgearbeiter_innen angemessen zu bezahlen und das Community-Projekt zu finanzieren. Dabei dürfte die strukturell prekäre Situation trans weiblicher Personen eine große Rolle spielen.¹⁷ So bleibt Mathilda als Strategie, Bildungsabschlüsse zu erwerben, die es ihr ermöglichen, für ihre Arbeit bezahlt zu werden, auch wenn sie jene nicht als notwendig erachtet, um gute Sorgearbeit zu leisten. Über die kulturellen Ressourcen, die sie für die Logopädie-Ausbildung braucht und um sich in ihrem Feld zu professionalisieren – was sich als Empowerment fassen lässt –, verfügt Mathilda.

Mathildas Haltung als Sorgearbeiter_in ist geprägt durch ihren Fokus auf Selbstbestimmung. Praktiken der Selbstsorge und der Fürsorge sind eng miteinander verwoben: Praktiken der Fürsorge sind zugleich Praktiken der Selbstsorge. Ich schlage deshalb vor, von *Selbstsorgender Fürsorge* zu sprechen.

17 Vergleiche Kapitel 3, »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care«.

Auch Lohnarbeit und ehrenamtlicher Aktivismus sind miteinander verknüpft. Im Laufe der Zeit änderte sich Mathildas eigene Rolle: Sie rutschte in eine Expert_innenrolle und hat nun den Wunsch, sich zu professionalisieren, um nicht mehr von Transferleistungen abhängig zu sein.

4.3 »Weniger denken, mehr fühlen.« Experimentelle trans Körperarbeit als Care-Aktivismus

Das Interview mit Leo führe ich in der *Marianne*, einem lesbisch/feministischen Café in Berlin-Kreuzberg.¹⁸ Als ich ankomme, sitzt Leo bereits an einem Tisch. »Ich habe die Schallgeräusche für die Aufnahme getestet«, begrüßt er mich lachend. Der Tisch, an dem er sitzt, sei der beste in Sachen Geräuschkulisse. »Und dann läuft auch noch laut Rock 'n' Roll«, fügt er lachend hinzu. Leo lernte ich in Dortmund bei einer Tagung zu queerer Gesundheit kennen. Er ist Geschlechterforscher, trans Körperarbeiter und hat jede Menge Ideen zu meinem Promotionsprojekt. Leo ist 1971 geboren. Ende der 1980er-Jahre wurde er in der FrauenLesben-Szene einer kleineren Stadt aktiv. Prägend war für ihn damals, eine diverse Gruppe von »Weiblichkeiten« zu haben – »mit und ohne Sternchen, das gab es zu dem Zeitpunkt noch nicht«. Zu Beginn des Studiums engagierte er sich in linksradikalen Lesbengruppen, dort störte ihn jedoch die Homogenität. Am wohlsten fühlte er sich in einer lesbischen Theoriegruppe, die altersgemischt war: Leo war damals 19, die älteste Person achtzig. Zu dieser Zeit besuchte er während eines Berlinbesuchs auch das Café, in dem wir nun sitzen – es sei schließlich ein Treffpunkt der FrauenLesben-Szene gewesen.

Leo erzählt mir, dass er lange keinen Namen für seine Erfahrungen hatte: »Trans Maskulinität war für mich nicht präsent und auch nicht denkbar. [...] Der Umbrella-Term war Lesbe, und das war's.« Mit Mitte zwanzig merkte Leo: »Mir ist da was zu wenig. [...] Mir war nicht klar, warum. Dann habe ich mich intensiv auf den Weg gemacht, Thema Feminität: Was ist das, was zieht mich da an? Ich habe eher im femininen Spektrum gelebt, heute würde ich das als total genderqueer bezeichnen. Mein Transaspekt oder Transerleben spielte da keine Rolle und hatte keinen Namen.« Das änderte sich Anfang der 2000er-Jahre: 2004 hat Leo in einer Großstadt seine ersten »Transkontakte«. Er erinnert sich an einen Filmabend, bei dem die Doku

18 Dieses hat mittlerweile neue Betreiber_innen und einen neuen Namen.

über den trans Mann Ines Paul (Schulz 2002) gezeigt wurde; danach habe er zu einer Freundin gesagt: »Das ist bei mir eigentlich auch immer so gewesen.« Durch die Drag-King-Szene und durch Filme wie die besagte Doku oder »Gendernauts« von Monika Treut (1999) habe er ein Gefühl, »eine Wahrnehmung für [sich] gekriegt: Ich bin nicht allein, da gibt es einen Namen. [...] Das waren meine Anfänge.«

Diese Anfänge seien im Grunde mit dem Ende seines Engagements zusammengefallen, erklärt er. Denn zu diesem Zeitpunkt habe er sich in die Geschlechterforschung hinein und aus der FrauenLesben-Szene raus bewegt. Den ersten trans Mann, den er kennenlernte, interviewte er für seine Dissertation. Durch die Forschung entstanden Freundschaften mit weiteren trans männlichen Personen. Drag-Kontexte, wo vieles noch im Entstehen und Uneindeutigkeiten möglich waren, waren wichtig für ihn.

Mittlerweile steht Leo queerem und trans Aktivismus ambivalent gegenüber: Er habe viele Konflikte miterlebt, die für ihn zermürend gewesen seien. Als er chronisch krank wurde, zog er sich gesundheitsbedingt aus dem Aktivismus zurück. Leo erzählt: »Ich brauchte viel Zeit, um mich selbst zu pflegen, um wieder gesund zu werden.« Auch diese Erfahrung war es, die ihn zur Körperarbeit brachte. Er resümiert lachend: »Ich will keine Psycho-dramen mehr. Nach 27 Jahren Lesben/Frauen/Queer-Communitys ertrage ich es nicht mehr.«

Das Thema Care beschäftigt Leo schon lange. Er habe festgestellt, dass seine eigene geschlechtliche Sozialisation eng mit Sorgearbeit für andere verbunden ist: »In meiner Biographie spielt es eine wichtige Rolle, dass ich in meiner Familie eine Tochterpositionierung habe. Ich habe sehr alte Eltern. Ich habe meine Diplomarbeit geschrieben und parallel meinen Vater sterbebegleitet, Pflegestufen organisiert und ihn zu Einrichtungen gebracht. Das prägt mich, seitdem ich zwanzig bin, und es geht bis heute weiter.« Bezüglich seiner Mutter hält er fest: »Ich mache, was die ›gute Tochter‹ macht: Ich organisiere Pflegestufen.« Leo erinnert sich an eine lesbisch/feministische Lesegruppe, in der sie sich mit dem Care-Begriff auseinandersetzten und damit, wie Sorgearbeit an einen herangetragen wird. Auch in lesbischen/queeren/feministischen Communitys werde erwartet, »dass du dich aufopferst, was für die Community tust, selbstlos bist, dich zurückstellst; nicht Nein sagst, immer unterstützt und ansprechbar bist, wenn um drei Uhr nachts jemand ein Krisengespräch braucht«. Indem man sich aufopfere, könne man in Szenen wichtig werden, »im Bourdieuschen Sinne

symbolisches Kapital« erlangen.¹⁹ Über sich selbst sagt Leo selbstkritisch: »Ich war immer voll dabei, immer in Fürsorge drin.« Inzwischen habe er sich von Care-Anforderungen emanzipiert. Er sei klarer darin geworden, Nein zu sagen, und befinde sich nun auf dem Weg zu mehr Selbstfürsorge: »Self care is my first priority.«

Leo wünscht sich eine Community, in der Menschen äußern: »Ich kann nur so viel Zeit und Energie reinbringen. Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mein letztes Hemd geben.« Er selbst befinde sich gerade in einem Lernprozess, um Care anzunehmen und sich einzugestehen: »Hey, eigentlich brauche ich Unterstützung.« Leo benennt, dass gerade trans Personen »Bedarf an einer positiven Form von Fürsorgearbeit und Unterstützung haben und einen Raum für Selbstsorge brauchen«. Es sei notwendig, die unterschiedlichen Care-Bedarfe anzuerkennen. So stehe ihm als trans Person weniger Energie zur Verfügung, zum Beispiel, weil er im Lohnarbeitskontext nicht eindeutig als cis geschlechtlich gelesen werde: »Es kostet wahnsinnig viel Energie. Ich möchte, dass dies als zusätzlicher Bedarf wahrgenommen und anerkannt wird.«

Leo versucht gerade, mit einer_m Freund_in eine Körperarbeitsgruppe für trans Menschen aufzubauen. »Dies«, so konstatiert er, »ist mein größtes trans oder queer/feministisches Engagement.« Das Vorhaben erweise sich jedoch als »schwierig, weil es einen starken Selbsthilfefokus bekommen« habe. Ich frage nach: »Was meinst du damit?« Leo hatte den Eindruck, dass die Interessierten sich »stark in Findungsprozessen befunden haben oder sehr traumatisiert waren«. Er selbst beschäftige sich hingegen seit über 25 Jahren mit dem Thema Körper, damit, was er an Feminität und Maskulinität leben wolle, und mit Sexpositivität. Aktuell gehe es für ihn eher in Richtung des maskulinen Spektrums. Er erklärt: »Ich bin schon auf einer langen Reise gewesen und ein ganzes Stück mehr in mir angekommen.« Das sei bei einigen in der Gruppe nicht der Fall, das aber könne er nicht auffangen: »Wir haben das privat organisiert. Wenn dann Menschen bei Übungen, die ich für unproblematisch halte, Flashbacks bekommen ... – Das war nicht möglich, wir haben beschlossen: Das geht nicht mehr.« Leo findet, dass traumatische Erfahrungen anders aufgefangen werden sollten, zum Beispiel durch therapeutische oder Selbsthilfeangebote.

19 Hier geht es darum, Anerkennung zu erhalten, und um Prestige. Der oben genannte Aspekt lässt sich auch als soziales Kapital beschreiben, im Sinne von Zugang zu Netzwerken (Bourdieu 1992: 63 f.).

»Welches Gender ist das coolste, welches das repressivste? Wer ist *radical queer* und wer nullachtfünfzehn?« – derlei symbolische Kämpfe in trans Räumen stören Leo. Er selbst habe sich in trans Räumen viel damit auseinandergesetzt, wie er sich verorte: »Es gibt ja viele trans Identitätsangebote. Entweder du bist total binär organisiert – das war nicht so meins –, oder du hast alle möglichen Genderangebote.« Eine Zeitlang war Butch für ihn wichtig, und er beschäftigte sich mit Butch-Konzepten, empfand den Zugang über Konzepte aber als zu kopflastig: »Ich habe festgestellt: Diese [...] Vorstellungen, wie dein Sein und dein Körper sich an ein Konzept anzupassen haben, in Gestik, in Mimik, das find ich normierend.«

Die Körperarbeit ist für Leo eine Alternative. Sie sei experimenteller: »Da gibt es viele Sachen, die nicht ausgesprochen werden können, und das ist gut. Dich frei zu machen von Normen. Gerade trans hat viel mit Normierung und Diagnostik zu tun. Dieses Sich-frei-Machen ist wichtig.« Aus diesem Grund organisiere er die Körperarbeitsgruppe; er möchte »einen Raum [...] haben, in dem wir das, was wir an Ressourcen und Wissen über Körperarbeit haben, zur Verfügung stellen«. Er schicke jeweils einen Termin rum, und »dann können Menschen, die Lust auf Entspannung, Körper, Tanz, Massage, Bewegung haben, kommen und den Raum gemeinsam gestalten«. Es gehe darum, den eigenen Körper, jenseits des Sprechens, positiv zu erleben: »dich wie du gerade da bist, mit deinem Körper zu erleben. [...] Wie fühl ich mich in mir?« Es gehe darum, »sich konzeptfrei in genau dem Moment zu erleben, mit all den Grenzen und vielleicht auch Möglichkeiten«. Es gehe darum, sich Bewegungen zu erlauben, die vorher verboten waren. »Weniger denken, mehr fühlen.«

Leo bezieht sich positiv auf Körperarbeit in feministischen Kontexten der 1970er- und 1980er-Jahre, mit Selbstuntersuchungen und der Verweigerung von Diagnostik. Die Körperarbeit in trans Kontexten empfindet er teilweise als transnormativ; in binär organisierten trans Räumen gebe es wenig experimentelle Körperarbeit: »Da spielt Körper eher als Material eine Rolle, das es zu verändern gilt, das formbar ist: Arbeit an sich selbst, um sich zu optimieren, und zwar hin zur Zweigeschlechtlichkeit.« Queer/feministische und nicht-binäre Körperarbeit sei experimenteller und folge keinem eindeutigen Konzept von Körnernormen.

Leo nimmt bei sich eine Erschöpfung, was Queer Politics und die Zunahme an Gender-Optionen betrifft, wahr. Als Motto macht er aus: »Bitte entscheiden und performen Sie jetzt!« Er verspürt Performancemüdigkeit: »Ich habe keinen Bock mehr, mich zu verorten. [...] Gender war gestern für mich, ich

habe keine Lust mehr.« Er wünscht sich einen ressourcenorientierten Blick auf trans Personen, einen anerkennenden Blick auf ihre Fähigkeiten, Wünsche und Utopien, der sie »nicht nur als wandelnde Diagnose« wahrnimmt. Generell wünscht er sich eine Abkehr von solchen Auseinandersetzungen mit Diskriminierung und Trauma, die »Menschen nur an ihre Begrenzung erinnert, an ihre Erschütterung«, während die vorhandenen positiven Kräfte vernachlässigt würden. Er wünscht sich »Versöhnlichkeit mit den eigenen Verletzungen und denen anderer« und eine Entwicklung weg von schwächenden psychologischen Konzepten hin zu mehr Selbstverantwortung. Er wünscht sich Community-Gespräche über Tabuthemen, zum Beispiel »an einem Tisch wie da drüben, zu sechst: tief durchatmen und über herausfordernde Gefühle sprechen, über Neid oder Scham«; auch über Tod, sterben und Erkrankung müsse gesprochen werden. »Denken queer/lesbische Szenen überhaupt bis zum Tod?«, fragt er nachdenklich.

Leo vermutet, dass trans Aktivismus in einigen Jahren stärker professionalisiert sein werde; dies zeichne sich bereits jetzt ab: »Es gibt diejenigen, die professionell zu trans und mit Trans arbeiten – gleichzeitig wird es immer Selbsthilfe geben. Es wird immer einen großen Teil an binären trans Menschen geben, die ein traditionelles Verhältnis zu Körper – als etwas Reparaturbedürftigem und Überholungsbedürftigem – haben; die möglicherweise deshalb nicht transaktiv sind, weil sie zusehen, dass sie stealth, dass sie mainstreammäßig leben. Ich glaube, die Spaltung zwischen den Profis und den Selbsthilfeorientierten wird größer.« Leo ergänzt: »Du und ich tun das«, sich professionalisieren. Er hofft, dass es zukünftig Räume geben wird, um diese Entwicklung kritisch zu reflektieren, um vielleicht zu sagen: »Wir mögen [hier] Expert_innen sein, aber ihr – die von euch, die gerade am Anfang stehen oder sich orientieren – seid ebenfalls Expert_innen: für euch selbst.« Die Spaltungen, die Leo ausmacht, fasst er zusammen als »Spaltung in Profis, trans Profis und trans Selbsthilfe«. Die trans Community insgesamt würde eingeteilt in »trans Expert_innen und Leute, die der Hilfe bedürfen«.

Für die Zukunft wünscht sich Leo queer/feministische und trans Gesundheitszentren und -räume. Er führt aus: Wenn die Angebote größer und nachhaltiger sein sollen als Selbsthilfeangebote, brauche es eine Institutionalisierung und Professionalisierung, zum Beispiel Arrangements »mit Krankenkassen, einer öffentlichen Gesundheitsversorgung. Da wäre ich mir nicht zu schade«. Auch müssten zukünftig die Kompetenzen trans queerer Sorgearbeiter_innen stärker anerkannt werden. Gleichzeitig wünscht sich

Leo eine kritische Auseinandersetzung mit Begriffen, die aus dem medizinischen Kontext übernommen würden, zum Beispiel »Klient_innen« und »Angehörige«.

Leo fürchtet, dass sich die Bedingungen für trans Aktivismus in den kommenden Jahren verschlechtern werden: »Wahrscheinlich wird Trans immer schlecht finanziert bleiben. Ich vermute, die politischen Bedingungen werden im Laufe der nächsten zehn Jahre weniger förderlich sein, als es in den letzten Jahren der Fall war.« Sollte sich diese Prognose bewahrheiten, müsse das Community-Gesundheitszentrum, das Leo vorschwebt, anders ausgestaltet werden: »Vielleicht müssen wir Expert_innen abspecken [...] und sagen: Wie können wir Unterstützung geben, ohne dass wir uns selbst ausbeuten?« Zudem brauche es eine queer/feministisch/lesbisch/trans Strategie gegen Faschismus und Rechtspopulismus; auch das sei gesundheitsfördernd.

Virtuelle Räume erlebt Leo als ambivalent: Zum einen sei es »aufregend, was ich da erleben kann«; zum anderen ziehe er sich aus Selbstsorgegründen daraus zurück, da er viele Dynamiken als gesundheitsschädigend erlebe. Bezogen auf das imaginierte Community-Gesundheitszentrum findet er Onlineberatung wichtig: als niedrigschwelliges Angebot. Für ihn persönlich sei der physische Kontakt mit anderen Menschen zentral und nicht durch virtuelle Angebote ersetzbar.

Beim Interview mit Leo nehme ich eine produktive Sympathie zwischen uns wahr. Sie inspiriert Leo, zu erzählen, und ermöglicht uns, Care gemeinsam weiterzudenken. Zum Abschluss fragt mich Leo nach meinen anderen Interviewpartner_innen, und ich erzähle vom queeren Friseursalon.²⁰ Lachend resümiert Leo: »Sorgearbeit bei Friseur_innen, bei der Fußpflege oder demnächst bei meiner Ölmassage. Da finden auch Gespräche statt, keine Frage. Die berühmte Kneipe früher, der Tresen war auch eine Form von Therapieplatz.« Leo besteht darauf, mich auf den Kaffee und den Kuchen einzuladen, und wir verabschieden uns herzlich mit dem Versprechen, uns bald wieder zu treffen.²¹

Wie hängen in Leos Erzählung Care und Gender zusammen? Beides ist aufs Engste miteinander verwoben, insofern es Praktiken der Selbstsorge, insbe-

20 Vergleiche Unterkapitel 4.1, »Wie willst du durch die Welt gehen?« Butch-Care zwischen Selbstheilung und Selbstunternehmer_innentum«.

21 Das Interview führte ich im März 2017.

sondere Körperarbeit, waren, die es Leo ermöglichten, die eigene geschlechtliche Verortung zu erkunden. Heute öffnet er im Feld der Körperarbeit Räume, in denen Menschen Geschlecht jenseits von Sprache erkunden können. In seinem biographischen Rückblick beschreibt er viele Bewegungen und Erkundungen, die die Fluidität und Veränderbarkeit geschlechtlicher Verortungen sichtbar machen. Trans Personen haben, so macht Leo deutlich, einen erhöhten Care-Bedarf, sowohl an Fürsorge als auch an Selbstsorge. Verbindungen von Gender und Fürsorge zeigt Leo außerdem in seiner geschlechtlichen Sozialisation auf, die ihn »als die gute Tochter« zu Sorgearbeit angerufen habe und bis heute prägend sei; Leo steckt weiterhin in der damals zugewiesenen Care-Rolle. Hier lässt sich eine Dreifachbelastung feststellen, von der insbesondere trans Männlichkeiten und nicht-binäre Personen, die bei der Geburt weiblich zugewiesen wurden, betroffen sind: Von ihnen wird Fürsorge unter Umständen sowohl in familiären als auch in Community-Zusammenhängen erwartet. Zudem haben sie einen erhöhten Selbstsorge-Bedarf.

Das Verhältnis von Selbstsorge und Fürsorge stellt sich bei Leo ambivalent dar. Leo ist chronisch krank und führt das eigene Burn-out auf szeneeinterne Konflikte zurück; außerdem habe die Belastung durch Fürsorge-Erwartungen zu Erschöpfung geführt. Leo zog sich gesundheitsbedingt zurück und grenzt sich inzwischen von Care-Aufrufen im Aktivismus ab; diese Abgrenzung beschreibt er als Emanzipation von Fürsorgeerwartungen, die eng verbunden seien mit weiblichen Sozialisationserfahrungen und der Feminisierung von Care.

Für Leo bedeutet Selbstsorge also auch, sich von Fürsorgeerwartungen und Leistungsnormen in queeren Räumen und im Aktivismus zu emanzipieren. Er plädiert für ein Subjektverständnis, das Care beinhaltet. Als einer der wenigen Interviewpartner_innen thematisiert Leo seine familiären Fürsorge-Verpflichtungen und seine Care-Sozialisation im Zusammenspiel mit den Rollen, die er in queeren/feministischen/trans Räumen einnimmt. Leos These, dass Care-Verpflichtungen, die Personen außerhalb der jeweiligen Szene innehaben, in trans/queeren/feministischen Räumen wenig thematisiert werden und dass Doppelbelastungen unsichtbar bleiben, bestätigt sich in meiner Arbeit. Leo plädiert sehr stark für Selbstverantwortung; welchen Stellenwert gegenseitige Fürsorge in queeren/trans Räumen haben sollte, bleibt unklar.²²

22 Diese Frage wird intensiver in Kapitel 6, »Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care«, bearbeitet.

In der Körperarbeit verbindet Leo Selbstsorge und Fürsorge miteinander. Er grenzt sie sowohl von formeller Therapie als auch von Selbsthilfe ab und verortet sie in einer Art Zwischenraum. Selbsthilfe versteht er als etwas, das spezifisch am Anfang des eigenen Findungsweges und bei Krisen zentral ist, als Merkmal therapeutischer Settings macht er deren Hierarchien aus. Bei seiner ehrenamtlichen Körperarbeit hingegen bildet das Erfahrungswissen der Teilnehmenden die wichtigste Grundlage, gleichzeitig grenzt er sich von Selbsthilfe ab. Körperarbeit schafft als eine Form von Für_Sorge einen Raum für geschlechtliche Vielfalt. Queer-Care eröffnet die Möglichkeit, die Diagnostik selbst in die Hand zu nehmen und sich von medizinischen Kontexten und Zuschreibungen frei zu machen. Leo nimmt eine Tabuisierung von Care in vielen aktivistischen Räumen wahr und plädiert dafür, die eigene Sorge-Biographie, aber auch Themen wie Tod und Pflege offener zu thematisieren. Er spricht sich für eine Professionalisierung von trans/queerer Fürsorge aus. Er selbst möchte langfristig ein queeres Gesundheitszentrum aufbauen. In Leos Erzählung gibt Transsein Energie, kostet aber auch welche; Letzteres lässt sich als Reibungsverlust in einer cis- und heteronormativen Umgebung fassen.

Leo grenzt sich von medizinischen und therapeutischen Kontexten ab, verwendet aber auch Begriffe aus beiden, die er wiederum anpasst oder »auseinandernimmt«. Leo queert die Binarität zwischen Betroffenen und Expert_innen, indem er eine neue Kategorie schafft: trans Profis, neben oder zwischen Profis und trans Selbsthilfe. Er fordert dazu auf, diese Entwicklung kritisch zu begleiten und infrage zu stellen. Schließlich, so betont er, sei jede Person Expert_in für sich selbst. Hierzu möchte ich ergänzen, das kulturelles, ökonomisches und soziales Kapital notwendig ist, um trans Profi oder Expert_in zu werden; so ist ein Studienabschluss meistens eine Voraussetzung für eine bezahlte Stelle in einem trans Verein. Ich möchte etwas genauer auf die Unterscheidung eingehen, die Leo zwischen Profis und trans Profis zieht. Mit dem Begriff Profi spielt er auf cis Expert_innen an, die sich nicht als trans verorten und in medizinischen und wissenschaftlichen Kontext Machtpositionen einnehmen oder als Verbündete agieren. Ihre eigene geschlechtliche Verortung bleibt meistens unsichtbar. Trans Profis hingegen befinden sich in der ambivalenten Position zwischen Selbsthilfe, die hierarchiefreier ist, und einem professionalisierten hierarchischen System. Diese Rolle zu navigieren, darum geht es im Interview mit Leo, und auch andere queere/trans Sorgearbeiter_innen wie Hank und Mathilda beschäftigen sich damit.

Leo zieht in Hinblick auf seine Arbeit eine klare Grenze zwischen trans Personen, die er im Kontext der Selbsthilfe verortet, und Personen wie ihm, die bereits eine lange Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsidentität hinter sich haben. In seiner Beschreibung des Scheiterns einer Gruppe für Körperarbeit zeigt sich, dass Sorgearbeit Grenzen hat, die mit Überlastung im Ehrenamt zu tun haben. Leo schafft mit seiner Körperarbeit einen selbstorganisierten Rahmen, um einen weniger normierenden Umgang mit dem eigenen Körper zu lernen; offen bleibt für mich die Frage, was sein Angebot von der Selbsthilfe unterscheidet. Ist es vielleicht im Sinne eines trans/queeren Selbstunternehmer_innentums »notwendig«, Abgrenzungen vorzunehmen und neue Namen zu finden, die für Professionalisierung stehen – auch wenn sich die Inhalte und Angebote kaum von jenen der Selbsthilfe unterscheiden mögen?

Ich möchte auf eine weitere Ambivalenz hinweisen: reden versus fühlen. Leo betont mehrfach, dass er weniger reden und mehr fühlen möchte. Zugleich zeigt er sich begeistert über die Möglichkeit, in einem Interview zu sprechen, und wünscht sich Gespräche in kleinen Gruppen über tabuisierte Care-Themen. Ich leite daraus ab, dass sich das Spüren/Fühlen und das Verbalisieren von Fürsorge-Erfahrungen produktiv ergänzen und dass Ersteres Leo dazu anregte, auch wieder über Care zu sprechen. Dieses Verhältnis lässt sich vielleicht als Kreislauf denken, der Spüren und Reflektieren verbindet. Leo löste sich aus einer theorielastigen queeren Szene, kam über die Körperarbeit ins Spüren – und hat nun offenbar wieder den Wunsch, zu reflektieren.

4.4 »Wir werden stärker, wenn wir uns umeinander kümmern.« Selbstbestimmte Trans-Fürsorge

In einer westdeutschen Großstadt interviewe ich Rahel. Sie arbeitet als Sozialarbeiterin in einer trans Beratungsstelle und hat eine Empowerment-Gruppe aufgebaut. Sie lädt mich ein, das Interview bei ihr zuhause in ihrer Wohngemeinschaft zu führen. In ihrem gemütlichen, lichtdurchfluteten Zimmer fallen mir gleich viele Bücher aus der Geschlechterforschung ins Auge, viele Titel beschäftigen sich mit den Themen Selbstsorge und Kommunikation. Wir machen es uns mit Kaffee auf dem Sofa gemütlich. Zum trans Aktivismus kam Rahel wie viele meiner Interviewpartner_innen, da sie selbst Austausch suchte und es in ihrer Region wenig Anlaufpunkt gab. Auf einem bundesweiten trans Treffen lernte sie trans Personen

aus ihrer Region kennen; mit ihnen gründete sie einige Zeit später eine Empowerment-Gruppe. In den kommenden Jahren stieg sie tief ins Thema ein: Sie durchlief eigene Transitionsprozesse, nahm an einem Ausbildungsgang zur trans Beraterin teil und lohnarbeitet seit einigen Monaten in diesem Bereich.

Für Rahel sind sowohl die Teilnahme an der wöchentlichen Empowerment-Gruppe als auch Selbstsorge, die sie allein betreibt, wichtig: »Damit ich mein Leben hinkriege. Ich mache viel Kleinkram, weil Zugang zu Therapie schwierig ist. Viele Therapeut_innen haben Trans wenig auf dem Schirm und sind verletzend, nicht aus böser Absicht, sondern aus Nichtwissen. Sie versuchen, medizinische Modelle von Transsexualität auf mich zu übertragen. Darum muss ich viel Kleinkram machen: Meditation, Sachen aufschreiben, die gut gelaufen sind, auf mich achten.« Sie sei mit vielen anderen trans Personen befreundet, sie kümmern sich umeinander. Ich frage Rahel nach den Themen in ihrer Gruppe. Beim letzten Treffen, erzählt sie, hätten sie Fragen für Therapeut_innen ausgearbeitet, um bei der Suche nach einem Therapieplatz herauszufinden, welche transfreundlich sind: »Ist Transsein eine Krankheit? Sind Leute, die bi sind, verwirrt oder unentschlossen? Was halten Sie von Diagnosen?« – Damit man die abchecken kann, bevor man sich verletzlich macht.« Ein anderes Mal sei ein geplantes Coming-out durchgesprochen worden.

Eine Herausforderung in der trans Empowerment-Gruppe ist laut Rahel die Unterschiedlichkeit der Perspektiven: »Nur weil man die Erfahrung macht, falsch zugeordnet worden zu sein bei der Geburt, muss das nicht zu ähnlichen Strategien oder Perspektiven auf die Welt führen.« Zudem könnten die diversen Erfahrungen mit Geschlecht zu Verletzungen führen: »Manche Leute freuen sich, wenn mehr Haare wachsen. Andere wollen möglichst wenig Behaarung haben.« Die Unterschiedlichkeit sei auch sprachlich eine Herausforderung: »Wie verqueert man Vorstellungen von Sexualität oder Körpern? Sagt man, dass bestimmte Genitalienformen männlich, weiblich oder nicht-binär sind? Oder sagt man, sie sind immer männlich oder weiblich?« Auch unterschiedliche politische Perspektiven begegneten sich: von »Leuten, die nicht in der Normalität ankommen, sondern der Gesellschaft widerständig gegenüberstehen wollen, und anderen, die sich wünschen, ganz normal zu sein.« Rahel nimmt auch einen Kampf um Zeit wahr: Welche Themen werden bei den Treffen zuerst besprochen?

Diskutiert werde auch, ob nicht-binär zu trans dazu zähle: »Wer ist trans, wer ist nicht trans? Wer ist richtig trans, wer ist falsch trans?« Gleichzeitig

würden nicht-binäre Personen als »die voll Coolen« dargestellt, während die »binäre trans Frau«, die unsichtbar sein will, als »bürgerlich und angepasst« und entsprechend uncool gelte. Manchmal werde nicht-binär mit Theoriesträngen der Geschlechterforschung in Verbindung gebracht und kritisiert nach dem Motto, »dass nicht-binär eine politische Haltung sei, weil man Butler gelesen habe und dann entscheide, nicht-binär zu werden«.

Diese Kämpfe und Zuschreibungen erschwerten das Entstehen von Nähe in trans Räumen, so Rahel. Sie fänden auch deshalb statt, weil es in trans Communitys wenig Ressourcen – Geld, Raum, Zeit – gebe: »Binäre, sich als transsexuell verstehende Personen haben Angst, Ressourcen weggenommen zu kriegen von nicht-binären Leuten.« Rahel fügt hinzu, dass viele Menschen durch »Diskriminierungserfahrungen ziemlich fertig sind. Das sind nicht die besten Voraussetzungen, um gut politisch diskutieren zu können«. Daher sei es herausfordernd, Räume empowernd zu gestalten, also nicht nach dem Motto »Alles ist scheiße, die Welt ist böse, wir leiden und es gibt keine Aussicht auf Besserung«, sondern Strategien zu erarbeiten und »dafür zu sorgen, dass wir besser mit den Sachen klarkommen und angenehmer überleben können«.

Für Care unter trans Personen ist für Rahel zentral, die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen anzuerkennen. Hinderlich sei die »Kultur« in trans Räumen, »schnell Ratschläge zu geben, anstatt zuzuhören und sich zurückzunehmen«. Ihrer Ansicht nach gilt es, die eigene Ohnmacht auszuhalten und die Begrenztheit der eigenen Perspektive wahrzunehmen. In ihrer Empowerment-Gruppe hätten sie sich darauf geeinigt, auf den Satz »Das kennt ihr ja auch alle« zu verzichten, denn oft handele es sich um Aspekte, »die nur bestimmte trans Gruppen erfahren«. Manchmal teilten sie sich in Untergruppen auf, »um Vielfalt zu reduzieren«. Sie übten gemeinsam, mehr zuzuhören und weniger Tipps zu geben. Dies führt laut Rahel zu einer besseren »Sich-umeinander-kümmern-Qualität«.

Rahel kämpft auch gegen verinnerlichte Trans- und Nicht-binär-Feindlichkeit, »die es schwer macht, sich selbst und andere binäre und nicht-binäre trans Leute zu lieben und Zuneigung zu entwickeln«. Sie erinnert sich an ihren ersten Besuch bei einem trans Stammtisch: »Ich habe mich komisch gefühlt: Jetzt gehöre ich zu den Freaks.« Diese Reaktion führt sie auf Normen zurück, die dazu aufforderten, als trans Person unsichtbar sein zu wollen: »Sich nah zu sein, Care auszuüben und Verbindungen aufzubauen«, sei schwierig, »wenn trans das ist, was man verstecken will«. Rahel erklärt: »Wir werden stärker, wenn wir uns umeinander kümmern.« Sie nimmt wahr,

dass viele trans Personen in Netzwerke eingebunden sind. Wenn sie selbst Unterstützung braucht, schreibt sie Freund_innen an, in dem Wissen, dass mindestens eine Person Zeit haben wird.

Für Rahel bedeutet trans Empowerment, die eigene Handlungsfähigkeit anzuerkennen und zu erweitern. Weitere Punkte seien: »das gesellschaftliche Wissen über einen infrage zu stellen; aus der Individualisierung rauszukommen; Erfahrungen zu politisieren; zu merken, anderen geht es auch so; Strategien zu finden, um sich Räume zu schaffen, in denen man mehr so sein kann, wie mensch ist, in denen man heilen kann, sich stärken kann, sich austauschen kann und sich nicht immer so allein und isoliert fühlt.« Zudem gehe es darum, »das eigene Überleben zu sichern, Grundbedürfnisse erfüllen zu können oder zu lernen, sich zu wehren, und das in geschützten Räumen auszuprobieren«. Konkret würden in der Empowerment-Gruppe zum Beispiel Strategien besprochen, auf die Frage »Bist du ein Mann oder eine Frau?« zu reagieren. Zudem entwickelten sie eigene theoretische Konzepte, um nicht-binäre Erfahrungsweisen zu stärken und die eigene Identität und den eigenen Körper besser umschreiben zu können, beispielsweise sprächen sie über die »Unterschiedlichkeit zwischen Feminität und Weiblichkeit, zwischen Maskulinität und Männlichkeit«. Für Rahel ist Wissensproduktion ein Teil von Care; auch die Hochschule sei ein Ort, »um das Wissen über einen – Pathologisierung zum Beispiel – infrage stellen zu können«. Dort könne man sich und die Gesellschaft anders denken.

In Rahels Beratungspraxis geht es oft um Fragen des Coming-out. Personen wollen herausfinden: »Wer bin ich eigentlich, was ist mein Weg, wo will ich hin? Wie kann ich an Hormone kommen? Wie kann ich es in diesem pathologisierenden Gesundheitssystem möglichst einfach hinkriegen?« Für viele seien Hormone eine Form von Care: Der Körper verändere sich dadurch auf eine Weise, dass sie ihn besser annehmen könnten. Rahel bespricht mit den Ratsuchenden Coming-outs gegenüber Angehörigen »oder Leuten, die man mag und nicht verlieren will. [...] Wie kann man die eigene Erfahrung versprochen und der Person mitteilen, um wieder Nähe oder Kontakt zu haben?«. Ihre Aufgabe als Beraterin sieht Rahel darin, »Fragen zu stellen, um Erkenntnisprozesse in Gang zu bringen«. Zudem teilt sie rechtlich-medizinisches Wissen und weist auf Lücken im System hin, um »zu ermöglichen, einfacher an die Sachen zu kommen«.

Herausfordernd sei für Rahel, sich kontinuierlich daran zu erinnern, dass sie nicht wissen könne, was das Richtige für ihr Gegenüber sei, und dass der eigene Weg nicht zwingend dem entspreche, was die betreffende

Person brauche. Gleichzeitig sei die eigene Betroffenheit eine Ressource, um Care geben zu können. Durch die Beratungsausbildung habe sie gemerkt, »dass Care in der trans/queer/nicht-binären Szene heißt, zu erzählen und zuzuhören, Übersetzungsarbeit zu leisten und die Akzeptanz von unterschiedlichen Strategien und Perspektiven«. Kompliziert sei, eine Finanzierung für Selbsthilfearbeit zu finden, etwa für ein nicht-binäres Camp oder eine bundesweite Vernetzung. Laut Rahel liegt dies daran, dass es »wenige Stiftungen gibt, die sagen, wir unterstützen trans und nicht-binäre Projekte. Man muss betteln bei schwul dominierten Stiftungen oder bei FrauenLesben-Strukturen, die oft nicht transinklusiv sind«.

Virtuelle Räume waren für Rahel zeitweise wichtige Care-Orte. Über Twitter könne man sich ein Netzwerk aufbauen, erklärt sie mir: »Da gibt es Leute, die vernetzt sind«, auch lerne sie darüber »manchmal Leute im Real Life kennen«. Sie teilten Erfahrungen, gäben sich Tipps und beantworteten Fragen, zum Beispiel zu Östrogen. Rahel resümiert: »Zwischendurch war Twitter wichtig, aber ich habe gemerkt, dass mir das nicht nur guttut: weil da viel ›negative‹ Sachen geschrieben werden. Das hat bei mir Ängste verstärkt und das Gefühl ›Alles ist schlecht‹ und ›Alle sind uns böse gesinnt‹. Da habe ich gemerkt, dass ich Abstand zu dieser trans Twitter-Community brauche.«

Für die eigene Zukunft wünscht sich Rahel einen trans/queeren Wohnzusammenhang, in dem man sich umeinander kümmert und einen liebevollen Umgang pflegt. Ihre berufliche Perspektive ist und bleibt die betroffenenkontrollierte Soziale Arbeit im Bereich Trans, wo sie bereits heute arbeitet. Während des Interviews wird deutlich, in wie viele solidarische Sorgebeziehungen Rahel eingebunden ist. Kurz vor Beginn des Interviews telefonierte sie mit einer befreundeten Aktivistin, deren Eltern gerade zu Besuch waren, die ihren neuen Namen nicht akzeptieren. Im Verlauf des Interviews geht sie ans Telefon, um einen Freund zu unterstützen, der eine transfeindliche Situation erlebt hat. Nach dem Interview ist Rahel mit einer Person für ein Treffen verabredet, bei dem sie sich gegenseitig unterstützen werden. Wir verabschieden uns herzlich, und ich bin mir sicher, Rahel bald bei einem aktivistischen Treffen wiederzusehen.²³

Im Interview zeigt sich, dass Selbstsorge und Trans-Fürsorge zentrale und zeitaufwendige Themen für Rahel sind. Dasselbe gilt für die Interviewsitua-

23 Das Interview führte ich im Juni 2017.

tion als solche: Rahel unterbricht ihr Sprechen über Care, um eine Freundin am Telefon konkret zu unterstützen. Sie spricht Fürsorge eine lebensnotwendige Bedeutung zu und ist bereit, jederzeit für andere ansprechbar zu sein.

In ihrem Alltag sind Selbsthilfe und Fürsorge eng getaktet, ihre Empowerment-Gruppe trifft sich wöchentlich. Zusätzlich ist sie in ein Netz von trans Freund_innenschaften mit Fürsorgecharakter eingebunden und lohnarbeitet als trans Beraterin. Mich überraschte zunächst, dass Rahel Selbstorgetätigkeiten wie Meditieren und Tagebuchschreiben als Kleinkram abwertet und sie damit als eher belanglos oder geringfügig darstellt. Sie betont aber auch, dass diese Praktiken notwendig seien, um durchhalten zu können. Ich interpretiere dies so, dass Rahel ihre persönlichen Fürsorgepraktiken als – notwendige – Kleinigkeiten *im Kontrast* zu der allumfassenden gegenseitigen Fürsorge, die Rahel und andere Aktivist_innen füreinander übernehmen, versteht: Individuelle Selbstsorgepraktiken erscheinen im Vergleich kleinteilig.

Rahel spricht im Interview sowohl als Expertin als auch als Betroffene, sie hat die Position der Sorgenden und der Umsorgten inne. Als Sozialarbeiterin sowie ausgebildete und angestellte trans Beraterin und ehrenamtliche Aktivistin diskutiert sie Sorgearbeit aus dieser ambivalenten Verortung der bezahlten Peer-Beratung *und* ehrenamtlichen trans Aktivistin. Die Grenze zwischen Selbstsorge und Fürsorge und zwischen bezahlter und unbezahlter trans Sorgearbeit ist auch bei ihr uneindeutig.

Rahel führt ihren, wie sie sagt, erhöhten Bedarf an Selbstsorge auf die fehlende Zugänglichkeit therapeutischer Angebote zurück. In ihrer Erzählung sind Selbstsorge und Fürsorge eng miteinander verbunden: Sie baute eine trans Empowerment-Gruppe auf, da sie selbst Austausch brauchte, kollektive Ermächtigung ist für sie eine Praktik der Selbstsorge. Mit ihrer aktivistischen ehrenamtlichen und ihrer bezahlten Sorgearbeit lässt sich ihre Rolle als die einer Vermittlerin zwischen institutionellen therapeutischen Angeboten und sich im Aufbau befindenden alternativen Strukturen verstehen. So bereitet ihre Empowerment-Gruppe Therapiesitzungen vor und nach, und die Beteiligten stärken sich gemeinsam für den medizinisch-therapeutischen Versorgungskontext; sie selbst eignet sich wiederum therapeutische Mittel an, um diese in einem selbstbestimmten Für_Sorge-Rahmen weiterzugeben.

Ein wichtiger Bestandteil von Für_Sorge ist für Rahel die Arbeit an der eigenen Haltung und die Transformation verinnerlichter Transfeindlichkeit. Die Auseinandersetzung damit sei eine Voraussetzung dafür gewesen, überhaupt Nähe zu sich selbst und anderen trans Personen zuzulassen.

Trans-Fürsorge kann laut Rahel in vielen Räumen gelebt werden: in Freund_innenschaften, Selbsthilfegruppen, Wohngemeinschaften, in der Beziehung zu sich selbst, durch Hormoneinnahmen im eigenen Körper, in der Universität, wo alternatives Wissen zu Geschlecht kollektiv hergestellt werden kann, sowie in therapeutischen Kontexten. Virtuelle Care-Räume nutzt Rahel aktuell kaum noch für sich, da sie diese unter dem Strich als nicht selbstermächtigend empfand. Sie berichtet aber auch, dass sie früher durchaus wichtig für sie waren, um ein Netzwerk aufzubauen; Online- und Offlinekontakte verbanden sich dabei. Deutlich wird in dem Interview mit Rahel die ambivalente Gleichzeitigkeit mehrerer verwobener Räume, die es braucht, um Fürsorge und Selbstsorge sicherzustellen. Zudem zeigt sich, dass in ihrer konkreten Trans-Care-Praxis die Binaritäten Umsorgte versus Sorgende, Ehrenamt versus Lohnarbeit, Therapie versus Selbsthilfe, binär versus nicht-binär miteinander verwoben sind.

Gute Trans-Fürsorge erkennt laut Rahel die Vielfalt der trans Erfahrungen an und nimmt Selbstbestimmung ernst, indem dem Erlebten Raum gegeben wird. Rahel schafft Räume, in denen Prozesse geschlechtlicher Veränderung kollektiv begleitet werden. Hierbei versucht sie, Konflikte innerhalb trans Communitys, insbesondere zwischen binären und nicht-binären Personen, zu bearbeiten, indem sie Verbindungen und Nähe schafft. Sie baut Fürsorge-Räume auf, deren Zugang keine Politisierung oder Theoretisierung geschlechtlicher Vielfalt voraussetzt. Neben dem Anerkennen von Vielfalt zeichnet sich »gute Trans-Care« für Rahel dadurch aus, dass gemeinsam an der kollektiven Kommunikation gearbeitet wird, konkret, indem verlernt wird, ungefragt Ratschläge zu geben. Ich interpretiere Selbstbestimmung als einen zentralen Aspekt der Trans-Fürsorge, die Rahel leistet: Für sie muss Fürsorge immer mit Selbstbestimmung einhergehen. Aus dieser Warte mag es zwar hilfreich sein, auf Nachfrage Wissen weiterzugeben – wovor Rahel aber warnt, ist die Gewohnheit, andere auf den eigenen Weg zu zwingen. Sie betont die Bedeutung des Zuhörens als eine Form, einer Person Aufmerksamkeit und Gehör zu schenken, sie aber eigene Antworten finden zu lassen.

Die Soziologin Annemarie Mol stellt in ihrer ethnographischen Studie »Logics of Choice« zu Diabetestherapien in einer niederländischen Klinik die »logic of choice« der »logic of care« gegenüber (Mol 2008). Mol argumentiert, dass die Logik der Wahl (»logic of choice«) Menschen die Bürde der Selbstverantwortlichkeit auferlege, selbst in schwierigen Situationen. Mol plädiert hin-

gegen für eine kollektivierende Logik der Sorge (»logic of care«). Dazu führt sie aus:

»Care is a process: it does not have clear boundaries. It is open-ended. This is not a matter of size; it does not mean that a care process is larger, more encompassing, than the devices and activities that are a part of it. Instead, it is a matter of time. For care is not a (small or large) product that changes hands, but a matter of various hands working together (over time) towards a result. Care is not a transaction in which something is exchanged (a product against a price); but an interaction in which the action goes back and forth (in an ongoing process).« (Ebd.: 18)

Im Feld Trans-Für_Sorge jedoch, so zeigt unter anderem das Interview mit Rahel, ist eine Logik der Sorge ohne eine Logik der Selbstbestimmung undenkbar. Dass die beiden Logiken so eng miteinander verwoben sind, liegt darin begründet, dass der Zugang zu staatlicher »Trans-Care« erfordert, sich in ein fremdbestimmtes System zu begeben. »Gute Trans-Care« (Rahel), wie sie von Aktivist_innen wie Rahel verstanden und angeboten wird, setzt Selbstbestimmung an die erste Stelle, nicht nur beim Zugang, sondern auch bei der Frage, wie gegenseitige Fürsorge organisiert wird. Dass alle über ihren jeweils eigenen Weg selbst bestimmen, während die Unterstützenden in einer zuhörenden und Fragen stellenden Position verbleiben, ist ein zentraler Grundsatz. Auch das Teilen von Wissen lässt sich als eine Form von Fürsorge verstehen, in der die Logik der Sorge und die Logik der Selbstbestimmung/Wahl eng miteinander verbunden sind, denn erst durch den Zugang zu oft schwer zugänglichen Informationen kann eine Wahl getroffen werden.

4.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich nachgezeichnet, wie meine Interviewpartner_innen Praktiken der Fürsorge und Selbstsorge, Positionen des Sorgens und Umsorgt-Werdens sowie bezahlte und unbezahlte Sorgearbeit miteinander verweben; im Feld trans und queerer Sorgearbeit vermengen sich diese Praxen, Rollen und Bereiche. Trans/queere Fürsorge findet an verschiedenen Orten statt, sei es im queeren Butch-Friseursalon, in der Stimm-, der Körperarbeits- oder der Empowerment-Gruppe. Bei mehreren interviewten Sorgearbeiter_innen deutet sich an, dass zu Beginn ihrer Fürsorgetätigkeit ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Geben und Nehmen bestand: Indem

sie Fürsorge boten, konnten sie eigene Krisen verarbeiten, Anerkennung erfahren und neue Freund_innenschaften schließen. Auch Rahel, die als Einzige im Bereich Trans-Care angestellt (und nicht freiberuflich tätig) ist, spricht aus der Position der lohnarbeitenden trans Beraterin *und* als Betroffene; sie durchkreuzt in ihrer Erzählung die Unterscheidung zwischen Sorgegebenden und Sorgenehmenden. Leo nutzt den Begriff »trans Profis«, um akademische trans Personen zu beschreiben, die im Bereich Care oder Wissenschaft lohnarbeiten und zugleich Erfahrungsexpert_innen sind.

Wie hängen Fürsorge und Prekarität im Feld urbaner queerer/trans Care zusammen? Mit Ausnahme der Sozialarbeiterin Rahel können sich die Sorgearbeiter_innen, die in diesem Kapitel vorkommen, nicht über ihre Sorgearbeit finanzieren; zum Zeitpunkt des Interviews waren sie auf ALG II angewiesen. Etwaige Spenden, für die Stimmgruppe oder einen neuen Haarschnitt, fielen gering aus. Manche Interviewte sprechen von Selbstausbeutung. Alle vier streb(t)en eine Professionalisierung ihrer Sorgearbeit an, das heißt eine Bezahlung. Dafür entwickelten sie unterschiedliche Strategien: sei es, die Community anzuregen, faire Spenden zu geben, sei es, formale Bildungsabschlüsse nachzuholen, um im Kontext staatlicher Gesundheitsversorgung für Sorgearbeit bezahlt zu werden. Angesichts der marginalisierten Position von trans Community-Care, was staatliche Absicherung und Finanzierung angeht, würde ich diese (angestrebten) Professionalisierungen als prekäre bezeichnen; der Ausdruck »prekäre Professionalisierung« erlaubt, die ambivalente Gleichzeitigkeit ökonomischer Unsicherheit und zunehmender Anerkennung zu beschreiben, die typisch ist für trans Expert_innen. Die Grenze zwischen bezahlter und unbezahlter trans Für_Sorgearbeit ist brüchig. So verrichten Hank und Mathilda ihre Sorgearbeit zwar ehrenamtlich, die Spendendose spielt jedoch eine wichtige Rolle für das eigene Überleben. Hank strebt an, sich zukünftig vollständig über ihre Tätigkeiten im queeren Friseur-salon zu finanzieren. Mathilda versucht, mithilfe einer Ausbildung als Logopädin für eine finanzielle Anerkennung ihrer Arbeit zu sorgen. Rahel wird zwar als trans Beraterin bezahlt, leistet aber einen Großteil ihrer Sorgearbeit ehrenamtlich. Alle Gespräche/Interviews zeigen: Trans/queeren Sorgearbeiter_innen fällt es schwer, in den Interviews, aber auch in den Sorgearbeitskontexten, über die eigene Bezahlung zu sprechen; erkennbar wird die Norm, Sorgearbeit auf Spendenbasis oder ehrenamtlich anzubieten und die eigene Prekarität unsichtbar zu machen.

Wie wird queere/trans Sorgearbeit geleistet? Während nach außen das Kollektive betont wird, fand ich in den Erzählungen von Hank, Mathilda und

Leo Einzelkämpfer_innen vor. Die Form, in der meine Forschungspartner_innen Care leisten, lässt sich als queeres Selbstunternehmer_innentum oder queeres Entrepreneurship fassen. Wie sie eine Krise kreativ überwinden und dass sie ihr daraus resultierendes Wissen nun an andere Menschen weitergeben – diese Erzählungen lassen sich als typische Entrepreneurship-Geschichten interpretieren. Wenn die Community ins Zentrum gerückt wird, geschieht dies vor allem im Kontext der Nachfrage und damit zur Legitimierung ihrer eigenen Arbeit. Kollektiv gestaltet werden die Sorge-Räume, um die es geht, jedoch weniger; stattdessen ist viel von Expert_innen die Rede, die weiter seien in ihrem Prozess und deshalb ihr Wissen weitergeben könnten.

Auffällig ist das hohe kulturelle Kapital, das die trans/queeren Selbstunternehmer_innen mitbringen. So sind Hank und Leo Wissenschaftsaussteiger_innen, die ihre alten Netzwerke im Bereich der Kunst bzw. Wissenschaft nutzen können. Einige verfügen zudem über die finanziellen Möglichkeiten, Ausbildungen (konkret: im Bereich Körperarbeit oder Logopädie) zu bezahlen.²⁴ Rahel hat als ausgebildete Sozialarbeiter_in den notwendigen Abschluss, um sich auf eine der wenigen bezahlten Stellen in der community-basierten Arbeit zu bewerben. In den Erzählungen meiner Forschungspartner_innen scheint die Hoffnung auf, alle trans und queeren Personen könnten prinzipiell ihr Wissen weitergeben und dadurch (langfristig) eine ökonomische Anerkennung erzielen. Ich argumentiere allerdings, dass viele Barrieren bestehen: Für wen kann und wird es tatsächlich möglich sein, sich über trans/queere Sorgearbeit zu finanzieren? Dass dies für trans Personen, die im ländlichen Raum leben, die keinen Anschluss an trans Räume und/oder keine akademischen Abschlüsse haben, kaum möglich sein wird, habe ich im vorherigen Kapitel aufgezeigt. Zu bedenken geben möchte ich auch, dass die in diesem Kapitel skizzierten trans/queeren Ökonomien auch deshalb bestehen, weil Menschen auf dem sonstigen Arbeitsmarkt auf Barrieren stoßen. Queere und trans Selbstunternehmer_innen versuchen ihr Überleben zu sichern, indem sie Überlebensstrategien ökonomisieren.

Im Modus des trans/queeren Entrepreneurs trans_formieren meine Forschungspartner_innen Praktiken und Beziehungen der Für_Sorge. Ihre Praktiken und Beziehungen unterscheiden sich von den dominanten Verständnissen von Care, unter anderem da bei ihnen die Grenze zwischen Sorgen-

24 Mit viel Glück und Aufwand ist dies auch über einen Bildungsgutschein des Jobcenters möglich.

den und Umsorgten brüchig wird: Sorge für sich selbst ist mit Fürsorge für andere verbunden.

In wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ist Fürsorge binär vergeschlechtlicht. In Studien zu transitionsbezogener Sorgearbeit wird Care als feminisiert beschrieben; bevorzugt werden cis-weibliche Partnerinnen von trans Männern interviewt (u.a. Pfeffer 2009, 2010, 2017; Ward 2010). Andere Care-Beziehungskonstellationen, die die These, Sorgearbeit sei feminisiert, queeren könnten, werden wenig in den Blick genommen. Meine Forschung verkompliziert diese These: Im Kontext queerer und Trans-Fürsorge hängt die Frage, wer Sorgearbeit leistet, vor allem davon ab, wer sich welches Geschlechterwissen angeeignet hat und weitergeben kann. Darunter finden sich auch Butch-, nicht-binäre und trans männliche Sorgearbeiter_innen. Diese sind bisweilen von einer Dreifach-Belastung betroffen: wenn zur Sorgearbeit in queeren/trans Kontexten häusliche oder familiäre Fürsorge-Anforderungen an sie herangetragen werden, während sie zeitgleich als trans Personen selbst einen erhöhten Bedarf an Selbstsorge und Fürsorge haben.

Akteur_innen, die Sorgearbeit jenseits von Zweigeschlechtlichkeit leisten, lernen gemeinsam einen selbstverantwortlichen Umgang mit emotionalen Ressourcen, zum Beispiel, die Energiereserven zu schonen. Dabei können Geldspenden eine ebenso wichtige Ressource sein wie der selbstfürsorgliche Umgang mit emotionaler Erschöpfung.

5. Care jenseits von Transnormativität – nicht-binäre Für- und Selbstsorge

Bereits in den vorherigen Kapiteln deutete sich an, dass nicht-binäre trans Personen sich zunehmend auf den Weg machen, eigene Care-Räume aufzubauen; den Sammelbegriff Trans/trans nutzen sie dabei teilweise nicht mehr. In diesem Kapitel stehen die aktivistischen Praktiken nicht-binärer trans Aktivist_innen, die ehrenamtlich Fürsorge-Räume aufbauen, im Mittelpunkt. Diese Care-Aktivist_innen setzen sich dabei auch kritisch mit Transnormativität auseinander. Es geht um folgende Fragen: Wie erleben nicht-binäre trans Personen Transnormativität, und welche Rolle spielt hierbei Care? Wie lässt sich eine nicht-binäre Perspektive auf Selbstsorge und Fürsorge beschreiben?

Zentral für dieses Kapitel ist das Konzept der Transnormativität. Es verweist auf Normen innerhalb von trans Räumen und dabei auf die Verinnerlichung des medizinischen Modells von trans; darunter fallen beispielsweise die Normen der rechtlichen- und körperlichen Transition, eines frühen Coming-outs oder einer binären geschlechtlichen Verortung (Johnson 2016; Preciado 2016; Bradford/Syed 2019).

Nicht-binär ist ein Sammelbegriff für Genderidentitäten oder Praktiken wie agender, genderqueer, gender-fluid oder bi-gender, die sich nicht als eindeutig männlich oder weiblich verorten (Beemyn/Rankin 2011; Richards u.a. 2016; Vincent 2019, 2020). Nicht-binäre Identitäten und Praktiken sind nicht neu, sondern haben ihre Wurzeln in trans/queerem/lesbischem/feministischem Aktivismus (Feinberg 1998; Bergman/Barker 2017). Neu sind die weite Verbreitung des Begriffes im deutschsprachigen Raum, die sozialen Bewegungen, die sich darum formieren, und die Praxis des nicht-binären Coming-outs (Yeadon-Lee 2016). Bisher gibt es wenige empirische Studien zu nicht-binären Praktiken und Aktivismen; der Forschungsstand, auf den ich mich beziehe, reicht nicht bis dorthin, wo ich mich mit meiner Studie

bewegt habe. Nicht-binäre Bewegungen bilden sich gerade erst heraus – dieses Kapitel stellt gewissermaßen einen Ausblick auf die Zukunft dar.

In den Queer Studies spielt die kritische Auseinandersetzung mit Zweigeschlechtlichkeit und Gender-Binarität eine zentrale Rolle (Hark 1993, 2013; Engel 2002; Bornstein 2016; Laufenberg 2019). Die *er* Queertheoretiker_in Judith Butler beschreibt Gender als eine kulturelle Fiktion (Butler 2004, 2006, 2011). Es sei die sozio-kulturelle Rahmung, die die essentialistischen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit konstruiere (ebd.). Diese Fiktion wird durch Performativität und institutionelle Praktiken reproduziert – beispielsweise durch mediale Repräsentationen (Siebler 2012; Saalfeld 2020) –, die Gesellschaften und Individuen beeinflussen (Butler 2004, 2006, 2011). Gender als Fiktion produziert die Norm der Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität (Butler 2004, 2006, 2011; Worthen 2016). Von dieser hegemonialen Norm und den damit verbundenen normativen Identitäten abzuweichen, hat oft Stigmatisierungen und Gewalt zur Folge (Butler 2004, 2006, 2011). Dies macht spezifische Care-Praktiken notwendig, die in diesem Kapitel im Zentrum stehen werden. Trans Studies und trans Bewegungen haben sich von Beginn an auch kritisch mit Gender-Binarität auseinandergesetzt, viele trans Aktivist_innen und Theoretiker_innen verstehen Geschlecht nicht als binär (Bornstein 1995; Whittle 1996; Hoenes 2014; Baumgartinger 2017, 2019; de Silva 2018; Hoenes/Schirmer 2019). Aufgrund von Transnormativität – Normen dazu, wer »richtig trans« sei und wer nicht –, die trans Räume durchzieht, bauen nicht-binäre Personen eigene Räume auf, die sie teilweise im trans Aktivismus verorten, teilweise als davon unabhängig verstehen. Nicht-binärer Aktivismus lässt sich als neue soziale Bewegung fassen, ähnlich wie asexuelle Bewegungen (Carrigan/Gulpa/Morisa 2013). Innerhalb von trans Aktivismus und Trans Studies wird die Unterscheidung zwischen nicht-binär trans und binär trans kritisch diskutiert und von vielen als falsche Dichotomie bezeichnet (Fütty 2019: 41).¹

Jay Stewart plädiert dafür, die diversen Erfahrungen und Realitäten nicht-binärer Personen, in einer binären Gesellschaft zu überleben, stärker in den Fokus zu nehmen (Stewart 2017: 68). In der deutschsprachigen Geschlechterforschung und Europäischen Ethnologie gibt es kaum Publikationen, die sich mit nicht-binären Perspektiven und Praktiken beschäftigen. Zwar gibt

1 Wie diese Grenzziehung entsteht und wie sie mit Klasse und Generation zusammenhängt, werde ich später in Kapitel 7, »Wege in eine sorgende Zukunft – Trans_formation durch Care«, diskutieren.

es Studien, die sich mit Drag-Kinging als Praxis der Hervorbringung anderer nicht-binärer geschlechtlicher Verortungen auseinandersetzen, dort aber stehen spezifisch Personen im Mittelpunkt, die bei der Geburt dem weiblichen Geschlecht zugewiesen wurden (Schirmer 2015; Schuster 2014). Nicht-binär ist jedoch ein Sammelbegriff, unter dem sich Menschen mit ganz verschiedenen geschlechtlichen Zuweisungen finden. In diesem Kapitel stehen die gelebten Erfahrungen von Personen, die sich jenseits der Zweigeschlechtlichkeit verorten, und ihre Perspektiven auf Care im Zentrum. Ich argumentiere, dass nicht-binäre Personen innovative Praktiken der Selbstsorge und Fürsorge entwickeln, da es dafür kaum vorgegebene Wege und Formen gibt. Hierbei verstehe ich Care nach María Puig de la Bellacasa als »layers of labour that get us through the day« (de La Bellacasa 2012: 210).

Dieses Kapitel ist folgendermaßen aufgebaut. In 5.1 steht Aktivist_in Mio im Mittelpunkt, für die_den nicht-binärer Aktivismus zum Ausgangspunkt eigener Trans_formationen wurde und zudem der einzige Raum ist, in dem sich Mio gesehen fühlt. Ausgehend von Mios Erfahrungen mache ich auf transnormative Dynamiken in klassischen trans Verbänden aufmerksam, die es notwendig machen, nicht-binäre Gruppen aufzubauen. Sasha und Jovin leisten in 5.2 am Küchentisch nicht-binäre Sorgearbeit füreinander; im gemeinsamen Denken widmen sie sich hier geschlechtlichen Fragen. Sie nutzen den Ort des Küchentischs, um frei von aktivistischen und gesamtgesellschaftlichen Normen mit Geschlecht zu experimentieren. Kalle zeigt in 5.3 den erhöhten Selbstsorgeaufwand auf, den why und andere nicht-binäre Aktivist_innen aufgrund heteronormativer Gewalt betreiben müssen. In einem Bildungskollektiv gibt Kalle Praktiken der Selbstsorge und kollektiven Fürsorge an trans/queere Communitys weiter, um deren kollektives Wohlergehen zu stärken. In 5.4 entwirft Noa Ansätze nicht-binärer und trans Care, die gängige Vorstellungen von Fürsorge in Bewegung bringen und den Fokus weg von Transitionsarbeit lenken.

5.1 Nicht-binärer Aktivismus als Raum der Trans_formation

Heute interviewe ich Mio, eine_n nicht-binäre_n Aktivist_in aus einer Großstadt in Nordrhein-Westfalen. Er_sie ist zum Zeitpunkt des Interviews 31 Jahre alt und arbeitet in einem Sozialforschungsinstitut. Mio schlägt vor, dass wir das Interview bei ihrem_seinem Lohnarbeitsplatz führen. Bepackt komme ich bei dem mehrstöckigen Bürogebäude mit seiner glänzenden

Fassade an. Die Pförtnerin fragt mich, mit wem ich verabredet sei. Ich stocke, da ich unsicher bin, ob Mio geoutet ist. Auf der Homepage wird er_sie mit einem anderen Vornamen aufgeführt. »Die Person holt mich gleich ab«, sage ich und ernte einen irritierten Blick. Ich fühle mich zunehmend unwohl und betrachte die hektisch eintretenden und herausgehenden Personen, oft in klassischem Kostüm oder Anzug.

Nach einigen Minuten kommt Mio aus dem Fahrstuhl. Ich bekomme einen Besucher_innenausweis, und wir fahren nach oben. Die Einrichtung auf der Etage wirkt steril, die meisten Büros sind leer, an den weißen Wänden hängen nur ab und an abstrakte Gemälde. Wir gehen zu Mios Büro, auch dort steht sein_ihr Passname an der Tür. Mio erzählt, dass er_sie bei der Lohnarbeit geoutet sei, dabei aber leider nicht unterstützt werde. Gerade deshalb finde Mio es schön, das Interview hier zu führen. Dabei gehe es bei der Lohnarbeit sogar um das Thema Gleichstellung – jedoch nur auf cis Frauen bezogen. Als nicht-binäre Person sei Mio unsichtbar. Mio erklärt, dass er_sie mit Mio unterschreibe, aber als Mailadresse und auf der Webseite nur der Passname erlaubt sei: »Hier ist die Regelung: Wenn eine Vornamensänderung beantragt ist oder in Beantragung ist, kann das offiziell geändert werden, sonst nicht.«² Da sich Mio unsicher ist, ob der Arbeitsvertrag überhaupt verlängert wird, möchte er_sie in diesen Kampf nicht allzu viel Energie stecken.

Mio ist in fünf trans und nicht-binären Gruppen engagiert: einer lokalen Selbsthilfegruppe, einem Landesverband, einer überregionalen Gruppe und zwei AGs eines bundesweiten Verbandes. Ich frage Mio: »Wie bist du zum Nicht-binär-Aktivismus gekommen?« Mio erklärt, schon länger in queer/feministischen Räumen aktiv gewesen zu sein. Das erste Engagement für geschlechtliche Vielfalt sei in einer Gruppe gewesen, die sich für die Dritte Option im Geschlechtseintrag eingesetzt habe.³ Diese Gruppe hatte auf Mio eine katalysierende Wirkung: »ein Gefühl von Beruhigung und gleichzeitig aufrüttelnd.« Er_sie konnte dort über trans Themen reden, ohne etwas von sich preisgeben zu müssen: »Das ist wie ein Schutzschild. [...] Man macht

-
- 2 Da Mio keine offizielle Vornamensänderung beantragt hat, ist er_sie auf die Bereitschaft des Arbeitgebers angewiesen, trotzdem den Wunschnamen zu verwenden. Dies ist nicht der Fall; Mio wird unter dem im Pass eingetragenen Namen aufgeführt.
 - 3 Die Kampagne für eine Dritte Option, hat ein Verfahren auf eine dritte Option beim Geschlechtseintrag juristisch und mit einer politischen Kampagne begleitet (Kampagne Dritte Option 2016).

was, aber es muss nicht offiziell persönlich sein.« Im Laufe der Zeit wurde sich Mio bewusst, dass das Thema Mio persönlich betrifft.

Vor der Gruppe zur Dritten Option waren Drag-King-Räume für Mio wichtig. Auch dort gab es Leute, die sich als weder-noch identifizierten. »Aber den Begriff nicht-binär kannte ich da noch nicht.« Mio lernte den Begriff übers Internet kennen und merkte, dass er für ihn_sie passte. Mio erlebt, dass die Sichtbarkeit »von nicht-binären Identitäten und dadurch die Ermunterung, sich als nicht-binär zu outen oder auf die Idee zu kommen«, in den letzten fünf Jahren zugenommen hat. Nach dem Coming-out erlebte Mio Konflikte in seinen_ihren persönlichen Beziehungen. »Ich bin bezüglich meines Vornamens und meiner nicht-binären Identität überall geoutet, außer bei meinen Eltern«, ergänzt Mio.

Für Mio sind sowohl Online- als auch Offlineräume wichtig. Als sich Mio noch in der Anonymität bewegte, war es wichtig, nicht *face to face* sprechen zu müssen. – »Jetzt empfinde ich das als etwas Schönes. Ich mag Nähe spüren, und das kann ich weniger, wenn es virtuell ist.« Die enorme Anzahl virtueller nicht-binärer und enby⁴ Gruppen lasse ein Gefühl von Community entstehen – »dieses Gefühl von Minderheit kann dadurch abgefedert werden«. In den meisten aktivistischen Gruppen, an denen sich Mio beteiligt, sei virtuelle Kommunikation notwendig, da die Beteiligten über ganz Deutschland verteilt wohnten. Mio hält dazu fest: »Das macht für mich qualitativ wenig Unterschied zu persönlichen Gesprächen, weil wir uns gut kennen. Wenn eine Person schreibt, kann ich mir richtig den Tonfall vorstellen.« Viele Personen aus den überregionalen Gruppen kennt Mio nur von Telefonkonferenzen. Nachhaltige lokale Gruppen aufzubauen, sei schwer: »Eine Zeit lang sind viele Leute aktiv, und dann ziehen die alle nach Berlin oder Leipzig. Dann ist wieder eine Lücke da. Ich freue mich immer über Leute, die hierbleiben.« Besonders für die Weitergabe von Infos und *hard facts* seien virtuelle Räume wichtig, über Mailinglisten würden Infos ausgetauscht, zum Beispiel: »Ich habe eine Übersicht zur Personenstandsänderung nicht-binär; ›Was ist der aktuelle Stand bei Dritte Option?‹; ›Wie ist das mit der Vornamensänderung, wie kann ich da am besten vorgehen, TSG⁵ oder nicht?«

4 Der Begriff enby kommt aus dem Englischen, von der Abkürzung nb für non-binary (nicht-binär).

5 TSG: Transsexuellengesetz.

Mio ist in einer lokalen trans Selbsthilfegruppe aktiv, in der sich überwiegend nicht-binäre Leute zwischen 18 und 35 Jahren bewegen; unter anderem organisierten sie Selbsthilfetreffen. In der Gruppe kämen Leute zusammen, »die auch trans und nicht-binär leben, um so quasi ein Gefühl zu haben von einer parallelen Normalität« – »ein befreiendes, beruhigendes und schönes Gefühl«. Sie unterstützten sich gegenseitig. Mio berichtet, das vergangene Wochenende mit der Herkunftsfamilie auf einer abgelegenen Nordseeinsel verbracht zu haben; er_sie fühlte sich einsam und verloren. Vorab hatte Mio in der Gruppe angekündigt: »Dieses Familienwochenende wird schrecklich.« Eine Person hatte angeboten: »Ich kann dir jeden Tag zwei SMS schreiben.« – »Dann habe ich jeden Tag liebe SMS bekommen, obwohl wir nicht nah sind.« Dadurch fühle sich Mio gestärkt und könne besser mit der Situation umgehen. Die Selbsthilfegruppe hat für Mio etwas Therapeutisches, »auch wenn keine Person dazu ausgebildet ist. Allein darüber zu sprechen und dass die andere Person es spiegelt – das hilft; und dass das Gefühl da ist, es wird sich umeinander gekümmert, offiziell bei den Treffen, aber auch außerhalb dessen. Und wenn man eine Person eine Weile nicht gesehen hat, wird nachgefragt.«

Als Herausforderung nennt Mio, dass die lokale Gruppe dem eigenen Anspruch der Diversität nicht gerecht werde. »Sie soll sich richten an binäre und nicht-binäre trans, genderqueere, inter* Personen.« Aber tatsächlich seien sie eine »nicht-binäre Gruppe von Menschen, die studieren oder studiert haben, die sich in einer ähnlichen Sprache verständigen und einen ähnlichen Background haben. Fast alle sind weiß. [...] Neue Leute kommen überwiegend, weil sie schon eine Person kennen. Das verstärkt die Homogenität.« Um die Gruppe zugänglicher zu machen, probierten sie verschiedene Formate aus, zum Beispiel das *Offene Café*, Workshops, Konzerte und Lesungen. Mio kennt die verinnerlichte Angst, »nicht trans genug« zu sein, und vermutet, dass sie für viele eine Hürde darstelle, zum ersten Mal ins Café zu kommen. Für die unterstützende Funktion der Gruppe eigne sich ihre eher homogene Zusammensetzung gut, so vermutet Mio: »Weil das Gefühl da ist, die Leute sind mir ähnlich, ich werde verstanden. Es sagt niemand: ›Was ist denn das für ein Pronomen? – Entscheid dich!‹ [...] Ich fühle mich in Gruppen mit Personen, die mir ähnlicher sind, sicherer und mutiger, etwas von mir preiszugeben.«

Mio wünscht sich Sichtbarkeit nicht-binärer Personen, innerhalb der trans Community und gesamtgesellschaftlich. Aktuell nimmt Mio wenig Verständnis wahr. Die Vorstellung davon, was trans ist, sei beschränkt und auf

körperliche Transitionsschritte reduziert: »nach dem Motto: ›Es gibt Leute, die sind genug trans – und andere machen es sich einfach.« Bei der Besetzung von Ämtern werde in trans Vereinen die Ansicht vertreten, binäre trans Personen seien besser geeignet, weil sie dem gesellschaftlichen Trans-Bild eher entsprächen und nicht mit einem »komplizierten« Pronomen verwirrten. Wegen dieser Normen ist es Mio wichtig, gemeinsam mit anderen nicht-binären Aktivist_innen Stärke zu entwickeln. Besonders in Erinnerung geblieben ist Mio ein überregionales nicht-binäres Vernetzungstreffen. »Für mich war es ein großartiges Gefühl, dass es eine Art Transnormalität gibt und da drin eine nicht-binäre Normalität. Das war wie ein intensiver Urlaub.« Mio wünscht sich, die ganze Welt wäre so.

Mio hofft auf einen gesamtgesellschaftlichen Wandel durch rechtliche Veränderungen: »Für mich würde es viel ausmachen, wenn es eine Dritte Option beim Geschlechtseintrag gäbe.«⁶ Dadurch müssten binäre Normen hinterfragt werden, und Mio habe etwas in der Hand: »Wie ihr seht: Bundesverfassungsgericht, Gesetzgeber.« Damit in die Diskussion zu gehen, sei etwas anderes, als zu sagen: »Ich habe hier ein persönliches Anliegen.«

Mio geht davon aus, dass nicht-binäre Gruppen in Zukunft weniger Bedeutung für Mio persönlich haben werden: »Ich halte es für unwahrscheinlich, dass ich mich mein ganzes Leben so intensiv mit meiner Identität beschäftigen werde wie jetzt. [...] Irgendwann ist es ein alter Hut.« Die Herausforderungen, so vermutet Mio, würden bleiben, aber weniger Bedeutung haben; Mio kennt das bereits vom Coming-out als lesbisch: »Ich war früher in lesbischen Communitys unterwegs. Am Anfang hatte das eine krasse Bedeutung, als Support-Gruppe. Das hat abgenommen. [...] Ich war nicht mehr so drauf angewiesen.«

Während Mio anfangs sehr von trans und nicht-binären Räumen profitiert habe, achtete er_sie nun mehr darauf, wie andere Menschen Zugang bekommen können. Mio ergänzt: »Ich denke, es werden immer Leute nachkommen: Für irgendwelche Leute werden diese Räume immer eine große Bedeutung haben, vielleicht nicht für alle Leute zu jedem Zeitpunkt gleich viel.« Mios eigene Selbsthilfegruppe sei spontan entstanden: Eine Person habe die Idee gehabt und den Termin ins Internet gestellt; diejenigen, denen ein bestimmtes Angebot wichtig gewesen sei, hätten entsprechende Veranstaltungen organisiert. »Das hat sich geeignet als Plattform. [...] Auch

6 Ich führte das Interview im März 2017. Inzwischen wurde die Dritte Option eingeführt, sie ist jedoch nicht für nicht-binäre trans Personen offen (Stand Juli 2020).

in Zukunft können da Sachen angedockt werden, wenn Leute andere Bedürfnisse haben.« Mio bezeichnet die Gruppe als Anlaufstelle. Die Existenz solcher Anlaufstellen sei ein Großstadtvorteil, erklärt Mio. »Ich komme aus einem Dorf, da wäre das schwieriger. Ich bin glücklich darüber, dass ich weiß, es gibt überall Möglichkeiten, wo ich Sachen aufbauen kann; dass ich weiß, wen ich fragen kann, wen das interessieren könnte.« Aus diesem Grund entstünden kontinuierlich neue Gruppen.

Nach eindreiviertel Stunden Lernen, Fragenstellen und Zuhören schalten wir das Aufnahmegerät aus. Mio betont, dass sich das Gespräch gut angefühlt und ich einen schönen Rahmen geschaffen habe. Mio habe anwesend sein und über Themen reden können, die ihn_sie wirklich interessierten. Wichtig sei auch gewesen, das Gespräch am Lohnarbeitsplatz zu führen, wo sich Mio mit den eigenen nicht-binären Themen unsichtbar fühle. Mio schenkt mir zum Abschied eine Tafel Schokolade – er_sie habe so viele davon auf der Arbeit – und bringt mich nach unten. Ich bin erleichtert, als ich das Gebäude verlasse; das Interview fühlte sich ein wenig wie ein verschwörerisches Treffen an, bei dem ich darauf achte, ein Geheimnis zu wahren, immer mit der Angst im Hinterkopf, entdeckt zu werden. Ich laufe zum Hauptbahnhof, wo zwanzig Minuten später mein Zug fährt.

Mit Mio habe ich über das Interview hinaus Kontakt, so wohne ich im Herbst 2017 bei Mio, als ich eine Aktivistin interviewe und an einer Gender-Studies-Konferenz teilnehme. Zu diesem Zeitpunkt ist Mio bereits erwerbslos, der Arbeitsvertrag wurde nicht verlängert.

Eines von Mios Hauptthemen zeigt sich bereits in der Wahl des Interviewortes. Üblicherweise traf ich meine Interviewpartner_innen an ihren Wohlfühlorten, beispielsweise in der Natur, in queeren Cafés, Vereinen oder zuhause. Mio entschied sich für seinen_ihren Lohnarbeitsplatz, wo Mio von Diskriminierung als nicht-binäre Person betroffen ist – gerade kein Community- oder Wohlfühlort. Mio versucht, Räume einer parallelen nicht-binären Normalität aufzubauen, und scheint sich schrittweise dafür zu stärken und Mut zu sammeln. In Mios Erzählungen wird zugleich ein Gefühl der Ruhe wie der Aufrüttelung und der Energie spürbar. Diese Ambivalenz zeigt sich auch im Interviewsetting: Mio lud mich zu einem heteronormativen Arbeitsort ein, um während der Lohnarbeitszeit über nicht-binären Aktivismus zu sprechen, was dem Treffen einen verschwörerischen Beiklang gab. Mio eignete sich den Ort damit an. Mio gab dabei und dadurch Persönliches von sich preis, so erfuhr ich Mios Passnamen und wurde in ein Setting eingeladen, in dem Mio

verletzlich ist. Mit dem Interview bauten wir gemeinsam einen Community Raum zur oder in der Lohnarbeitsstelle auf und gaben nicht-binären Lebensweisen Gewicht. Greifbar wurde, dass Mio Community-Räume braucht, da er_sie jenseits dessen nicht anerkannt wird.

Für Mio ist trans Aktivismus ein wichtiger Raum für die eigene Auseinandersetzung mit Geschlecht: Aktivismus und die Beschäftigung mit der eigenen geschlechtlichen Identität sind eng miteinander verbunden. Als sich Mio zu engagieren begann, tat er_sie dies in der Rolle des_r nicht betroffenen Unterstützer_in. Im Laufe der Zeit wurde sich Mio der eigenen Betroffenheit bewusst. Schritt für Schritt traute sich Mio, sich mit anderen nicht-binären Personen zu verbinden. Zu Beginn spielten virtuelle Räume – Webseiten und Foren – eine wichtige Rolle, hierüber kam Mio mit dem Begriff nicht-binär in Kontakt. Mit zunehmender Sichtbarkeit und nach dem eigenen Coming-out schätzt er_sie nun die physische Nähe mit nicht-binären Personen. Die virtuellen und die Offlinerräume, die Mio nutzt, sind miteinander verwoben: Virtuelle Praktiken dienen dazu, Einsamkeit zu überwinden, sind aber oft verbunden mit Offlinetreffen, die wiederum online vorbereitet wurden.

In Mios Selbsthilfegruppe unterstützen sich Mio und andere nicht-binäre Personen gegenseitig. Sie organisieren Fürsorge jenseits von Familie und Freund_innenschaft, bauen ein Gefühl der Gemeinschaft auf. Teilweise formalisieren sie Sorgebeziehungen, indem sie den Care-Bedarf besprechen und Fürsorge für die Zukunft organisieren; so verabredete Mio für ein anstehendes Herkunftsfamilientreffen, täglich unterstützende SMS zu bekommen.

(Den Mangel an) Diversität erlebt Mio als ambivalent. Die Gruppe verfolge den Anspruch größtmöglicher Diversität. Gleichzeitig merkte Mio, dass eine gewisse Homogenität, etwa die Verortung als nicht-binär, gegenseitige Care erleichtere, vielleicht sogar eine Voraussetzung dafür sei. Mio stellt diese nicht-binäre Gruppe, bestehend aus Personen zwischen 18 und 35 Jahren, die meisten davon weiß und akademisch, klassischen Selbsthilfegruppen gegenüber, in denen vor allem trans Frauen über fünfzig zu finden sind. Ich mache in Mios Erzählung eine Spannung aus zwischen dem Leitwert der Diversität, der zu hohen Anforderungen an die eigene ehrenamtliche Arbeit führt, und Mios persönlicher Erfahrung, dass eine eher homogene Gruppe besser geeignet für gegenseitige Fürsorge ist.

Als spezifische nicht-binäre Erfahrung beschreibt Mio Unsichtbarkeit und Nicht-ernst genommen-Werden, sowohl im trans Aktivismus als auch gesamtgesellschaftlich. Mio hat Angst, als »nicht trans genug« zu gelten; denn *anerkannte* trans Identitäten gründen tendenziell auf dem Wunsch nach kör-

perlicher Veränderung. Die Trans Studies sprechen in diesem Zusammenhang von Transnormativität (Haritaworn 2015; Snorton 2017). Mio versucht, Räume aufzubauen, in denen gegen Transnormativität gearbeitet wird und eine nicht-binäre Normalität ge- und erlebt werden kann.

Zusammenfassend bedeutet nicht-binäre Care für Mio, Räume gegenseitiger Für_Sorge aufzubauen, jenseits von Freund_innenschaften, Familie und Paarbeziehung. Das Interview macht die Bedeutung der (nicht rechtlichen) Anerkennung als nicht-binäre Person greifbar, ebenso die spezifische Unsichtbarkeit und das Navigieren, das bisweilen notwendig ist, um als nichtbinäre Person mit neuem Namen, aber ohne offizielle Namensänderung durch die Welt zu gehen. Es zeigen sich multiple Strukturen sozialer Exklusion, die auf Mio wirken: im Kontext Lohnarbeit, in der Herkunftsfamilie, in feministischen und trans Räumen.

Ich führte das Interview im März 2017. Mio äußerte damals die Hoffnung auf eine Dritte Option im Geschlechtseintrag, auch um mehr Mittel zur Hand zu haben, um mit den eigenen Anliegen ernst genommen zu werden. Bereits sieben Monate später, am 10. Oktober 2017, fällt das deutsche Bundesverfassungsgericht ein progressives Urteil, demzufolge bei der Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen das »eigene Identitätsempfinden« eine Rolle spiele und »von sozialen und psychischen Faktoren mitbestimmt wird« und nicht an externe Begutachtungsprozesse gebunden sein sollte.⁷ Das Urteil führte zu einer Veränderung im Personenstandsgesetz (PStG). Seit dem 18. Dezember 2018 enthält das PStG mit dem Paragraphen 45 b die Möglichkeit, eine Änderung des Geschlechtseintrags im Geburtenregister vorzunehmen: Neben dem Löschen des Eintrags (x) sind die Optionen weiblich (w), männlich (m) und divers (d) vorgesehen. Trans, inter* und nicht-binäre Aktivist_innen kritisieren jedoch, dass eine solche Änderung eine ärztliche Bescheinigung voraussetzt, die eine »Variante der Geschlechtsentwicklung« bestätigt; das Gesetz bleibe somit hinter dem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zurück.⁸ Das PStG ermöglicht somit noch immer keine geschlechtliche Selbstbestimmung.

7 Siehe hierzu die Beschlüsse 1 BvR 2019/16 <16> und 1 BvR 2019/16 <9> sowie Antke_Antek Engel (2019).

8 Im Kapitel 7, »Wege in eine sorgende Zukunft – Trans_formation durch Care«, und im Schlusskapitel 8, »Für_Sorge trans_formieren! Fazit und Ausblick«, werde ich ausführlicher auf die aktuellen Entwicklungen rund um die Dritte und Vierte Option und darauf eingehen, wie sie sich auf trans und nicht-binäre Care auswirken.

5.2 »Wir denken miteinander auf Umwegen.« Trans_formative Sorgearbeit am Küchentisch

Während meines dreimonatigen Gastaufenthalts am Zentrum Gender Studies in Basel fragte ich Sasha, eine_n nicht-binäre_n Schweizer Aktivist_in für ein Interview an. Wie wichtig Sasha die kollektive Dimension von Care ist, zeigte mir bereits seine_ihre Antwort. Sasha sagte, er_sie möchte das Interview mit einer befreundeten nicht-binären Person, Jovin, zusammen machen, denn die eigene trans/queere Sorgearbeit sei unmittelbar mit der Freund_innenschaft zu Jovin verbunden. Sasha und Jovin kommen im März 2018 zu mir, in meine Wohngemeinschaft. Wir nehmen das Interview beim Frühstück in der Küche auf.

Für Sasha und Jovin war ihre Freund_innenschaft eine ganz zentrale Unterstützung beim inneren und äußeren Coming-out als nicht-binär trans. Sasha erzählt: »Unsere Freund_innenschaft ist enger geworden. Uns haben ähnliche Fragen umgetrieben, Auseinandersetzungen mit Geschlecht und Geschlechtsidentität. Wir haben viele Abende zusammen verbracht, am Wochenende, Jovin nennt sie Küchenabende. Sie stehen dafür, die ganze Nacht lang in der Küche zu sitzen, zu rauchen und geistig Dinge zu sezieren. Diese Freund_innenschaft – für mich hat sie fest ihren Anfang in dieser Zeit genommen, wo wir gemeinsam, und doch jede Person für sich, exploriert haben, was unsere Geschlechtsidentität anbelangt, das immer zusammen ausdiskutiert haben.« In »klassischen trans Selbsthilfegruppen« hätten sie oft Angst gehabt, etwas zu sagen. Die Küchenabende seien ein Raum gewesen, um gemeinsam zu lernen. Das Miteinander-Sprechen sei essenziell gewesen: gemeinsam denken mit dem Ziel, woanders hinzukommen. Es sei um das Denken auf Umwegen gegangen. »Weil wir durch das Sprechen miteinander denken«, erklärt Sasha. Während des Interviews sagen Sasha und Jovin immer wieder etwas zueinander, ich höre zu und verstehe vieles inhaltlich nicht. Die Küchenabende, so betonen sie nostalgisch, seien ein maximal intimer Moment gewesen. Vor allem hätten sie über »die Geschlechterfrage« diskutiert, sich »unterstützt, gefestigt und versichert«. Für Jovin war dabei die Arbeit mit den eigenen Emotionen besonders wichtig: sie wahrzunehmen, einzuordnen und zu kommunizieren. Am Küchentisch diskutierten sie ihre unterschiedliche geschlechtliche Zuweisung und Sozialisation und ihren jeweils erlernten Umgang mit Emotionen. Gefühle zu zeigen, das habe Jovin im Austausch mit Sasha gelernt; in der Kindheit und Jugend als männlich zugewiesene Person sei dies kaum möglich gewesen.

Sasha erklärt mir, dass er_sie Unterstützung innerhalb trans und nicht-binärer Räume nutze »wie eine kuschelige Jacke gegen das raue heteronormative Wetter. Zum Beispiel war ich letzte Woche an Ostern bei der Familie, und da wurden ständig heteronormative Aussagen gemacht: ›Alle Frauen schminken sich, denn sie müssen ja den Männern gefallen.« Sasha fühlte sich allein: »Ich bin in einer großen Gruppe – aber eigentlich bin ich ein einzelnes Tälchen am Rande der Bergkette. Alle anderen teilen etwas Gemeinsames, das ich nicht mit ihnen teile, und es wird ständig markiert.« Als nicht-binäre Person fühlt sich Sasha oft nicht ernst genommen – vor allem wegen der Behauptung, »nicht-binär zu sein, sei nur ein Trend«. Sasha erklärt: »Ich merke manchmal, dass ich mich schäme, mich als non-binary zu outen, weil ich denke: ›Das ist so peinlich.« Aber eigentlich beschreibt es mich am besten: das, was ich erlebe, und das, was ich ablehne.« In trans Räumen würden Personen umso ernster genommen, je mehr Leidensdruck oder körperliche Transitionserfahrungen sie hätten. Sasha beschreibt als Eindruck: »dass ich als Pseudo-trans-Person behandelt werde, die sich mit diesem Begriff schmückt. Dann denk ich: Aber ich habe auch Leidensdruck gehabt und habe transitioniert in einer gewissen Form.« In solchen Momenten führe Sasha die eigene Mastektomie an, obwohl er_sie diesen Verweis auf körperliche Transitionserfahrungen normativ finde. Auch Jovin suchte lange nach dem eigenen Schmerz, der das Transsein legitimiert, und fühlt sich in trans Räumen oft unwohl. Dort nehme sie_er Hierarchien wahr »im Sinne von: ›Die Person weiß alles genau, weil die Person sich genau definieren, verorten kann und weiß, was als nächstes kommt«.

Jovin spricht die Arbeit an, die nicht-binäre Personen alltäglich verrichteten, die aber oft keine Effekte habe. Es reiche nicht aus, zu sagen, ich bin nicht-binär; es brauche einen didaktischen Aufbau. Im Gegensatz dazu hatten für Jovin »die Küchenabende etwas Unbeschwertes, weil sie diese Hierarchien nicht mitschleppten. – Was nicht heißt, dass es [zwischen uns] keine Hierarchien gibt, die konnten wir aber schnell ausmachen und in einen gesellschaftlichen Kontext einordnen. Das war ein privater, aber megapowernder Austausch – und ein Experimentierraum –, der in klassischen trans Selbsthilfegruppen niemals hätte stattfinden können: weil ich mich niemals getraut hätte, all die Sachen, die ich mittlerweile revidiert habe, auszusprechen. Alle Gedanken, die ich zu 95 Prozent revidiert habe – wenn ich die nie hätte aussprechen können, hätte ich nie die Gedanken gefunden, mit denen ich mich jetzt wohlfühle«. Auch Sasha denkt nun an all das, was sie einst zueinander sagten, daran, wie sie experimentierten. Er_sie wendet

sich an Jovin: »Da würde ich vieles revidieren, und trotzdem – da bin ich mit dir einverstanden – hat es mir viel gebracht, vielleicht diesen Umweg, den ich jetzt revidiere, erfahren zu haben.«⁹

Sasha und Jovin wählen keine trans Gruppe, sondern den Küchentisch für ihre gemeinsame Exploration von Geschlecht. Queere/feministische Theoretiker_innen und Aktivist_innen beschäftigen sich viel mit dem Ort der Küche und des Küchentisches. Die Küche ist ein Ort, an dem Sorgearbeit geleistet wird, er verweist auf unbezahlte oder unterbezahlte Sorgearbeit, die vor allem von FLT-Personen¹⁰ geleistet wird. Unter dem Titel »Aufstand aus der Küche« gab das Herausgeber_innenkollektiv *Kitchen Politics* 2012 Essays der feministisch-marxistischen Theoretikerin und Aktivistin Silvia Federici heraus. Federici formuliert eine Kritik an der Abwertung von Reproduktionsarbeit im Kapitalismus und plädiert für deren Politisierung und Kollektivierung (Federici 2012).¹¹ Das Kollektiv *Kitchen Politics* »plant den Aufstand aus der Küche, dem Schlafzimmer, dem Straßenstrich, der Fabrik, der Agentur, der Bürozeile, dem Bibliotheksplatz« (ebd.: 4). Sarah Ahmed beschreibt in ihrem Essay »Feminist Killjoys« ihre Erfahrung als Feministin am (heteronormativen) Familientisch: Sie stört den Familienfrieden (Ahmed 2010). Ahmed schreibt:

»We begin with a table. Around this table, the family gathers, having polite conversations, where only certain things can be brought up. Someone says something you consider problematic. You are becoming tense; it is becoming tense. How hard to tell the difference between what is you and what is it! [...] In speaking up or speaking out, you upset the situation. That you have described what was said by another as a problem means you have created a problem. You become the problem you create.« (Ebd.: 1)

Ahmed weist auch auf die Bedeutung feministischer Zusammenkünfte an Küchentischen hin. Kollektive bestünden aus heterogenen Tischversammlungen (Ahmed 2017: 6). Die Tischrunde steht in Ahmeds Analyse zum einen für heteronormative familiäre Zwangsgemeinschaften, zum anderen ist sie eine Metapher für feministische Gemeinschaftsbildung und für die Bedeutung von Affekten für gesellschaftliche Veränderung.

9 Das Interview führte ich im März 2018.

10 FLT: FrauenLesbenTrans.

11 Silvia Federici war Gründungsmitglied des *International Feminist Collective*, das die Kampagne »Lohn für Hausarbeit« initiierte.

Auch für Sasha und Jovin ist der Küchentisch ein Ort der Sorgearbeit. Hier geht es jedoch nicht um klassische Hausarbeit, sondern um queere/trans emotionale Arbeit und die Praktik des gemeinsamen Denkens. Die Sorgearbeit, die Sasha und Jovin füreinander am Küchentisch leisten, ist eine Arbeit an Gefühlen und für das eigene Wohlergehen. Sie schaffen sich einen eigenen Denkraum für neue Sagbarkeiten und das Ausprobieren von Gesagtem. Sasha und Jovin stellen ihre Küchenabende als Raum der Intimität und des gemeinsamen Denkens aktivistischen queer/feministischen und trans Räumen mit ihren Regeln und Hierarchien gegenüber. Am Küchentisch geben sie sich gegenseitig Sicherheit und Anerkennung. Sie institutionalisieren den Ort des Küchentisches für ihre Sorgearbeit, die gemeinsamen Abende haben einen Namen, einen Ort und ein Thema. Auf diese Weise nehmen Sasha und Jovin ihre nicht-binäre Sorgearbeit ernst und machen sie sichtbar.

Sasha und Jovin queeren den Küchentisch, indem sie ihn zum Ort geschlechtlicher Exploration, der Auseinandersetzung mit ihren geschlechtlichen Verortungen und mit Hetero- und Transnormativität machen. Die emotionale Arbeit, die sie füreinander leisten, scheint ausgeglichen. Für sie ist Care eine Praktik des Miteinander-Denkens, wobei Umwege eine wichtige Bedeutung haben. Interessant ist, dass das gemeinsame Denken über Geschlecht in der Erzählung nicht am Schreibtisch stattfindet oder in den Gender-Studies-Seminaren, die Sasha besucht, sondern in den gemeinsamen Nächten am Küchentisch. Den Küchentisch interpretiere ich als einen Ort, der nicht auf den Tisch beschränkt ist, sondern als Kreuzungspunkt verschiedener Räume.

Über das gemeinsame Miteinander-Sprechen und -Denken erschaffen Sasha und Jovin eine andere geschlechtliche Wirklichkeit. Ihre Sorgearbeit lässt sich als eine kollektive sorgende Theoriearbeit fassen, die unmittelbare Auswirkungen auf die Möglichkeit hat, nicht-binär zu leben. Sie denken gemeinsam über Geschlecht nach, um mehr nicht-binäres Wohlergehen zu finden. Es geht um das konkrete Aussprechen und Ausprobieren von geschlechtlichen Möglichkeiten, um zu schauen, wie diese sich anfühlen, darin spielt auch die Arbeit mit Theorie eine Rolle.

Für Sasha und Jovin ist die gemeinsame Arbeit an den eigenen Gefühlen besonders wichtig, um persönliche Geschlechterfragen zu klären. Sie verfügen nicht über ähnliche biografische geschlechtliche Erfahrungen, Sasha wurde bei der Geburt dem weiblichen Geschlecht zugewiesen, Jovin dem männlichen. Sie besprechen ihre unterschiedliche geschlechtliche Sozialisation und wie die sich auf ihren Umgang mit Emotionen auswirkt; gemeinsam

versuchen sie Zweigeschlechtlichkeit zu dekonstruieren. Die Erlaubnis, sich von der geschlechtlichen Zuweisung zu lösen, wird sozial vermittelt: Ich darf Emotionen zulassen, weil die andere Person es darf. Sasha und Jovin sind durch das gemeinsame Denken verbunden, und doch ist jede Person mit eigenen Prozessen beschäftigt. Sie denken gemeinsam über ihre jeweilige geschlechtliche Sozialisation und Zukunft nach und berühren dabei die Wurzeln der eigenen Existenz. Es wird eine tiefgehende Veränderung spürbar, ein Sich-gegenseitig-Konfrontieren und eine kollektive Arbeit am Selbst.

Sasha und Jovin beschreiben es als schwierig, als nicht-binäre Personen einen Raum für Fürsorge zu finden, da die eigene Geschlechtsidentität nicht anerkannt oder da sie als Modetrend belächelt werde. Aufgrund der Transnormativität, die sie erleben – zum Beispiel die Normen des Leidensdrucks und geschlechtsangleichender Körperveränderungen –, sind trans Räume für sie keine Sorge-Räume. Stattdessen organisieren sie Care in einem kleineren Rahmen, am Küchentisch, und heben die Bedeutung von Freund_innenschaft zwischen trans Personen hervor, insbesondere bei der Bearbeitung verinnerlichter Feindlichkeit gegen nicht-binäre Personen.

Sasha und Jovin verstehen Unterstützung nicht als eine Wegbegleitung auf einem klar definierten Pfad – vielmehr ist die Richtung offen, und ein Umweg kann zum Ziel werden. Sie treffen sich an einem Punkt, an dem sie mit ähnlichen Fragen konfrontiert sind, und ziehen sich gemeinsam an den Küchentisch zurück, wo sie einen Raum für geschlechtliche Selbstfindung schaffen.

In ihren Erzählungen wird die Verwobenheit von Denken und Körper greifbar: Sasha und Jovin denken über ihre eigenen Körper und Identitäten nach. Kennzeichnend für ihre Care-Praxis ist, dass sie sich im Zuge ihrer gemeinsamen Entwicklung von Ideen, Identitäten und Körpern so eng miteinander verbinden: Die Grenze zwischen ihren Körpern scheint fast zu verschwinden, ihre Identitäten verweben sich. Dies lässt sich als sorgende nicht-binäre Kollektivität bezeichnen, die im gemeinsamen Explorieren, Durchsprechen, Ausprobieren Neues möglich macht.

5.3 »Deswegen brauchen wir Selbstsorge: weil die Gesellschaft uns so wenig unterstützt.« Sorgearbeit für nicht-binäres Wohlergehen

Kalle ist Anfang dreißig, hat Psychologie studiert und sich mit dem Wunsch nach Vernetzung auf meinen Interviewaufruf gemeldet. Kalle lebt seit einigen Monaten in Berlin und ist selbstständig in der Bildungsarbeit; ich kenne whys¹² Workshops bereits, da ich zwei besuchte. Das Interview führen wir bei mir zuhause und frühstücken dabei. Kalle spricht mit Bedacht und achtsam, mir kommen meine Gedanken im Kontrast ungeordnet vor. Kalle erzählt: »Ich bin Teil von einem Workshop-Kollektiv, in dem wir uns mit Gefühlen und Kommunikation beschäftigen.«

Kalle hat durch das Coming-out als nicht-binär gemerkt, dass why intensiver für sich selbst sorgen muss, um zurechtzukommen. Kalle führt dies auf spezifische Herausforderungen zurück, die why als nicht-binäre Person erlebt: Beziehungen veränderten sich mit dem Coming-out, und Kalle erlebte Konflikte mit der Herkunftsfamilie. Belastend sei auch der »Umgang mit Behörden, mit Ärzt_innen, wenn Wünsche da sind wie dieser: Ich möchte Hormone nehmen. Der Weg dorthin ist anstrengend.« Schwierig sei: »unsichtbar sein, nicht ernst genommen werden, speziell als nicht-binäre oder nicht-binäre trans Person, weil das für viele Leute kein Begriff ist.« Die Spanne spezifiziert Kalle so: »gar nicht wahr- oder ernst genommen werden bis hin zu ›Das ist was Komisches oder Merkwürdiges‹«. Die persönlich größte Belastung ist der Verlust an Zugehörigkeit. In Räumen, in denen sich Kalle früher wohlfühlte, fühlt why sich heute unwohl, beispielsweise wenn es keine nicht-binäre Anrede gibt.

Dafür, mit diesen Herausforderungen umzugehen, spielt Selbstsorge für Kalle eine wichtige Rolle. Unter Selbstsorge versteht why, »sich ernst zu nehmen: Was sind meine Bedürfnisse, was sind meine Grenzen?« Hierbei sei ein wichtiger Schritt, diese zu kommunizieren, in nahen und entfernteren Beziehungen. Am wichtigsten sei die Frage: »Wie komm ich mit mir selbst in Kontakt, wie nehme ich wahr, was ich brauche? Wann nehme ich wahr, dass ich erschöpft bin und zu viel gegeben habe?« Dies ist auch eines der Hauptthemen in Kalles Workshops: gemeinsam an der eigenen Wahrnehmung für sich selbst arbeiten.

12 Why ist Kalles Pronomen, eine kreative Neuschöpfung von Kalle.

Kalle wendet sich an mich: »Was bedeutet Selbstsorge für dich?« – »Da muss ich überlegen. Großartig, dass du die Frage mal an mich stellst! Ich kann mit der Idee etwas anfangen, rauszufinden, wie es mir geht, was nicht immer einfach ist; und Sachen zu machen, die Spaß machen.« Nachdem Kalle mich mit dieser Frage ein wenig überrumpelt hat, unterhalten wir uns über unser geteiltes Bedürfnis nach mehr Spaß. Kalle erklärt: »Ich denke an Leichtigkeit, wenn du Spaß sagst. Ich habe neulich wieder verschiedene Selbstempathie-Prozesse durchlaufen und gemerkt, dass mein Bedürfnis nach Leichtigkeit gerade nicht erfüllt ist.« Kalle bietet mir an: »Ich könnte mein Tagebuch holen; wenn du willst, kann ich dir Sachen vorlesen.« – »Gerne.« Kalle verschwindet kurz und kommt mit dem Tagebuch zurück: »Ich habe jeden Tag etwas geschrieben, Leichtigkeit ist ein Thema, das mich beschäftigt hat. Als Strategien habe ich aufgeschrieben: bouldern gehen; körperliche Bewegungen: ausschütteln, rumhampeln, rumhopsen; singen – ist egal, ob es schief ist; Klavier spielen.« Zudem experimentierte Kalle mit Musik in Hinblick auf ihren Einfluss auf die eigene Stimmung und beobachtete Tiere im Park.

Wir unterhalten uns darüber, dass uns einige Hobbys aus unserer Jugend nicht mehr zugänglich sind aufgrund von Heteronormativität. Kalle erzählt, dass why einige Jahre Standardtanzkurse besuchte: »Ich komm vom Land, da war das so – alle machen das.« Diese Räume seien von heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit geprägt gewesen. Als Kalle später in Belfast lebte, lernte why irische Tänze: »Ich habe mich einfach in die Männerrolle begeben. [...] Ich habe viele Komplimente bekommen. Einmal hat eine Person gesagt, ich sähe aus wie Leonardo DiCaprio. Das war mein Highlight.« Wir lachen gemeinsam – wir sind wohl die *Titanic*-Generation, denke ich später. Vor etwa einem Jahr habe why mit einer gleichaltrigen Freundin sogar wieder Lego gespielt: »Das war großartig. Wir haben ein Schiff gebaut, und irgendwann waren wir dann im Weltall. Da sind spannende Dinge passiert. Das war wie ein guter Urlaub, weil mensch in eine andere Welt eintaucht, sich Dinge ausdenkt: Dann kommen komische Monster, vielleicht gibt es ein Happy End. Das war schön.« Für Kalle haben solche Praktiken mit radikaler Bedürfnisorientierung zu tun: »Wie kann ich mein Leben mehr meinen Bedürfnissen entsprechend gestalten – was eher eine lustvolle Perspektive auf Self-Care ist?« Kalle strebt an: »dass ich ein Gleichgewicht habe zwischen Dingen, die mir Energie nehmen, und denen, die mir Energie geben.«

Kalle argumentiert, dass es gerade als nicht-binäre Person wichtig sei, Selbstsorge zu praktizieren, um sich wohlfühlen: »Gerade Personen, die

von Diskriminierung betroffen sind, bekommen vermittelt, dass sie weniger wert sind oder nicht liebenswert. Deswegen brauchen wir Selbstsorge: weil die Gesellschaft uns so wenig unterstützt und [uns wenig] wohlwollend begegnet. Deswegen ist es wichtig, dass marginalisierte Personen sich selbst wohlwollend begegnen.«

Kalle geht es neben Selbstsorge auch um das Thema Community-Care. Why erklärt dazu: »Care findet die ganze Zeit statt, ist ungerecht verteilt und unsichtbar für viele Leute. Dafür will ich Bewusstsein schaffen. Die Ungleichbewertung zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit aufzuheben, ist enorm wichtig, wenn wir eine andere Gesellschaft haben wollen.« Es gelte, aufmerksam zu sein dafür, welche Tätigkeiten notwendig sind, um ein Miteinander zu ermöglichen, und dafür, von wem diese Arbeit geleistet wird. Für Kalle fällt unter Community-Care konkrete Sorgearbeit wie Pflege oder Kindererziehung, die Klärung von Konflikten sowie emotionale Arbeit. Kalle bedauert, dass es an dem Thema bisher eher wenig Interesse gebe. Why hofft: »Wenn Self-Care erst mal etabliert ist, kommen wir vielleicht an den Punkt, dass wir sagen, Community-Care ist auch wichtig.« Als Grund für das mangelnde Interesse führt Kalle an, dass Selbstsorge, bei der das Individuum im Vordergrund stehe und nicht die Frage, wie wir in Gemeinschaften Unterstützung organisieren können, besser zu neoliberalen Diskursen passe. Zudem nähmen viele Menschen nicht wahr, dass sie in Communitys lebten. Kalle selbst sieht sich als Teil verschiedener Communitys. Zum Zeitpunkt des Interviews wohnt why in einer funktionalen Wohngemeinschaft; auf meine Frage, ob dies eine Community sei, antwortet Kalle: »Das wäre eine kleine Gemeinschaft, wir sind zu viert. Das nehme ich als verbindlichen Zusammenhang wahr. Für mich ist Community größer, schließt mehr Menschen mit ein. Ich habe da so was im Kopf wie Hausprojekte oder Politgruppen.« Kalle fühle sich zugehörig zu einer queer/feministischen und trans Community. Die Workshops, die why anbietet, sieht why auch »als Unterstützung oder Angebot für Menschen aus diesen Communitys, um den Themen mehr Raum zu geben«.

Ich frage nach, welche Rolle virtuelle Räume für Kalle spielen. Kalle bezeichnet sich als nicht internetaffine Person. Why falle es schwer, Care und Internet zusammenzubringen, da »Care und Unterstützung, füreinander da sein, präsent sein so was Warmes« sei, »und das Internet kann das nicht transportieren«. »Dass Menschen sich persönlich begegnen oder vielleicht telefonieren, wo eine Stimme dabei ist«, das sei wichtig für Kalle, das Internet sei für why weit weg. Care sei für why »total offline« – es sei denn,

es gehe tatsächlich nur online. Allerdings sei das Internet durchaus »ein Informationsort und Ort, wo Erstkontakt oder Orga stattfinden«: »Hier sind die Anlaufstellen, Veranstaltungen, diese und jene Gruppen gibt es«. Kalle resümiert: »Aber Care kann ich mir da nicht vorstellen.«

Freund_innenschaften, so hebt Kalle hervor, dürften keine Bedingung für Community-Care sein: »Es gibt Menschen, denen fällt es schwer, sich in Freund_innenschaften reinzubeegeben. Eine Freund_innenschaft sollte keine Voraussetzung sein, um Unterstützung zu bekommen.« Kalle kennt zudem das Gefühl, bereits viele freundschaftliche Beziehungen zu haben – und wenig Raum für neue: »Alles andere würde meine Kapazitäten sprengen, auf wie viele Menschen ich mich einlassen kann und wie viele Beziehungen ich pflegen kann.« Für Kalle hängen Community-Care und Selbstsorge eng zusammen: »Für mich kann Community-Care nur funktionieren, wenn ich Self-Care betreiben kann. Wenn ich meine Bedürfnisse nicht kennenlernen kann, wenn ich nicht in mich hinein spüren kann, dann wird Community-Care scheitern.« Für Kalle steht fest: »Ich kann nur dann für andere da sein, wenn ich auch für mich da sein und meine eigenen Grenzen spüren kann.« Community-Care ohne Selbstsorge birgt für Kalle die Gefahr, ins Burn-out zu driften und sich zu erschöpfen. Wichtig sei, zu erkennen und sich einzugestehen: »Ich kann nur soundsoviel geben – wenn ich gerade Energie habe, Kapazitäten habe.«

In den trans Räumen, in denen Kalle sich bewegte, fand why es schwierig, »die Stimmung auszuhalten«. Why habe sie nicht als »warme oder offene Räume, sondern angstbesetzt« erlebt. Zudem gebe es die unrealistische Erwartung, dort geschehe keine Diskriminierung; passiere dies doch, würde es sehr hart beurteilt. Kalle spricht von einer »Atmosphäre der Anspannung«. Dabei bestehe »einerseits der Wunsch, jetzt soll alles locker, leicht sein, und wir sollen alle schnell miteinander ›connecten‹; andererseits: wir kennen uns alle nicht, teilen gerade mal eine Positionierung«. Kalle glaubt, dass in trans Räumen »viel Schmerz drinnen steckt, der aus der Gesellschaft kommt, weil wir die ganze Zeit Cissexismus erfahren«.

Gleichzeitig sind für Kalle Räume, in denen geschlechtliche Vielfalt gelebt wird, wichtig, Räume, in denen »achtsam mit Pronomen umgegangen wird und geguckt wird: ›Wie heißt du heute und welches Pronomen möchtest du heute verwenden?‹ [...] Wo ich nicht den Druck habe, mich auf eine bestimmte Art und Weise zu kleiden, zu verhalten oder ein bestimmtes Geschlecht zu performen, um nicht hinterfragt zu werden in meiner Geschlechtsidentität.« Zum Thema Pronomen in Workshops und bei Treffen

führt Kalle aus: »Wir erklären am Anfang von jedem Workshop, warum wir eine Namens- und Pronomenrunde machen, wo das herkommt und warum es gut ist, ein Pronomen zu sagen. Wenn während des Workshops falsche Pronomen verwendet werden, dann ist es mir wichtig, das zu thematisieren.«

Für die Zukunft wünscht sich Kalle, mit anderen nicht-binären Personen über kollektive Care in Austausch zu kommen. Gerade in Berlin, wo so viele von ihnen lebten, könnten sie einen solchen Austauschprozess intensivieren: »Was ist für uns Community? [...] Darüber zu sprechen, warum uns das wichtig ist: Warum möchten wir das haben?« Kalle wünscht sich in aktivistischen Räumen mehr Beschäftigung mit Fragen wie diesen: »Wie wollen wir miteinander umgehen? Was brauchen wir voneinander, damit wir uns miteinander wohlfühlen?« Kalle selbst möchte zudem weiterhin Bildungsangebote zu Radical Softness umsetzen; hierbei gehe es darum, Verletzlichkeit_en anzuerkennen.¹³ Nach dem Interview sitzen wir noch ein bisschen zusammen, bis Kalle feststellt, dass whys Energie sich dem Ende zuneigt. Kalle verabschiedet sich herzlich. Nach dem Interview werden wir in Kontakt bleiben.¹⁴

Selbstsorge wurde für Kalle mit dem eigenen Coming-out wesentlich im Leben. Why benennt spezifische Belastungen, mit denen nicht-binäre Personen konfrontiert sind. Mit einer Belastung zu leben, kann bedeuten, eine Last mit sich herumzutragen – was im Gegensatz zur Leichtigkeit steht, die sich Kalle wünscht. Belastung kann als Anforderung gefasst werden und als Stress. Was macht man mit einer Belastung? Man kann sie aushalten, sie verkraften, sich ihr direkt aussetzen oder versuchen, sie loszuwerden. Der Begriff Belastung spricht die psychische und die körperliche Ebene an. Deutlich wird im Interview, dass Kalle nach dem Coming-out als nicht-binär in einer binären Gesellschaft einen erhöhten Bedarf an Selbstsorge hat. Selbstsorge bedeutet für Kalle, mit sich selbst in Kontakt zu sein, Grenzen zu setzen und eigene Bedürfnisse ernst zu nehmen. Auffallend ist, dass why dabei immer auch den

13 Auf seiner Homepage beschreibt das Bildungskollektiv das Workshopthema anhand folgender Fragen: »wie wirkt es sich in deinem alltag oder in beziehungen aus, wenn du eigene verletzlichkeith_en mehr annimmst und auch sogenannte unangenehme gefühle zulässt? warum ist softness_sanftheit_weichheit eigentlich radikal? und wie beeinflussen geschlechterrollen und andere gesellschaftliche machtvhältnisse unseren zugang zu dieser?« (Life's a beach 2017)

14 Das Interview führte ich im Januar 2018.

Punkt der Kommunikation von Bedürfnissen nennt; damit stellt why die relationale Dimension von Selbstsorge ins Zentrum.

Für mich ist mein Tagebuch etwas Privates, das niemand außer mir in die Hände kriegen soll. Kalle hingegen las mir eine Passage zu Selbstsorgestrategien aus dem eigenen Tagebuch vor. Kalle hatte »Selbstepathie-Prozesse« durchlaufen, wie why sagt; das klingt nach einem recht strukturierten Prozess, das Tagebuch dient als dessen Dokumentation. Mir etwas aus dem eigenen Tagebuch anzuvertrauen, um mir Werkzeuge an die Hand zu geben für mehr Leichtigkeit, ist ein Akt der Care und der Intimität, Kalle gibt Selbstsorgewissen weiter. Gewissermaßen nimmt das Interview dadurch die Form einer gegenseitigen Beratung an.¹⁵

Kalle spricht von persönlichen »Strategien« für mehr Leichtigkeit. Was bedeutet es, von Strategien zu sprechen? Der *Duden* definiert Strategie als »genaue[n] Plan des eigenen Vorgehens, der dazu dient, ein militärisches, politisches, psychologisches, wirtschaftliches o. ä. Ziel zu erreichen, und in dem man diejenigen Faktoren, die in die eigene Aktion hineinspielen könnten, von vornherein einzukalkulieren versucht«. Kalle leistet Arbeit am Selbst, das Ziel ist mehr Leichtigkeit, und why schafft Wissen, um dieses Ziel zu erreichen. Warum macht why das? – Wahrscheinlich aus einer Notlage heraus, wegen einer gedrückten Stimmung, und weil es eine Möglichkeit ist, sich selbst zu helfen. Kalle erarbeitet und erprobt diese Strategien aber auch, um sie in Workshops weiterzugeben; aus privaten Strategien wird öffentliches Wissen.

Ersichtlich wird im Interview mit Kalle, dass eine heteronormative Gesellschaft Selbstsorge für gender-nicht-konforme Menschen erschwert, da viele Hobbys von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit geprägt sind. Alte Hobbys müssen unter Umständen aufgegeben werden. Kalle hat jedoch einen Weg gefunden, beim Tanzen – einem alten Hobby – mit Gender zu spielen und Gender-Nichtkonformität auszuleben. Auch spielen ist für Kalle eine Möglichkeit, in eine andere Welt einzutauchen. Spielen steht im Gegensatz zu Leistung. Es geht darum, Zeit mit Tätigkeiten zu verbringen, die nicht auf Ziele bezogen sind und die es erlauben, eine andere Welt zu imaginieren. In Kalles Erzählung sind Selbstsorge und Fantasie eng miteinander verknüpft. Auch Judith Butler setzte sich mit den Potenzialen von Zukunftsentwürfen

15 Zur Praxis der Sorgenden Ethnographie und zu Forschung als gegenseitiger Beratung siehe das Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

auseinander und betont: »Possibility is not a luxury; it is as crucial as bread« (Butler 2004: 60). Zur Rolle der Fantasie schreibt Butler:

»[F]antasy is part of the articulation of the possible; it moves us beyond what is merely actual and present into a realm of possibility, the not yet actualized or the not actualizable ... The critical promise of fantasy, when and where it exists, is to challenge the contingent limits of what will and will not be called reality. Fantasy is what allows us to imagine ourselves and others otherwise; it establishes the possible in excess of the real; it points elsewhere, and when it is embodied, it brings the elsewhere home.« (Ebd.: 28f.)

Fantasie erlaubt, sich selbst anders in der Welt vorzustellen und andere Welten zu erschaffen. Im Interview mit Kalle sticht mir die Diskrepanz zwischen dem artikulierten Bedürfnis nach Spaß und der Beschreibung von Szeneräumen als angespannt ins Auge. Kalle versucht, aus diesem Erleben heraus Räume aufzubauen, die geschlechtliche Selbstbestimmung ermöglichen, ohne in dieser Weise angespannt oder angstbesetzt zu sein.

Kalles Workshops, die ich besuchte, beschäftigen sich mit Radical Softness. In der Workshopbeschreibung fragt das Kollektiv: »Warum ist softness_sanftheit_weichheit eigentlich radikal?« Ich frage mich: Wie lassen sich Radikalität und Verletzlichkeit zusammenbringen? Radikal sein wird oft mit Härte verbunden, damit, sich hart zu machen und eine Schutzmauer um sich aufzubauen. Radikal sein bedeutet auch, an die Wurzel zu gehen und Dinge grundlegend infrage zu stellen. Soft sein: sich verletzbar zeigen, weich bleiben, sich durchlässig zeigen, offen sein für Emotionen, Emotionen zulassen. Verletzlichkeit spricht für mich die körperliche Ebene an: verwundbar sein und Wunden zeigen. Es verknüpft die emotionale Ebene mit Verbindung und Kontakt. Radikal verletzbar sein bedeutet: die Wurzeln der Wunden und Verletzungen aufzuspüren, sich radikal in der eigenen Verletzbarkeit zu zeigen, im Wissen darum, dass wir alle verletzbar sind. Der Ausdruck Radical Softness, radikale Verletzlichkeit, hat eine geschlechtliche Dimension: Während radikal eher mit cis-männlichen Aktivisten in Verbindung gebracht wird, ist Verletzlichkeit eher weiblich konnotiert. Radikal kann auch mit Freiheit und Dekonstruktion in Verbindung gebracht werden. Softness, Weichheit, wird mit Zärtlichkeit, Sanftheit und Behutsamkeit assoziiert; soft ist Weichheit, ein Sound kann soft klingen. Radikal soft sein kann bedeuten: gesellschaftlichen Problemen auf den Grund zu gehen, ohne dafür Härte zu brauchen – auf eine sanfte Weise. In whys Workshops zu Radical Softness regt Kalle durch die gemeinsame Beschäftigung mit Verletzlichkeit an, sich

über Sorgearbeit und Selbstsorge grundlegend Gedanken zu machen. Kalle macht psychologisches Wissen für einen trans/queeren Kontext produktiv und entwickelt eine lustvolle Perspektive auf Selbstsorge. Für Kalle hat Community etwas mit Imagination zu tun, damit, sich eine Community im Kopf vorzustellen, sich als Community wahrzunehmen. Warum ist das wichtig? – Damit Verantwortung füreinander übernommen wird, damit sich Menschen nicht allein fühlen, damit Verbindungen wahrgenommen werden oder entstehen? Kalle versteht whys Workshops jedenfalls als Unterstützung für queer/feministische Communitys.

Kalle übt sich in einem achtsamen Umgang mit den persönlichen Energie-reserven. Erschöpfung ist in whys Erzählung ein im Körper verortbares und spürbares Zeichen der Belastung und Überlastung. An Erschöpfung, so erklärt Kalle, zeige sich, dass man zu viel gegeben habe. Diesem Bild zufolge hat man Energie und gibt sie nach außen. Wie wird Energie abgegeben? Wird sie bewusst auf eine andere Person übertragen, oder geht sie in einer cis-normativen Umwelt als Reibungsverlust verloren oder in diese über? Kalle stellt Energie als eine persönliche Ressource dar. Demnach hat man einen bestimmten Vorrat an Energie auf Lager, wird zu viel abgegeben, erschöpft sich der Vorrat. Kalle entwickelt Techniken dazu und gibt diese weiter, wie Leute ihre Energielager wieder vollladen können. Kann Energie hier als Fähigkeit einer Person, Sorgearbeit zu verrichten, verstanden werden? Energie zeigt an: Ich habe die Ressourcen, diese Arbeit, Care, zu verrichten; ist der Energievorrat leer, brauche ich Ruhe und muss meine Akkus aufladen. Kalle betont, dass Fürsorge für andere eine selbstsorgliche Arbeit an der eigenen Haltung voraussetze. Interessant ist die Verbindung zwischen außen und innen: Die Haltung, von der Kalle spricht, wird im Inneren entwickelt, sie zeigt sich körperlich, und sie wird nach außen getragen. Kalle fasst Selbstsorge als Voraussetzung für Fürsorge; somit steht nicht-binäre Care, wie why sie denkt und umsetzt, einer neoliberalen Konzeption von Selbstsorge als Selbstoptimierung entgegen.

5.4 Begleitender Austausch, Transitionszuarbeit und Trans-Sibling-Care als Geschlechterarbeit

Noa holt mich am Bahnhof einer westdeutschen Universitätsstadt ab. Ich werde Noa heute interviewen und bin übers Wochenende in Noas WG untergebracht. Ich habe Noa vor einigen Monaten bei einem bundesweiten

trans Vernetzungstreffen kennengelernt und für ein Interview angefragt. Noa arbeitet in einer trans Beratungsstelle und ist im nicht-binären Aktivismus aktiv. Zuhause angekommen macht Noa uns einen Kaffee. Wir setzen uns auf die Wohnzimmercouch und legen direkt los, da xier¹⁶ in zwei Stunden an einer Telefonkonferenz teilnehmen will. Noa beschäftigt sich seit Jahren mit queerer Sorgearbeit, theoretisch und praktisch. Xier berichtet: »Ich habe viel Unterstützungsarbeit in meinem Freund_innenkreis gemacht. Seit sieben Jahren sind immer wieder Leute transitioniert, oft traditionell: Coming-out, Therapie, Hormone, Personenstandsänderung und OPs. Ich habe Leute dabei begleitet: Partner_innen, Mitbewohner_innen, Freund_innen und Co-Aktivist_innen, oft mehrere gleichzeitig. Da habe ich die Möglichkeiten, Unmöglichkeiten und Herausforderungen mitbekommen.«

Xiers Erfahrungen des trans Carings erläutert Noa anhand zweier Beispiele. Bei der einen Care-Erfahrung »war ich beobachtende Person, die viel zugehört hat. Ich erinnere mich an Tee trinken auf der Couch und glaub nicht, dass ich viel gesagt hab oder Tipps gegeben habe«. Transsein war damals in der Beziehung selten Thema. Noa betont: »Da war Connection, In-Beziehung-Sein während dieses Prozesses. [...] Es war keine Einbahnstraße – ›oh, mir geht es gut, und ich unterstütze die Person, der es schlecht geht‹. Ich war mit eigenen Prozessen beschäftigt und habe mich mit Geschlechtlichkeit auseinandergesetzt; nicht auf der Ich-bin-trans-Ebene, sondern: ›Warum ist Geschlecht überhaupt eine Kategorie?‹ Ich bin mir bewusst geworden, wie mich das einschränkt. [...] Das war begleitender Austausch in beide Richtungen.«

Die andere Care-Erfahrung beschreibt Noa als Zuarbeit zu einer Transition: »Das war ein intensiver Prozess: Coming-out, da war ich nah, und bei der Namensfindung, erster Termin, erste Informationsveranstaltung zu Trans.« Noa erzählt, dass xiers damaliger Partner bereits im Alter von 13 Jahren zum Arzt gegangen sei und sich dort Unterstützung erhofft habe; ihm sei damals gesagt worden, er könne keine Geschlechtsangleichung machen. »Doch, das geht ja wohl!«, habe Noa zu xiers Partner gesagt und ihn mehr als zwei Jahre bis zum ersten Testo-Shot¹⁷ unterstützend begleitet. Diese Care-Erfahrung empfand Noa als einseitig: »Als klar war, ich bin auch trans, hat er versucht, mich in eine trans Männerrolle zu drängen. Das war aber

16 Xier ist das Pronomen von Noa.

17 Testo-Shot: Testosteron Injektion.

nicht ich. Ich habe von ihm keine Unterstützung bekommen.« Noa hatte das Gefühl, »Zuarbeitx für seine Transition« zu sein. Wenn xier selbst in einer Krise gewesen sei, habe er vorgeschlagen: »Warum nimmst du keine Hormone?« Noa beschreibt diese Erfahrung als eine »Nichtunterstützung«, die mit viel Schmerz verbunden gewesen sei.

Aufgrund dieser herausfordernden Care-Erfahrung entstand bei Noa der Wunsch, Sorgearbeit kollektiver zu gestalten – »damit es keine Alleingänge sind, wo Leute zuhause zusammenbrechen, wegen Gewalterfahrungen mit Psychiatern, Therapeutinnen, im Krankenhaus oder im Genderteam«. Noa entwickelte die Idee der Trans-Siblinghood: »im Sinne der Vergeschwisterung mit einer Erfahrung, in dem Bewusstsein, dass Geschwister dieselbe Erfahrung machen und trotzdem ein unterschiedliches Erleben davon haben. [...] Die meisten trans Leute, die Support suchen in Institutionen, erfahren Stigmatisierung; aber die Erfahrung und das Erleben sind unterschiedlich.« Noa versteht sich »als Sibling aller trans Personen – aus dem ganzen Spektrum«. Trans ist für xier ein erfahrungsbasierter Begriff und keine Identitätskategorie. Laut Noa gibt es geteilte trans Erfahrungen, zum Beispiel Pathologisierung, Gatekeeping, Selbsthass und Unsichtbarkeit; die Wege binärer und nicht-binärer trans Personen trennten sich, wenn es um Fragen der Transition gehe. Das Konzept Trans-Siblinghood ist für Noa von Nichtauserwähltheit geprägt; sein Potenzial liege in der Entscheidung für gegenseitige Verantwortung und darin, dass es über Freund_innenschaften und Liebesbeziehungen hinausweise.

Xier erinnert sich an den Moment, in dem xier zum ersten Mal eine Person traf, die nicht-binäre Pronomen für sich verwendete: »Das war der Raumöffner für mich, um überhaupt zu existieren. Da hat die Unterstützung angefangen, durch die ich existiere: ›So – und das ist mein Pronomen« [...].« Xier resümiert: »Alles, was ich über mich gelernt habe, habe ich von dieser Person gelernt.« Seit dem Coming-out und der Mastektomie sei Noa verstärkt von Diskriminierung betroffen: »Ich irritiere Leute krass. Bei trans Männern ist die Mastek oft das finale Etwas, das noch fehlt, um das tausendprozentige Passing im Alltag zu haben. Für mich war die Mastek der Akt, den ich für mich gebraucht hab und gefeiert hab, der aber im Außen krassen Scheiß produziert, immer wieder.«

Im vergangenen Jahr organisierte Noa ein Wochenende für nicht-binäre Personen: »Die Motivation dahinter war Self-Care. Es war ein egoistisches Unterfangen im positiven Sinne, ich dachte: Ich brauche den Raum, vielleicht gibt es Leute, die brauchen den auch. Es stellte sich raus, fünf Leute

brauchten den Raum auch und hatten Lust, mitzugestalten.« 44 Personen nahmen an dem zweitägigen Camp teil. Für Noa war es ein Raum der Selbstsorge und der Care: »Ich kann mich an wenige Momente in meinem Leben erinnern, in denen es so ruhig war. – Ich sage das, obwohl ich eine von fünf Personen war, die eine zweitägige Veranstaltung organisiert haben für 44 Leute, die sich noch nie gesehen hatten. [...] Trotzdem kann ich sagen, ich war selten so entspannt. Ich glaube, das hat damit zu tun, dass es diese Räume für uns so gut wie nie gibt. [...] Allein dieses Existieren des Ortes und der Menschen an diesem Ort war eine intensive Erfahrung des Gehaltenseins: in einem Netz gehalten werden, ein Co-Gehaltensein.« Noa habe dort realisiert, »wie Strukturen sich auswirken und wie viele Arten von Self-Care weggefallen sind, weil ich meine Wände nicht hoch haben musste wegen dem Misgendert-Werden. Ich musste nicht überlegen, wie Leute mich angucken oder ob sie denken, ich sei, weil ich einen Rock an hätte, doch nicht nicht-binär. [...] Das hat dazu geführt, dass Self-Care, die normalerweise nötig ist und mit einem unendlichen Energieaufwand verbunden ist, nicht nötig war.«

Selbstsorge ist für Noa eine alltägliche Herausforderung. Xier kritisiert Aufrufe zur Selbstsorge und ebenso die Frage: »Machst du Selbstsorge?« Xier führt aus: »Ich find diese Frage höhnisch und möchte zurüchklachen – manche von uns hatten das nicht als Lernsubstanz in ihrer Biographie.« Insbesondere für trans Personen sei der Zugang zu Selbstsorge oft verstellt. Es gebe die Vorstellung, jede Person könne sich um sich selbst kümmern, sie müsse es nur wollen oder tun – »am besten mit Ideen, wie das aussieht: Netflix gucken, shoppn gehen oder so«. Noa wünscht sich, dass queere und trans Communitys sich kritisch mit Selbstsorge auseinandersetzen und damit, welche Norm sie setzen: »Für manche Menschen ist Sich-um-sich-selbst-Kümmern nicht der Schritt, bei dem sie gerade sind. Vielleicht sind sie beim Schritt, zu überleben oder im Alltag nicht zusammenzubrechen.« Noa findet den Diskurs um Selbstsorge individualisierend: »Als ob Self-Care mir helfen könnte gegen die Gewalt, die mir im Alltag widerfährt! Das macht die Gewalt nicht weg, sondern ermöglicht ein längeres Überleben oder ein längeres Funktionieren. Es nimmt den Fokus weg von der Struktur, der ich unterliege.«

Noa wünscht sich Unterstützung, die nicht auf Gegenleistung basiert. Idealerweise ist Care für xier ein Geschenk, das konditionslos gegeben wird. Herausfordernd in trans Sorgebeziehungen ist für Noa, mit der Schwere der Erfahrungen umzugehen. Xier erklärt dazu: »Wenn Leute, die schlimme Er-

fahrungen im Alltag machen, zusammenkommen, potenziert sich das erst mal.« Empowernd sei es trotzdem, weil es von der Individualisierung wegführe und Strukturen sichtbar mache: »weil da Leute sitzen, die auch blöd angeguckt werden.« Noa resümiert: »Trotzdem finde ich das herausfordernd: Co-Schmerz. Wenn eine Person erzählt – wenn es um Outing geht – und ich das übersetzen kann in eine eigene Erfahrung, dann fühle ich mit auf einer intensiven Ebene – nicht im Sinne ›Das tut mir leid für dich‹, sondern: ›Ahhhh, aua, das tut mir auch weh!‹ Das finde ich herausfordernd, einen Umgang damit zu finden und zu üben: Das ist nicht mir passiert – auch wenn das Potenzial, das Wissen mitschwingt, dass es mir auch passieren könnte.« Beim eigenen Aktivismus möchte Noa in Zukunft einen Fokus auf Empowerment legen: »Was ist das Schöne am Transsein? Gerade Personen, denen Hass entgegenschlägt, sollten sich diese Frage öfter stellen.«¹⁸

Noa erzählt mir xiers Care-Biographie verwoben in xiers Auseinandersetzung mit Geschlecht. Dabei hat Noa Erfahrungen des Umsorgt-Werdens ebenso vor Augen wie Erfahrungen des Sorgens sowie des Nicht-unterstützt-Werdens. Noa differenziert zwischen verschiedenen Rollen, die xier in Sorgebeziehungen einnimmt oder eingenommen hat, und spricht Momente an, in denen keine Grenze zwischen Umsorgen und Umsorgt-Werden gezogen werden konnte. Anhand zweier Beziehungen zeigt xier auf, wie unterschiedlich sich Sorgekonstellationen gestalten können. Den Care-Prozess in der einen Beziehung beschreibt Noa als begleitenden Austausch, die Rollen als fließend; in der anderen sieht xier xiers Rolle darin, Zuarbeit zur Transition zu leisten. Deutlich wird, dass Care als geschlechtliche Sorgearbeit ein intersubjektiver Prozess ist, der idealerweise für die begleitete wie die begleitende Person Auseinandersetzungen mit der eigenen Entwicklung und Verortung ermöglicht. Jane Ward (2011) beschreibt die geschlechtliche Arbeit, die nahe stehende Personen für trans Personen bei einer Transition leisten, als überwiegend anstrengend und einseitig. In Noas Erzählung wird nun greifbar, dass die Begleitung von trans Personen auch eine Möglichkeit sein kann, sich mit möglichen Wünschen nach geschlechtlichen Veränderungen auseinanderzusetzen und Zugang zu Geschlechterwissen zu erhalten. Kontrastierend zu jenen Forschungspartner_innen, die eine solche Begleitung als Dienstleistung anbieten, mag dies vor allem für Personen der Fall sein, die bisher noch keinen Zugang zu diesem Wissen hatten.

18 Das Interview führte ich im Juni 2017.

Die Zuarbeit zu einer Transition bezeichnet Noa als einseitige Arbeit; zudem wurde hier in diesem Beziehungskontext in eine binäre Rolle gezwängt. Diese Dynamik der Zuarbeit in Trans-Care stellt auch Jane Ward heraus, allerdings bezogen auf Sorgearbeit, die von cis Femmes geleistet wird (Ward 2011). Das Interview mit Noa zeigt, dass sich eine ähnliche Rollendynamik auch zwischen trans Personen entwickeln kann. Ich argumentiere, dass dabei Transnormativität eine zentrale Rolle spielt, also die Annahme *eines richtigen Weges*, zu transitionieren. So wurden Noa von xiers ehemaligem Partner Hormone als Lösung für mehr Wohlbefinden und eine trans männliche Position als logisch präsentiert. Auch in Beziehungen zwischen trans Personen kann Transnormativität also dazu führen, dass Care fehlt oder einseitig ist, etwa wenn nicht-binäre Perspektiven als nicht-legitim gelten. In einigen trans Communities gibt es eine traditionelle Vorstellung von Transition, die an den Konzepten des medizinisch-psychologischen Komplexes orientiert ist, andere Formen bleiben marginalisiert. Noas Erfahrung der Nichtunterstützung wird als eine schmerzhaft spürbar. Fürsorge in trans Räumen und Beziehungen kann also neben der so oft als positiv beschriebenen Erfahrung gegenseitiger Für_Sorge auch eine des Ausgenutzt-Werdens sein.

Aufgrund dieser Erfahrung machte Noa es sich zur Aufgabe, trans und nicht-binäre Fürsorge zu kollektivieren. Noa stellte fest, dass binäre trans Räume für nicht-binäre Personen oft keine sorgenden Räume seien – und machte sich daran, nicht-binäre Räume aufzubauen. Hier organisierte ein Wochenende für nicht-binäre Personen, das auch mehrere andere Interviewpartner_innen erwähnen haben. Noa beschreibt dieses Wochenende als Care-Ort und Ort der Ruhe. Während dieser zwei Tage fiel die Notwendigkeit der Selbstsorge für hier weg. Wie bei anderen Initiator_innen ehrenamtlicher trans Projekte entstand auch Noas Initiative aus einem Selbstsorgewunsch heraus. Für sich selbst zu sorgen, bedeutet hier, Räume für Menschen zu organisieren, die jenseits der Zweigeschlechtlichkeit leben.

Herausfordernd, aber auch ermächtigend ist für Noa, mit der Schwere der Erfahrungen umzugehen, über die in Care-Räumen gesprochen wird. »Co-Schmerz« nennt Noa die kollektive Schwere und Schmerzhaftigkeit dieser Erfahrungen. Noa strebt eine Politisierung von Selbstsorge an. Denn hier zufolge fällt ein Großteil der Selbstsorge, die trans Personen verrichten müssen, aufgrund heteronormativer und cis-normativer Strukturen an. Noa macht zudem deutlich: Selbstsorge kann Gewalt nicht verhindern, sondern ermöglicht »nur« ein längeres Überleben. Hier fasst Selbstsorge als notwendige Bedingung, um sich um andere zu kümmern.

Noa plädiert für das Sorge-Modell Trans-Siblinghood. Die Wortschöpfung Siblinghood knüpft an den feministischen Begriff Sisterhood an, der auf Solidarität und Für_Sorge in feministischen und rassismuskritischen Räumen anspielt. Siblinghood ist wie Sisterhood ein familiärer Begriff, der aber weniger binär gegendert ist. Trans Vergeschwisterung, wie Noa sie versteht, legt eine geteilte Erfahrung nahe, die aber unterschiedlich erlebt wird, und zugleich eine Verbundenheit, die im Unterschied zu Freund_innenschaften nicht gewählt wird.

Neben geteilten Erfahrungen deutet Noas Modell also auch die Unterschiedlichkeit im Erleben an und verweist damit auf Praktiken der Solidarität trotz Differenzen. In xiers Siblinghood-Ansatz zeigt sich Noas Wunsch nach sehr verbindlichen Sorgebeziehungen und nach Verantwortungsübernahme. Ich würde trans Vergeschwisterung als eine bestimmte Praktik verstehen, Care-Räume in trans und nicht-binären Communitys aufzubauen und mit Differenzen umzugehen.¹⁹

Für Noa trennen sich die Wege binärer und nicht-binärer Personen bei der Frage der Transition. Der Queertheoretiker Paul B. Preciado bezeichnet den Prozess der Transition als einen Wartesaal zwischen zwei exklusiven Vor- und Darstellungssystemen:

»Transition« nennt man den Prozess, der im Zuge eines medizinisch-rechtlichen Verfahrens der Geschlechtsneuzuweisung oder -angleichung von der Weiblichkeit zur Männlichkeit (oder umgekehrt) führen soll. »Je suis en train de faire ma transition«, »Ich bin mitten in meiner Transition«, sagt man für gewöhnlich. Solche Äußerungen suchen die Transformation eines Zustands in einen anderen zu beschreiben und betonen zugleich den temporären, also vorläufigen Charakter des Vorgangs. Der Prozess der Transition meint indes nicht den Übergang von der Weiblichkeit zur Männlichkeit (diese beiden Gender sind keine ontologischen, sondern nur biopolitische und performative Größen), sondern vielmehr den Übergang von einem Apparat der Wahrheitsproduktion zu einem anderen.« (Preciado 2020: 226 f.)

Inwiefern können sich Wege beim Prozess der Transition trennen? Meint Noa damit, dass die einen den Weg bis zum normativ vorgesehenen Ende gehen, während nicht-binäre Personen eher ihren eigenen Weg gehen? Wahrscheinlich gründet xiers Aussage auf der Erfahrung, die Preciado folgendermaßen

19 Zu Debatten um Vergeschwisterung in lesbischen und schwulen Räumen siehe Kath Westons Studie »Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship« (1997).

beschreibt: die »Grenzen der sozialen Erkennbarkeit überschritten« haben (Preciado 2020: 225). Dies spiegelt sich in den (Alltags-)Erfahrungen, die Noa anspricht, wider. So bezahlte Noa xiers Mastektomie selbst und organisierte sie jenseits der regulären Abläufe. Xiers Testosteronspiegel erhöhte Noa (zum Zeitpunkt des Interviews) nicht – bei den meisten Krankenkassen eine Voraussetzung für eine Mastektomie – und irritierte mit dieser Form der Verkörperung sowohl cis als auch trans Personen.

5.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde ersichtlich, dass sich nicht-binäre trans Aktivist_innen tiefgehend mit den Themen Selbstsorge und Fürsorge und mit deren Verwobenheit auseinandersetzen. Trans Personen, insbesondere sich als nicht-binär verortende, haben einen erhöhten Bedarf an Selbstsorge: aufgrund von Diskriminierung und Effekten der zweigeschlechtlichen Gewalt, die sie bewältigen und mit denen sie umgehen müssen. Meine Interviewpartner_innen sehen Selbstsorge als Voraussetzung dafür an, Fürsorge für andere Leute leisten zu können. Denn es kostet, in den Worten Paul B. Preciados, im Alltag viel Energie, die »Grenzen der sozialen Erkennbarkeit überschritten« zu haben (Preciado 2020: 225). Meine Interviewpartner_innen beschreiben ihre Erfahrung, als nicht-binäre Personen durch die Welt zu gehen, als geprägt von Unsichtbarkeit oder Nicht-ernst-genommen-Werden einerseits, von extremer Sichtbarkeit – beispielsweise bei einer Körperveränderung, die trans-normativen Bildern nicht entspricht – andererseits.

Da es kaum Vorbilder für nicht-binäre Fürsorge und Selbstsorge gibt, ist Kreativität gefragt. Meine Interviewpartner_innen entwerfen neue Pronomen, eigene Begriffe, die ihre Sorgebeziehungen und -praktiken beschreiben. Nicht-binäre Sorgearbeit, Wissensproduktion und Theoriearbeit sind somit gewissermaßen zwangsläufig miteinander verbunden. Die Anthropologin María Puig de la Bellacasa (2012) zeigt in ihrem Artikel »»Nothing Comes Without Its World«: Thinking With Care« die Verbindung zwischen Care und kollektivem Denken auf: Beziehungen des Denkens und Wissens benötigten Care (de la Bellacasa 2012: 198). Ich argumentiere, dass dies nicht nur für die akademische Wissensproduktion gilt: Auch in sozialen Bewegungen werden Care-Theorien kollektiv entwickelt, wie sich im Feld des nicht-binären Aktivismus zeigt, und werden Formen der »epistemic love« (ebd.: 207) praktiziert. Am deutlichsten wird dies in der Sorgebeziehung von Sasha und Jovin und in

ihrer Praktik des gemeinsam Denkens. Bellacasa plädiert für eine nicht nostalgische Perspektive auf Care: »Caring or being cared for is not necessarily rewarding und comforting« (ebd.: 199). Auch dies wird in den Erzählungen von Sasha und Jovin greifbar: Deren gegenseitige Sorge füreinander, die auch eine Beschäftigung mit geschlechtlicher Identität ist, war zuweilen konfrontativ und schmerzhaft. Noa entwickelt aus schmerzhaften Care-Erfahrungen das theoretische Konzept Trans-Siblinghood, trans Vergeschwisterung. Dies lässt sich als »thinking with care«, als eine Wissensproduktion, die auf Care basiert, verstehen (ebd.: 203). Bellacasa wünscht sich Aufmerksamkeit für den Aufwand, den es braucht, um Beziehungen kollektiver und verantwortungsvoller Wissensproduktion aufzubauen (ebd.: 205).²⁰

Meine Interviewpartner_innen nehmen Sorgebeziehungen in trans Räumen ambivalent wahr. Für Sasha, Jovin und Kalle sind trans Räume geprägt von Anspannungen und normativen Vorstellungen davon, wie man »richtig trans« sei. Deshalb machten sie sich auf die Suche nach eigenen Fürsorgeräumen, jenseits der Normen der trans Szene und der Gesamtgesellschaft. Sasha und Jovin denken zusammen am Küchentisch, um sich gemeinsam und auf Umwegen Fragen des Geschlechts zu nähern, möglichst frei von Normen und Vorannahmen. Kalle versucht in whys Bildungskollektiv, neue trans und queer/feministische Fürsorgeräume aufzubauen, die von Leichtigkeit und etablierten Strategien der Selbstsorge geprägt sind. Für Mio und Noa sind nicht-binärer und trans Aktivismus wichtige Räume der Selbst- und Fürsorge, sei es, um sich mit eigenen geschlechtlichen Fragen zu beschäftigen, sei es aufgrund der Verbundenheit und verbindlichen Fürsorge, die dort geleistet wird. Für sie ist es gerade wichtig, trans/nicht-binäre/queere Fürsorge jenseits heimischer Küchentische und Freund_innenschaften zu organisieren.

Auffallend abwesend ist die Frage von Ökonomie und Klasse und anderen Differenzkategorien in den Interviews, gerade im Vergleich zu vorherigen Kapiteln. Dies führe ich auf das vergleichsweise hohe Maß an kulturellem, ökonomischem und sozialem Kapital der Aktivist_innen zurück. S. Bear Bergman und Meg-John Barker weisen darauf hin, dass dies insbesondere bei jenen nicht-binären Aktivist_innen der Fall ist, die öffentlich und im Arbeitskontext »out« leben können (Bergman/Barker 2017: 38). Dies bestätigen meine Interviews tendenziell, allerdings lebt auch Madeleine out als nicht-

20 Diese Frage diskutiere ich in Bezug auf meine eigene Wissensproduktion im Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

binär, trotz ihrer prekären Umstände.²¹ Die Beobachtung von Bergman und Barker lassen sich für jene Aktivist_innen, die am sichtbarsten im trans Aktivismus sind, durchaus bestätigen. In der Folge seien, so Bergman und Barker, nicht-binäre Räume oft relativ homogen:

»This can mean that the main visible non-binary people end up being wealthy, highly educated, middle-class, white, often masculine-of-centre, and not visibly disabled. Coupled with the limited young, white, thin image of androgyny provided by the fashion industry, this can mean that non-binary people who do not fit this mould feel excluded from communities and that young people are presented with a very limited sense of what their options might be as a non-binary person – or whether this is even open to them.« (Ebd.: 38)

Im folgenden Kapitel geht es um die Verbindung zwischen Zukunftsentwürfen und Trans-Care; dabei werde ich mich kritisch mit jenem Narrativ beschäftigen, das nicht-binäre Praktiken in die Zukunft, binäre in die Vergangenheit projiziert.

21 Vergleiche Kapitel 3, »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care«.

6. Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care

In diesem Kapitel nehme ich Praktiken kollektiver Fürsorge und Prozesse der Vergemeinschaftung von trans Sorgearbeit in den Blick. Im Zentrum steht die Frage, wie trans und nicht-binäre Personen Fürsorge-Räume aufbauen und aufrechterhalten. Care als Arbeit an Gemeinschaft, so meine These, bewegt sich zwischen Professionalisierung und Entprofessionalisierung, zwischen erschöpfendem Ehrenamt und Institutionalisierung. Praktiken gemeinschaftlich organisierter Sorgearbeit bezeichne ich als Community-Care (Laufenberg 2012). Der Soziologe Mike Laufenberg argumentiert, dass sich ausgehend von der Aids-Care-Krise in den 1980er-Jahren neue queere Praktiken der Für_Sorge herausgebildet hätten. Da staatliche Unterstützung der Betroffenen zunächst oder langfristig ausgeblieben sei, hätten Betroffene und Aktivist_innen eigene Versorgungsstrukturen und Formen der Fürsorge schaffen müssen (ebd.).¹ Unter Caring Communitys, sorgenden Gemeinschaften, versteht Laufenberg soziale Bewegungen und Initiativen, die gemeinschaftliche Sorgformen schaffen, beispielsweise im Bereich Gesundheitsversorgung und Pflege. Sie organisieren Sorgearbeit kollektiv und überwiegend unbezahlt (Laufenberg 2012, 2014, 2018).

Auf den ersten Blick harmonisieren sorgende Gemeinschaften mit sozialstaatlichen Strategien, ehrenamtliche Sorge-Ressourcen zu mobilisieren, um strukturelle Versorgungslücken zu schließen (van Dyk 2019). Laut Mike Laufenberg greift es jedoch zu kurz, Caring Communitys als Entlastungsresource neoliberaler Sozialstaatlichkeit zu kritisieren. Er zeigt am Beispiel von

1 Hier gibt es Parallelen zur Corona-Krise und dem ungleichen Zugang zu Care (Hark 2020a, 2020b). Auf trans/queere Care in Zeiten von Corona werde ich im Fazit eingehen.

Aids- und Demenz-Aktivismus, wie von Sorgegemeinschaften initiierte Politiken kollektiver Reproduktion emanzipatorische Potenziale entwickelten: Sie brächten einen Gewinn an Selbstbestimmung gegenüber Entsicherung, Diskriminierung, Disziplinierung und Pathologisierung mit sich (Laufenberg 2012, 2018, 2019). Gleichwohl stelle sich die Frage, »wie diese Potenziale gegen ihre neoliberale Vereinnahmung gewendet und im Sinne einer gesellschaftlichen Transformationsperspektive entwickelt werden können« (Laufenberg 2018).

Ein zweiter Bezugspunkt dieses Kapitels sind feministische Theorien zu Care und Kollektivität. Feministische Theoretiker_innen betonen, dass alle Menschen im Laufe ihres Lebens in Für_Sorge-Netzwerke eingebunden und abhängig von Sorgearbeit seien (Tronto 1993). Sie zeigen auf, dass der Zugang zu Sorge-Netzwerken nicht allen gleichermaßen offenstehe und dass Für_Sorge-Arbeit entlang von Klassen-, Race- und Geschlechterverhältnissen ungleich verteilt sei (Gutiérrez-Rodríguez 2010; Wiles 2011).

In den Ansätzen von Mike Laufenberg bleibt offen, wie Fürsorge in queeren sorgenden Gemeinschaften konkret organisiert wird. Trans-Fürsorge-Praktiken bleiben in seinen Arbeiten ebenso wie in feministischen Auseinandersetzungen mit Care weitgehend unsichtbar. Dabei werden insbesondere in trans Communitys Versorgungslücken durch ehrenamtlichen Aktivismus geschlossen. In diesem Kapitel werfe ich einen ethnographischen Blick auf die Praktiken trans/queerer sorgender Gemeinschaften. Ich frage: Wie stoßen Sorge-Praktiken Prozesse der Kollektivierung an und mit welchen Effekten? Wie werden in bereits existierenden Gemeinschaftsstrukturen Care-Praktiken entwickelt? Welche Ausschlüsse, Hierarchien und Care-Lücken entstehen? Was ist das Spezifische an trans Community-Care?

Ich nehme zwei Felder sorgender trans Gemeinschaften in den Blick, zum einen Transcafés, zum anderen die Begleitungs-, Beratungs- und Vernetzungsarbeit von Transvereinen. In 6.1 steht die Frage im Mittelpunkt, wie im Rahmen von Transcafés Prozesse der Kollektivierung von Care angestoßen werden. Ich beobachtete in drei Städten, an Transcafés und -stammtischen teilnehmend, und interviewte Organisator_innen.² Transcafés sind im Vergleich zu Selbsthilfegruppen und Vereinsarbeit niedrigschwellig: Sie sind erste Anlaufpunkte für Personen, die andere trans Menschen kennenlernen möchten oder Informationen brauchen. Anders als Transselbsthilfegruppen

2 Im Folgenden spreche ich von Transcafés, außer wenn Interviewpartner_innen explizit von trans Stammischen sprechen.

stehen sie jeweils allen trans »Variationen« offen – trans männlichen, trans weiblichen, nicht-binären oder anders verorteten gender-nicht-konformen Menschen. Transcafés verstehe ich als Knotenpunkte für trans Vergemeinschaftung. In 6.2 geht es um Care-Vorstellungen und -Praktiken von Aktivist_innen, die diese physischen Care-Räume aufbauen.³ Ich frage: Welche Formen von Care und Kollektivität werden entwickelt? Welche Rolle spielt hierbei kollektive Gefühlsarbeit? In 6.3 begleite ich drei Aktivist_innen der Organisation *Trans-Hilfe*.⁴ Diese verstehen ihre Sorgearbeit als eine professionelle temporäre Wegbegleitung, um die trans Community in der Schweiz zu unterstützen. In dem Zusammenhang spielt der Prozess der Professionalisierung der Aktivist_innen und des Vereins eine zentrale Rolle. Ich frage: Welche Effekte hat die Vorstellung von Fürsorge als Wegbegleitung? Ausgehend von den affekttheoretischen Überlegungen Sarah Ahmeds interessiert mich, welche Bedeutung die Wegmetaphern trans und nicht-binärer Aktivist_innen haben. In 6.4 nehme ich die aktivistischen Biographien der Aktivist_innen in den Blick, insbesondere die Erzählungen persönlicher Transformation von einer selbst »betroffenen« Person zur_m »Transexpert_in«. In 5.5 stehen die Erwartungen an Trans-Care-Nutzer_innen im Mittelpunkt. Einige Forschungspartner_innen beschreiben Trans-Fürsorge-Räume enttäuscht als »Durchlauferhitze« oder »Hängematte«. Hier wird die Ambivalenz von trans Sorgearbeit deutlich, die sich zwischen erschöpfendem Ehrenamt und Professionalisierung bewegt. Ich frage: Wer übernimmt Verantwortung für ehrenamtliche Transräume? Welche ambivalenten Gefühle, Wünsche und Erwartungen sind mit dem Engagement verbunden? Welche Erwartungen werden an Care-Nutzer_innen/Umsorgte gestellt? Welche Strategien entwickeln Aktivist_innen, um unter prekären Bedingungen Fürsorge organisieren zu können? In 6.5 stehen Care-Lücken im Mittelpunkt. Welche ambivalenten Effekte haben Prozesse der Institutionalisierung und Professionalisierung? Was verändert sich, wenn die informelle Begleitung auf eine Weise transformiert wird, dass der Pfad zu einem breiten, ausgeschilderten Weg wird? Und wer kümmert sich um die ehrenamtlichen Aktivist_innen? Um Praktiken der Für_Sorge zwischen Aktivist_innen geht es in 6.6.

3 Virtuelle Care-Räume werden insbesondere im Kapitel 5, »Care jenseits von Transnormativität – nicht-binäre Für- und Selbstsorge«, adressiert.

4 Den Namen der Organisation habe ich in Absprache mit den Forschungspartner_innen anonymisiert. Ein Interviewpartner schlug den Namen *Trans-Hilfe* vor.

6.1 Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen. Fürsorge-Netze und Mikrozellen

Meine Interviewpartnerin Sophie nimmt mich mit zum Transcafé, das sie mitorganisiert. Sie informiert mich, dass es keine Vorstellungsrunde gebe und ich mich zu allen Gruppen dazusetzen könne. »Der Ort ist auch gut zum Flirten, da alle wissen, dass man trans ist«, fügt sie hinzu. Als Erstes fällt mir die Trauerwand auf, an der Fotos von an Aids-Verstorbenen hängen. Daneben liegen Flyer für LGBTIQ-Veranstaltungen. Im Raum stehen runde Holztische, an denen jeweils sechs Menschen sitzen können. Auf der Theke steht ein Schokokuchen, mit goldenem Zuckerguss, umgeben von Konfetti. »Was wird gefeiert?«, frage ich in die Runde. »Na, die Ehe für alle«, erklärt Sophie. Alle sind sich einig: Das müssen wir feiern! Eine Person fragt in die Runde: »Was machen die schwul-lesbischen Aktivist_innen nun, wo ihr Ziel erreicht ist? Werden sie trans Aktivismus unterstützen oder es sich im Häuslichen gemütlich machen?« Ich schaue auf meine Armbanduhr, es ist 20 Uhr, und plötzlich kommen alle gleichzeitig in den Raum.

Stühle werden umgestellt. In einer Ecke wird diskutiert: »Wie finde ich transsensible Therapeut_innen?« In einer anderen geht es um Coming-out-Erfahrungen. In der dritten Ecke bespricht eine Gruppe Strategien, um im Sportverein als nicht-binär anerkannt zu werden. Manche saßen vier Stunden im Zug, um teilnehmen zu können, andere wohnen in einer WG um die Ecke. Einige verschwinden, sobald sie Infos haben. Sam kam mit verschwitzten Händen zum Treffen. Er stand die letzten Male vor der Tür und traute sich nicht, den Raum zu betreten. Lea wirkt wie ein Fisch im Wasser, lässt sich von einem Gespräch zum anderen treiben. Lisa wurde von einem Organisator am Bahnhof abgeholt; nach ihrer Ankunft geht sie erst mal auf die Toilette, um sich umzuziehen und zu schminken. Einigen wurde vor dem Treffen zur Erstattung der Fahrtkosten Geld überwiesen.

Ich frage Café-Besucher_innen meines Alters, ob ich mich dazusetzen kann. »Dein Antrag ist genehmigt«, antwortet eine Person lachend. »Die trans Community hat mir beim Umzug geholfen. Da waren Leute dabei, die kannte ich gar nicht«, berichtet Sam, der gerade für das Studium hergezogen ist. Alle sind heute zum ersten oder zweiten Mal hier. Plötzlich ertönt ein Gong. Kai ruft, dass es ein Treffen gebe, um über die Teilnahme am CSD zu diskutieren. »Wer hat Interesse?« – »Das ist das Besondere an dem Café«, wird er später im Gespräch unterstreichen. »Es ist keine Selbsthilfegruppe, hier machen wir auch Politik.«

Einige Menschen scheinen niemanden zu kennen. Ich setze mich zu einer trans Frau, die an der Bar sitzt und in die Luft schaut. »Bist du das erste Mal hier?«, frage ich sie und stelle mich vor. »Nein, ich kenne das hier, aber damit zu tun hatte ich noch nie.« Ohne dass ich danach frage, erzählt mir Anna, bei welchem Therapeuten sie ist, seit wann sie Hormone nimmt und dass sie die Testo-Blocker⁵ aus gesundheitlichen Gründen absetzen müsse. »Ich weiß nicht, wie das wird«, flüstert sie. »In dem Betrieb, in dem ich arbeite, hat niemand ein Problem.« Anna erklärt, dass sie eine andere Realität lebe als die Jüngeren hier. Bei Letzteren gehe es um den Einstieg in das Berufsleben – bei ihr um die Rente. »Mit denen habe ich nicht viel zu bereden.« Ich sage: »Ich finde es schön, mit den Generationen.« Sie ist nicht überzeugt. »Wo sind die Älteren hier?«, fragt sie mich. Einige Minuten später setzen sich einige Personen an die Theke und unterhalten sich über ihr Studium. Anna nickt mir zu.

Am Ende des Abends setze ich mich an die Theke zu Lion, der sich als Opernsänger vorstellt. Ich erzähle, dass ein trans Freund von mir auch Opernsänger ist. »Ftm?«⁶, fragt er zurück. »Ja«, sage ich. »Soll ich euch vernetzen?« Lion ist begeistert: »Ich bin mir nicht sicher, ob ich nach Testo noch in dem Bereich arbeiten kann, und will mich austauschen.« Er gibt mir seine Visitenkarte, und ich verspreche, die beiden zu vernetzen. Sophie verabschiedet sich von mir und gibt mir den Schlüssel zu ihrer WG, wo ich im Gästezimmer übernachten werde. Nach und nach verlassen die Besucher_innen das Café, einige vielleicht durchströmt von Energie, Pläne umzusetzen, andere mit Traurigkeit im Bauch, wieder andere frisch verknallt mit einer neuen Nummer in der Hosentasche oder mit Ideen für ein politisches Manifest im Kopf. Ein Geruch aus Schweiß, Schokokuchen, Parfüm und Nagellack liegt in der Luft. Die Organisator_innen fegen durch, Glitzerpartikel und Staub vermischt mit Kuchenkrümeln. Sie schließen den Raum ab und werfen den Schlüssel in den Briefkasten des Schwulenzentrums, in dem sie zu Gast waren.⁷

In diesem Ausschnitt aus meinem Forschungstagebuch spielen diverse Themen eine Rolle, die für meine Studie relevant sind, zum Beispiel die Beziehung zu lesbisch/schwulem Aktivismus, Alters- und Klassenunterschiede, die

5 Testo-Blocker: Testosteron-Blocker.

6 Ftm: female to male/trans männlich.

7 Diese teilnehmende Beobachtung fand im Juli 2017 statt.

Verbindung von Sexualität, Körper und Care und die Bedeutung von Ehrenamt. Viele Transcafés haben keine eigenen Räumlichkeiten, sondern nutzen wie in diesem Fall schwul/lesbische oder feministische Vereinsräume; aufgrund der stärkeren Institutionalisierung schwuler, feministischer und lesbischer Bewegungen verfügen diese eher über räumliche Infrastrukturen.⁸ In diesem Transcafé sind die Besucher_innen lesbisch/schwulen Aktivismen offenbar ambivalent verbunden: Sie feierten die Ehe für alle, forderten aber auch, dass sich schwule und lesbische cis-Aktivist_innen stärker für trans Themen einsetzen, statt sich ins Private zurückzuziehen.

Für einen Abend kommen Personen mit diversen Anliegen und Wünschen zusammen. Sie schaffen einen Moment der parallelen Normalität, in dem marginalisiertes Geschlechterwissen weitergegeben wird (Schirmer 2010). Transcafés stellen temporäre und niedrigschwellige Räume kollektiver Fürsorge dar, in denen Trans-Sorge-Netze geschaffen werden. Temporär sind diese Räume, da monatlich neue Menschen dazukommen, während andere verschwinden; so tauchen Personen, die auf der Suche nach Informationen waren, etwa Hinweisen zu Gutachter_innen, vielleicht kein zweites Mal auf. Gleichzeitig gibt es Personen, die diesen Raum langfristig nutzen und mitgestalten. Besucher_innen bringen Wissen mit und tragen es weiter. Es ist ein Raum, in dem trans Personen mit ganz verschiedenen Vorstellungen von Geschlecht anwesend sind. Während sich einige zu Hormonen, genitalangleichenden Operationen, Personen- und Namensänderungen austauschen, steht für andere der Zugang zu Arbeit oder Geschlecht jenseits von Binaritäten im Vordergrund.⁹

Deutlich wird die Verbindung von Geschlecht, Care und Aktivismus. In dem geschützten Rahmen des Cafés eröffnet sich ein Raum, in dem geflirtet werden kann, da von der Norm abweichende Körper die Normalität sind. Einige der Anwesenden sind (miteinander) vernetzt und verbunden, zum Beispiel die Organisator_innen. Andere, zum Beispiel Anna, stehen am Rand,

8 Die ambivalenten Effekte der Institutionalisierung feministischer und lesbischer Bewegungen zeigt Sabine Hark in der Studie »Dissidente Partizipation« (Hark 2006). Für den US-amerikanischen Raum weist David Valentine in der Studie »Imaging Transgender« auf die zunehmende Institutionalisierung der trans Bewegungen hin (Valentine 2007).

9 Während in diesem Café trans Personen mit diversen Vorstellungen von Geschlecht zusammenkommen (wenngleich sie tendenziell an unterschiedlichen Tischen diskutieren), führt dies andernorts zu Konflikten. Aktuell kreist ein Konflikt um den Vorschlag, zwischen trans und transsexuell zu trennen.

sitzen allein an der Bar und finden auch hier keine Community. Wie im vorherigen Kapitel diskutiert, spielen Klassenunterschiede dabei eine große Rolle, aber auch Ableismus, Altersunterschiede und Rassismus in trans Räumen. Die Mehrzahl der Teilnehmenden des Cafés ist studentisch, akademisch und zwischen 15 und dreißig. Menschen wie Anna, die nicht in akademischen Jobs arbeiten oder einer anderen Altersgruppe angehören, stechen heraus; sie sind auch in Räumen wie diesem von Isolation betroffen und finden keinen Anschluss.

Deutlich wird meine Rolle als Vernetzer_in. Da ich im Laufe meiner Forschung viele trans und nicht-binäre Personen, die mit ihren Themen allein waren, kennenlernte, konnte ich Personen miteinander vernetzen. Oft blieben sie miteinander in Kontakt. In einem schnellen Tempo wechselte ich zwischen Knotenpunkten, folgte Aktivist_innen und knüpfte aktiv an einem Sorge-Netz, das ich gleichzeitig beforschte. Das Wissen, das ich generierte, trug ich wieder in die Gruppen und Cafés zurück. In trans Kontexten gibt es, anders als etwa beim schwulen Aktivismus, jenseits der Großstädte wenige Vereine, in denen ich langfristig hätte forschen können.¹⁰ So war das Kartieren temporärer Care-Räume, die kurzzeitig entstehen, um sich dann wieder aufzulösen, ein zentraler Bestandteil meiner Forschung.

Ich möchte nun eine Brücke schlagen zu einer anderen Vorstellung von Care bei Transcafés. Michelle, die diese Cafés in der Schweiz organisiert, verwendet das Bild einer Mikrozelle als Teil der Sorge-Netze, die an diesen Orten geknüpft werden.¹¹ Sie erzählt:

»Ich sehe mit Freude, wie sich die Teilnehmer_innen bei Events vernetzen und dann über eine längere Zeit als Kleingruppe die Transition durchmachen und sich gegenseitig unterstützen. Es entsteht eine kleine Mikrozelle, die einen gemeinsamen Nenner hat und gegenseitigen Support liefert. Der Support ist vielschichtig, es entstehen Freund_innenschaften, es sind Abende, an denen Menschen vergessen können, was sie gerade plagt. Und es wird oft nicht über die Schwierigkeiten des Lebens diskutiert, sondern über die Schönheiten, im Wissen darüber, dass das Gegenüber den gleichen Background hat.«

10 Vergleiche Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

11 Ich begleite Michelle ausführlicher in Kapitel 3, »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care«.

Was bedeutet es, von der Entstehung einer Mikrozelle zu sprechen? Der Begriff Zelle bezeichnet laut Duden unter anderem eine »geschlossene kleine Gruppe durch gleiche Ziele verbundener [gemeinschaftlich agierender] Personen; kleinste Einheit bestimmter Organisationen, Vereinigungen«. Es ist also ein eher statisches Konzept; demnach wären Sorgebeziehungen kaum in Bewegung, und es bestünde eine klare Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Und weiter: Was bedeutet es, eine Mikrozelle zu bilden und sich gegenseitig zu unterstützen? »Mikro-« hebt hervor, dass die betreffenden Gruppen klein sind, aber Teil eines Ganzen. Es geht in diesem Bild um Verbundenheit – trotz der Aufteilung in Kleingruppen. Die Metapher verweist aber auch, so möchte ich ergänzen, auf Biologie und Körper. Ich schlage vor, im Feld Trans-Care eher von einer Care-Assemblage zu sprechen. Das Konzept der Assemblage verweist auf Fragmentierung, Heterogenität und Flüchtigkeit (Marcus/Saka 2006). Trans-Care als Assemblage zu verstehen, erlaubt, die Gleichzeitigkeit verschiedener und die Fluidität von Sorgebeziehungen und Sorgearbeit in den Blick zu nehmen.

»Transition« ist in Michelles Erzählung temporär – mit klarem Ende – und auf Coming-out-Prozesse und eine körperliche sowie rechtliche Transition bezogen. Auch Trans-Fürsorge konzipiert Michelle als an körperliche Veränderungen gebunden. Wo aber finden trans Menschen, die sich nicht in einem Transitionsprozess befinden, Platz? Offener gefragt: Wer wird eingeschlossen in den »gemeinsamen Nenner« – und wer gegebenenfalls nicht? Einerseits schafft der »gleiche Background« Sicherheit, wie Michelle hervorhebt. Andererseits bringt der starke Bezug auf gemeinsame und geteilte Erfahrungen Normativitäten hervor und Hierarchien; hier zeigen sich die Grenzen identitätspolitischer Konzeptionen von Care.

6.2 »Aus der Vereinzelung raus«. Transpädagogische¹² Sorgearbeit gegen Isolation und für einen anderen Blick auf Geschlecht

Ich möchte noch mal einen Schritt zurückgehen: Aus welchen Gründen entschließen sich Aktivist_innen, Transcafés aufzubauen?

12 Danke an Jan Niggemann für das inspirierende Gespräch zu diesem Kapitel und den Impuls, die hier beschriebene Sorgearbeit auch als transpädagogische zu verstehen.

Elia und Robin berichten mir im Interviewverlauf, dass sie ein Transcafé aufgebaut haben, da sie sich allein gefühlt hatten. Robin wurde in der Stadt X geboren, zog fürs Studium weg und nach zehn Jahren zurück. Sie_er erzählt: »Ich hatte diese Vereinzelungserfahrung, als ich Kind und jugendlich war und es noch kein Internet gab.« Robin hatte die Hoffnung, dass sich während ihrer_seiner Abwesenheit viel getan hat: dass »ich mich nur in eine Gruppe reinsetzen muss.« Dem war nicht so, deshalb wurde Robin selbst aktiv: »Okay, dann muss ich selbst was gründen.« Elia beschreibt, dass es in der kleinen süddeutschen Stadt zwar queere Gruppen gegeben habe, aber keinen spezifischen Raum für trans Personen: »Ich merkte, dass ich einen Raum brauche, wo Trans Thema ist. Dann gab es diese glückliche Fügung: Robin ist zurückgekommen und hatte auch die Idee, so etwas anzustoßen.« Gemeinsam riefen sie das *Café trans* ins Leben, mit der Idee, so Elia, »eine Gruppe zu machen, den Raum zu haben für Austausch und zu sehen, wen gibt es – aus der Vereinzelung raus, die ja in der Provinz da ist«. Daneben planten sie, eine Bibliothek aufzubauen.

Das *Café trans* nutzt die Räume eines Frauenzentrums. Robin erklärt dazu: »Das Verhältnis ist manchmal eine Herausforderung. [...] [D]as ist ein unklarer Willkommensstatus für trans Personen, speziell für trans Frauen, in dem Haus. Es ist schwierig, da unterschiedliche Institutionen drin hängen, die ganz unterschiedliche Öffnungsprozesse gemacht haben.« Sie empfinden ihren Status im Frauenzentrum als undurchsichtig, unklar sei: »Wann bin ich willkommen? Wann sind meine Freund_innen willkommen? – Es sind auch schon Leute entrüstet in ein Gruppentreffen reingeplatzt, das wir dort machten.«

Robin arbeitet nun in einer anderen Stadt, reist monatlich an, um dabei sein zu können. »Großartig« findet Elia, »dass bei jedem Treffen Leute kommen, sogar aus dem Umland.« Elia und Robin erklären mir, dass sie einen entspannten Austausch bei Kaffee und Kuchen ermöglichen wollen, frei von Druck. Es gebe jeweils eine Vorstellungsrunde, in der alle ihre gewünschten Namen und Pronomen mitteilen könnten. »Diese findet erst in der Mitte statt, da noch Leute eintrudeln, und ist natürlich komplett freiwillig«, erklärt Elia. Die beiden verstehen Care »nicht als etwas Großes und Außergewöhnliches«. Für Robin kann es bedeuten, mit anderen trans Personen Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen.

Elia beschreibt die Gruppe als unglaublich unterstützend und stellt fest, dass er_sie durch sie »im Leben Schritte nach vorne gemacht« habe. Robin versteht die Gruppe als Rückzugsraum und »Rückhalt für meinen Aktivismus«.

Gleichzeitig empfindet Robin sie als stressig; belastend sei dabei weniger der organisatorische Aufwand, sondern »das Gefühl zu haben, ich habe eine verantwortliche Position und kann nie ganz davon abschalten oder weggehen«. Auch nach einer queeren Revolution, so halten Elia und Robin fest, würden sie hier zu Kaffee und Kuchen mit anderen trans Personen zusammenkommen. »Den Kuchen soll aber bitte jemand anders backen zur Abwechslung«, sagt Robin lachend.¹³

Robin und Elia beschreiben Für_Sorge als Kreislauf: Energie abgeben und Transformationsenergie erlangen. Für beide ist es persönlich wichtig, das *Café trans* zu besuchen, deswegen haben sie es aufgebaut. Durch ihre Rolle als Organisator_innen tragen sie Verantwortung: Sie selbst »könnten sich nicht einfach in eine Gruppe setzen« im Café. Ihr Ideal sei eigentlich ein rotierendes System, das sich in der Praxis allerdings nicht zur Gänze umsetzen lasse. Elia scheint überrascht zu sein, dass jedes Mal Leute kommen, dass sie beim Transcafé nicht allein sind. Daran zeigt sich die Normalität der Isolation in einer binären, zweigeschlechtlich strukturierten Gesellschaft. Während mir im Transcafé in der Eingangssequenz ein Aktivist erklärt, sie seien keine Selbsthilfegruppe, betonen Elia und Robin die politische Dimension von Selbsthilfe. Sie legen dar, dass ihnen die Gruppe Rückhalt gebe; zugleich berichten sie von der Erschöpfung, die die Organisation der monatlichen Treffen mit sich bringe.

Ich frage mich, woher die Erschöpfung, die Elia und Robin benennen, rührt. Die Auseinandersetzung mit dem Konzept Geschlechterarbeit hilft mir, die Sorgearbeit, die Robin und Elia leisten, zu fassen.¹⁴ Die Community-Sorgearbeit von Robin und Elia besteht nicht »nur« darin, Kuchen zu backen und den Café-Raum im materiellen Sinne aufzuschließen, sondern auch darin, Geschlechterarbeit zu leisten, indem sie einen Raum dafür schaffen. Solche Formen der Arbeit werden häufig nebenbei geleistet und bleiben unsichtbar. Elia und Robin haben Verantwortung übernommen, den Raum – das *Café trans* – so zu gestalten, dass geschlechtliche Vielfalt lebbar wird. Die Erschöpfung, die Robin und Elia zur Sprache bringen, mag also auch mit ihrer transpädagogischen Rolle zusammenzuhängen.

13 Das Interview führte ich im Dezember 2017.

14 Vergleiche Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«.

Auch Sophie organisiert ein Transcafé; die Sorge füreinander sieht sie als einen wichtigen Aspekt des Cafés an. Für sich persönlich hält sie zum Thema Community fest:

»Die trans Community hier und die trans Community allgemein haben mich aufgefangen. Dadurch habe ich ein anderes Bild auf Gesellschaft bekommen, auf Therapeut_innen und habe die Möglichkeit, mich auszutauschen, welche Therapeut_innen vernünftig sind und welche eher anstrengend. Das ist etwas, was ich bei Sorge einrechne: dass man sich vorher informieren kann, mit welchen Leuten man sich beschäftigt und mit welchen nicht.«¹⁵

Sich mit anderen trans Personen zu vernetzen, war wichtig für Sophie, um mit Selbsthass gegenüber ihrem Körper umgehen zu können. Sie fragte sich: »Welchen Bezug habe ich zu meinem Körper? Wie kann ich ihn erleben, jenseits von Normen?« Sorge im Kontext von trans Aktivismus verbindet Sophie mit der Weitergabe marginalisierten Wissens und gegenseitig unterstützender Gefühlsarbeit, etwa zu Selbsthass und Scham. Sie erzählt, dass sie aus persönlicher Betroffenheit zur Organisatorin von trans Räumen geworden sei: Das Sprechen über Scham und Isolation habe den Antrieb gegeben. Auch Sophies Arbeit lässt sich als transpädagogisch verstehen, insofern es ihr darum geht, gemeinsame Lernräume aufzubauen, in denen ein anderer Blick auf Geschlecht gelernt werden kann.

Für Sophie funktioniert Trans-Care »als Versicherung für den Worst Case beim Thema Outing. Für trans Jugendliche, die ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Eltern haben, ist es wichtig, zu wissen: »Falls ich mich oute und meine Eltern werfen mich raus, kann ich da unterkommen.« Sophie spricht damit materielle Care-Aspekte an, etwa wenn trans Personen wohnungslos werden; im Begriff und im Wunsch nach »Versicherung« klingt die prekäre Ausgangssituation an. In Sophies Konzeption von Fürsorge können sich trans Personen im Notfall auf die Community verlassen. Es geht darum, Sicherheitskonzepte aufzubauen. In einem Kontext, in dem staatliche Care und staatlicher Schutz weitgehend fehlen, sind Fragen von Schutz, Care und Verantwortung umso bedeutender (Fine/Farre/Frost 2018: 624). Hier zeigt sich, dass Transcafé nicht nur Orte der Vernetzung sind, sondern dass hier auch Für_Sorge-Netzwerke aufgebaut werden, die in materiellen und existenziellen Krisen Halt geben können.

15 Das Interview führte ich im Juli 2017.

Michelle, die Transcafés in der Schweiz organisiert, unterstreicht die Bedeutung der »positiven Emotionen«, die bei diesen Treffen entstehen. Sie erzählt:

»Vor zwei Wochen waren wir 25 Leute, und das funktioniert, ohne etwas dafür zu tun. Ich habe Menschen am Start, die mit den Menschen, die ihnen passen, in Kontakt kommen, sich austauschen. Im Laufe des Abends werden Stühle rumgerückt und umplatziert. Gruppen entstehen, es gibt einen Wechsel. Es ist ein reger Austausch. Man sieht, wie die Menschen zu strahlen beginnen, man spürt das an der Energie. Eine positive Energie entsteht.«

In der Erzählung von Michelle hängen Emotionen und Kollektivierung eng zusammen: Vergemeinschaftung hebt sie hervor als etwas, das durch das Teilen von Emotionen entsteht. Es bildet sich so etwas wie eine Community. Die Theoretikerin Sara Ahmed konzeptualisiert Emotionen als Kitt des Sozialen (Ahmed 2001: 21). Emotionen unterstützen die Bildung und das Fortbestehen von Gemeinschaften, da sie mit Erwartungen verbunden seien: »Emotion may function as a ›contingent attachment‹ to the world« (ebd.). Auffällig ist, dass in Michelles Erzählung negative Emotionen unbenannt bleiben.

Zusammenfassend sind Transcafés Räume, in denen trans Personen für einen begrenzten Zeitraum Fürsorge füreinander leisten, in Form von Wissensweitergabe, Geschlechterarbeit und emotionaler Für_Sorge. Aus diesen Begegnungen gehen längerfristige Sorge-Netzwerke und -beziehungen hervor. Gleichzeitig entstehen sie auch auf der Basis bereits existierender Netzwerke, bauen diese aus, weiten und stabilisieren sie. Die Organisator_innen beschreiben den Aufbau dieser Räume als einen Akt der Selbstsorge und betonen, dass Care in beide Richtungen fließe. Was sich zudem abzeichnet, ist eine transpädagogische Praxis: Gemeinsam wird gelernt, Sorge zu tragen, und wird über Care und Geschlecht gesprochen. Den Begriff trans pädagogisch verwende ich angelehnt an Jutta Hartmanns Konzeptionen queerer Pädagogik. Sie betont:

»Die Verwobenheit geschlechtlicher und sexueller Identität mit heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit aufzugreifen befördert die normalitätskritische Ausrichtung sowie das Transformationspotential von Bildung.« (Hartmann 2013: 272)

Organisator_innen von Transcafés bauen trans pädagogische Räume auf: Wissen zu Gender wird weiterentwickelt und ebenso pädagogische Tools wie Pronomen- und Vorstellungsrunden.

Persönliche Gefühle der Einsamkeit und Isolation sind oft der Antrieb, um kollektive Räume für trans und nicht-binäre Personen aufzubauen. Die Atmosphäre fasse ich als Transformationsenergie; sowohl den ehrenamtlichen Aktivist_innen als auch den Teilnehmenden geben die Cafés Energie. Dass zugleich Gefühle der Erschöpfung angesprochen werden, zeigt mutmaßlich an, dass Belastungsgrenzen überschritten oder zu viel Verantwortung übernommen wurde.

6.3 »Trans-Hilfe hat den Weg zur Selbstfindung ausgebaut, ausgesteckt mit Wegweisern und Steighilfen.« Wege der Institutionalisierung

Während meines Forschungsaufenthaltes in der Schweiz interviewe ich Alecs, Gründungsmitglied von *Trans-Hilfe* in Zürich. Er ist Jurist, leitet die Rechtsberatung. Ich kann einige Tage bei ihm wohnen, das Interview führen wir in der Küche. Er erzählt mir von der Bedeutung von trans Kontakten und Transstammtischen für seine Biographie. Über ein virtuelles Forum lernte Alecs zwei trans Männer aus Zürich kennen, sie trafen sich offline und freundeten sich an. Er erinnert sich mit leuchtenden Augen:

»Schnell war klar: Es ist schön, dass es Treffen von trans Selbsthilfegruppen gibt – diese sind aber primär für trans Weiblichkeiten und entsprechen nicht dem, was wir suchen. Wir bildeten dann eine eigene kleine Community zu dritt, auch einen Care-Teil, und stützten uns gegenseitig. Aber wir merkten, dass es großartig wäre, einen Stammtisch zu haben für trans Männlichkeiten und dass sich politisch viel bewegen müsste. Dann sagten wir im Scherz: »Na ja, du studierst Jura, du hast politische Erfahrung, du kannst die Organisation aufziehen, und du bist Psychologe, du kannst einen Treff organisieren.« – Genau so kam es. Der eine Freund von mir hat einen trans Männer-Stammtisch gestaltet: monatliche Treffen in einem Café. Den gibt es heute noch. Es gibt andere, die das weiterführen. Ich selbst trug das Thema mit mir rum, dass man eine Advocacy-Organisation auf Schweizer Ebene haben sollte. Auf dem *TGEU-Council*¹⁶ in Berlin 2008 lernte ich eine Aktivistin aus der französischsprachigen Schweiz kennen. Mein erster Gedanke nach ein paar Wortwechseln mit ihr war: Wenn es in der Schweiz solche Menschen gibt, kann man hier eine Organisation gründen!

16 TGEU: Transgender Network Europe.

Das ist eine tolle Aktivistin, mit der arbeite ich heute noch zusammen. 2009 saß ich in meinem Lieblingscafé und schrieb eine Mail an Leute, die Interesse haben könnten an so einer Organisation. Wir trafen uns Ende Oktober 2009 in Bern das erste Mal mit der Idee: Wer Interesse hat an einer Vernetzung national, soll vorbeikommen. Da kamen 36 Leute. Wir hätten nie gedacht, dass es so viele werden. Vielleicht zehn, zwanzig. Das war eine Aufbruchsstimmung! Die Frage war nicht, ob wir etwas machen, ob wir uns vernetzen, ob wir Arbeit machen wollen, gesellschaftspolitische, sondern nur noch: Wie, wer ist alles dabei, und wie funktionieren wir? So ist das Baby entstanden.«

2012, drei Jahre nach Gründung von *Trans-Hilfe*, wurden die Rechtsberatung und die erste Teilzeitstelle für allgemeine Beratung geschaffen. Mittlerweile hat die Organisation zwei Teilzeitstellen. Der Großteil der Arbeit findet ehrenamtlich statt. Die enorme Anzahl an Beratungsanfragen, so Alecs, könnten sie kaum bewältigen.

Ich frage Alecs: »Was denkst du, welche Rolle spielt Unterstützung für trans Menschen?« Alecs antwortet: »Unterstützung ist, zu wissen: Ich bin nicht die einzige trans Person. Es muss nicht Unterstützung sein im Sinne von: Wir haben jetzt hier regelmäßig Therapiesitzungen, sondern dieses Gefühl von: Ich bin nicht allein. Freund_innen zu haben, die trans sind. Im Rahmen einer Jugendgruppe mal die Norm zu sein. Es gibt auch konkrete Unterstützung: Rechtsberatung, damit die Leute ihren Namen und ihr amtliches Geschlecht ändern können; konkrete Dinge, zum Beispiel, dass die Jugendgruppe eine Sammlung von gebrauchten Bindern hat, die sie weitergibt. [...] Ich finde schön, wie groß die Community geworden ist und wie man zueinander schaut, einander unterstützt.«

Bei *Trans-Hilfe* beschäftigt sich Alecs außerdem mit Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt und in der Gesundheitsversorgung. Er sieht Hürden, »wenn es um eine Kostenübernahme geht für geschlechtsangleichende Maßnahmen wie Operationen, Epilationen, Logopädie. Da haben wir in der Schweiz ein System von Unternehmen, die in der Regel nicht bezahlen wollen«. Dies führt laut Alecs zu einem »Dreiklassensystem«. Die erste Gruppe seien trans Personen, die sagen: »Ist mir egal. Ich habe die Kohle ohnehin und mach es nicht in der Schweiz.« Die zweite Gruppe seien Personen, die eine Zusatzversicherung hätten oder sich einen Anwalt leisten könnten. Die dritte Gruppe habe keine ökonomischen Ressourcen, um für die Maßnahmen ins Ausland zu gehen und sie selbst zu bezahlen oder sich eine_n Anwält_in zu nehmen; so »haben sie am Ende keinen Zugang zur

Gesundheitsversorgung«, wenn die OP-Kosten in der Schweiz abgelehnt würden, so Alecs. Viele Personen, die Alecs berät, sind in dieser Situation. »Wir können juristisch nichts machen. Das Einzige, was wir können, ist die Frustration und den Ärger der Person teilen, was auf der emotionalen Ebene hilft, aber langfristig ist es nicht die Lösung.«

Die trans Community-Räume, die Alecs vor zehn Jahren mit aufgebaut hat, haben sich für ihn persönlich verändert. Er erklärt: »Für mich hat die Rechtsberatung den Nachteil, dass mich in der Community die Leute als Rechtsberater sehen. Wenn ich in meiner Freizeit auf einem Treffen bin, um ein Bier zu trinken, werde ich als Rechtsberater gesehen.« Selbst auf Geburtstagsfeiern werde er um rechtlichen Rat gebeten. Er werde »primär gesehen als jemand, der da ist für die anderen und weniger als Teil der Community, als Privatperson.«¹⁷

Alecs beschreibt seine aktivistische Biographie und den Aufbau der ersten Schweizer trans Organisation als einen Weg, der von der Vereinzelung hin zur Vergemeinschaftung führte. In seiner Erzählung verbinden sich die persönliche Politisierung und das Kennenlernen einer trans Community mit dem Aufbau gemeinschaftlicher trans Sorgeräume. Während Alecs vor zehn Jahren Für_Sorge-Netzwerke mit anderen trans Männern aufzubauen begann, kann er, der inzwischen trans Berater ist, sie heute nur selten privat nutzen. Alecs skizziert nicht nur die Professionalisierungsgeschichte von Trans-Hilfe, sondern auch seine eigene: von einer vereinzelter trans Person über eine, die Teil einer trans Community ist, bis hin zu einem trans Experten.

Infolge seiner langjährigen Beratungstätigkeit kennt Alecs die strukturellen Hürden, die trans und nicht-binäre Personen auf ihrem Weg zu geschlechtlicher Selbstbestimmung einschränken; er hat einen Überblick über die Herausforderungen, vor denen trans Personen in der Schweiz stehen. Er betont, dass Unterstützungsarbeit aber nicht immer professionalisiert sein, also zwingend durch trans Berater_innen geleistet werden müsse: Für_Sorge böten auch Begegnungen mit weniger Hierarchien. Hier zeigt sich jedoch auch eine gewisse Ambivalenz. So weist Alecs durchaus auf Wissen hin, das notwendig sei, um effektiv unterstützen zu können – ein Wissen, das er sich durch die jahrelange Beratungsarbeit angeeignet hat.

Alecs resümiert, dass Sorgearbeit nicht ausreiche, um strukturelle Diskriminierung abzubauen; hierfür brauche es auch rechtliche Veränderungen.

17 Das Interview führte ich im Mai 2017.

Alecs möchte Hürden abbauen und sich als Rechtsberater langfristig überflüssig machen. In seinem Verständnis ist der politische Einsatz für rechtliche Veränderungen nicht unbedingt Teil von Care.

Die Aktivistin Michelle, die ebenfalls seit vielen Jahren bei *Trans-Hilfe* aktiv ist, stellt die Rolle der Organisation folgendermaßen dar:

»*Trans-Hilfe* hat den Weg zur Selbstfindung ausgebaut, ausgesteckt mit Wegweisern, mit Steighilfen, mit dem Angebot, temporär jemanden an der Hand zu haben, der über eine schwierige Passage hinweghilft. Dieser Weg wird breiter werden, wird besser ausgebaut werden, bis hin zu einer Seilbahn, die auf einen Berg hochfährt, wo man einsteigen und den Weg hürdenfrei überwinden kann. Vielleicht ist einem dann nicht mehr bewusst, wie viel Effort nötig war, um dieses Ziel zu erreichen.«

Michelle beschreibt den Weg zur »Selbstfindung« und zur medizinisch-rechtlichen Anerkennung für trans und nicht-binäre Personen als hürdenreich und die Arbeit von *Trans-Hilfe* als Wegbegleitung. Ich fragte mich: Wo beginnt der Weg? Wer stellt die Wegweiser auf, und was steht auf ihnen? Beim Wandern brauche ich Schilder für die Orientierung: Wo bin ich? Wie lange dauert es noch? Wo kann ich mich ausruhen und neue Kraft tanken? Wird die Steighilfe jedem Körper angepasst? Wie funktioniert das »Angebot, jemanden temporär an der Hand zu haben«? In diesem Bild, jemanden an die Hand zu nehmen, gibt es eine erfahrene Seite und eine unerfahrene. Wer nimmt wen an die Hand? – Oder ist es zeitweise ein gegenseitiges Sich-Stützen, Hand in Hand? Was passiert, wenn eine Person nicht nur temporär Unterstützung benötigt? Wenn sie auf dem Weg steckenbleibt, wird sie dann von einem Hubschrauber gerettet? Oder geht sie den Weg mit gesenktem Kopf zurück? Wie wird der Weg breiter? Wird dafür eine Baufirma beauftragt, wird er nach und nach durch viele Fußstapfen breiter oder mithilfe eines ehrenamtlichen Arbeits-einsatzes?

Ziel von *Trans-Hilfe* ist laut Michelle, den Weg abzuschaffen und durch eine Seilbahn zu ersetzen. Kostet die Seilbahn Eintritt? Können sich das alle leisten? Wer betreibt sie? Was sind die Betriebszeiten? Was bedeutet es, wenn die Anstrengung nicht mehr von allen als persönliche erfahren wird, wenn die einen den mühsamen Weg gehen mussten, die anderen in die Seilbahn steigen können? Entstehen dann generationenabhängige Unterschiede? Die Arbeit von *Trans-Hilfe*, Wegweiser aufzustellen, die Wegbegleitung, die Lobbyarbeit für die Seilbahn würden eventuell unsichtbar und in Vergessenheit geraten.

Was das Bild, das Michelle zeichnet, nur bedingt transportiert, ist die Besonderheit der Beziehung zwischen Begleiter_innen und Begleiteten. Nicht alle sind *gute* Weggefährten_innen, worauf einige meiner Forschungspartner_innen hinweisen: Manchmal versuchen Begleiter_innen die Begleiteten dazu zu drängen, ihrem Weg zu folgen – auch wenn diese vielleicht Umwege gehen möchten oder einen neuen Pfad einschlagen.¹⁸ Gibt es die Möglichkeit, Begleiter_innen wegzuschicken und um eine andere Begleitung zu bitten? Was eine gute trans Begleitung ausmacht und wie dies ausgehandelt wird, bleibt in der Metapher unsichtbar. Was passiert mit der Wegbegleitung, wenn eine Seilbahn den schweren Aufstieg zu vermeiden erlaubt? Besteht die Möglichkeit, mit einer begleitenden Person hochzufahren, um die eigene Höhenangst zu überwinden? Oder fährt man gemeinsam mit anderen hinauf und ermutigt und unterstützt sich so gegenseitig?

Inspiziert von Sara Ahmeds Studie »Queer Phenomenology« (2006), in der Des_Orientierung im Zentrum steht, lässt sich der Ansatz von *Trans-Hilfe* auch als Praktik der Orientierung verstehen. Laut Sara Ahmed folgen Lebenswege Orientierungen, die bedingen, wie Menschen die eigene Gegenwart und Zukunft imaginieren:

»The concept of ›orientations‹ allows us to expose how life gets directed in some ways rather than others, through the very requirement that we follow what is already given to us. For a life to count as a good life, then it must return the debt of its life by taking on the direction promised as a social good, which means imagining one's futurity in terms of reaching certain points along a life course. A queer life might be one that fails to make such gestures of return.« (Ahmed 2006: 21)

Viele trans Personen erleben eine Phase der Desorientierung und Isolation, nachdem sie die vorgesehenen cis-normativen Pfade verlassen haben. Wie geht es weiter, wenn Personen die »offizielle« Richtung nicht einschlagen? *Trans-Hilfe* bietet Orientierung und Begleitung auf Wegen jenseits heteronormativer Pfade. Trans Aktivist_innen müssen dabei mit der Ambivalenz umzugehen imstande sein, dass durch eine Wegbegleitung und den Ausbau von Pfaden neue Normativitäten entstehen. Zudem kann auch das Ziel der Orientierung kritisch hinterfragt werden. Sara Ahmed definiert Desorientierung – »out of place« – als einen queeren Moment, der das Potenzial,

18 Diese Auseinandersetzungen zu »guter trans Community-Care« wurde in Kapitel 4, »Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternemer_innentum«, deutlich.

politisch radikal zu sein, und Hoffnung auf neue Richtungen berge (ebd.: 10). Trans Aktivist_innen stehen vor der Herausforderung, eine professionelle Care-Versorgung zu gewährleisten – und gleichzeitig multiple Wege offenzuhalten und selbstkritisch mit der Herausbildung normierter trans Wege umzugehen.

6.4 *Becoming trans-professional. Ein Weg vom Betroffenen zum Experten*

Ich interviewe Oskar im Büro von *Trans-Hilfe*. Er stammt aus Deutschland und leitet ein Schweizer Kunstmuseum. Schnell wird klar: Oskar gibt viele Interviews. Seit der Gründung von *Trans-Hilfe* ist er im Vorstand und seit 2012 Präsident des Dachverbandes für, wie er sagt, »trans Menschen in der Schweiz der gesamten Bandbreite des Spektrums«. Er charakterisiert sich als Netzwerker. Bei der Gründung hätten sie »offene Türen eingerannt«, da es das T in LGBT in Vereinsform noch nicht gegeben habe. Mit Elan seien sie gestartet. Oskar verfolgt das Anliegen, »in dem komplizierten Feld der Schweizer Politik unsere Positionen zu vertreten und bekannt zu machen«. 2010, zeitgleich mit der Gründung von *Trans-Hilfe*, begann Oskar mit 46 Jahren seine Transition. »Das war spät«, sagt er. Seine Transition sei unkompliziert verlaufen: Er ist weiterhin mit seinem Mann zusammen, arbeitet im gleichen Job, und sein Freund_innenkreis hat ihn unterstützt. Er kennt »viele andere, wo es nicht nur schwierig, sondern dramatisch war«. Oskar erinnert sich an die Berliner Transtagung 2009, ein Jahr vor dem Beginn seiner Transition: »Ich stand eine halbe Stunde vorm Eingang und schlotterte und überlegte, ob ich reingehe. War *flashig*. Ich hatte noch nie so viele trans und queere Personen auf einmal gesehen«, berichtet Oskar. Lachend ergänzt er: »Ich wusste auch nicht, was Hormone anrichten können.« »Dann ist man plötzlich im Aktivismus drin«, erklärt Oskar. Zentral war für ihn zunächst, andere trans Menschen kennenzulernen, anfangs über ein Ftm-Portal. 2011 begründete er einen Stammtisch in der Schweiz. Dieser sei nicht nur für Leute, die am Anfang stehen, wichtig, sondern auch, »um zusammenzukommen, sich nicht erklären zu müssen«. Sie trafen sich in einem Schwulenzentrum; dort seien sie zu Beginn kritisch beäugt worden. Stammtische gebe es nur für größere Regionen, und viele müssten weit fahren, um teilzunehmen: »Wenn man in Graubünden wohnt, muss man sich nach Chur oder gar Zürich bewegen, um irgendwas zu finden.«

»Was meinst du überhaupt mit trans Community?«, frage ich Oskar. Er definiert sie als kleine Gemeinschaft, deren Schwerpunkt in den Städten liege. »Aber wir sind überall, manchmal weit weg von jeglicher Unterstützung«, fügt er hinzu. Schwul/lesbische Zentren nützten trans Personen oft nichts, da sie häufig nicht trans-sensibel seien. Mit Community meint er »die trans Menschen, die zutage treten und sich als solche sichtbar zeigen«. Andererseits, unterstreicht er, seien sie so wenige, dass eigentlich alle zusammen eine Community seien: »Die Schweiz, das ist wie Berlin, nur weniger aktiv und verteilter. Wahrscheinlich hat es in Berlin mehr trans Personen als in der Schweiz.«

Oskar spricht an, dass manche trans Personen mit anderen trans Menschen nichts zu tun haben wollten: »Ich kenne das aus der Beratung. Es gibt viele, die sagen: ›Ich ziehe das allein durch. Ich kann das. Ich will mich nicht in die Szene reinbegeben. Ich mach mein Ding und fertig.‹ Da gibt es Angehörige, die zu uns kommen und sagen: ›Ich habe ein trans Kind, das sitzt den ganzen Tag vorm Computer und sagt: Ich weiß alles über das Thema, aber war nie draußen damit.‹ Teilweise sind es dramatische Fälle.« Ich frage ihn, worin die Gründe für die Selbst-Isolation liegen. Er erklärt, »dass sie Jahre oder Jahrzehnte allein mit ihren Gedanken um trans waren, sich [deshalb] anderen nicht öffnen können oder wollen«. Er verstehe die Berührungssängste. Daher bemühten sie sich darum, es den anderen leicht zu machen beim Stammtisch: »Für den Berner Stammtisch: Wenn jemand kommen will, aber sagt, ›ich traue mich nicht‹, oder fragt, ›wo kann ich mich umziehen?‹, bieten wir an, sie am Bahnhof abzuholen, sie vorher zu treffen und zu unterstützen. Einige sagen: ›Ich möchte da nicht hinkommen. Das ist mir zu exponiert. Ich treffe mich lieber in einem Hinterkammerchen einer Kneipe, wo mich niemand sieht.«

Trans-Hilfe versteht Oskar als Anlaufstelle für trans Personen des gesamten Spektrums. Er erklärt mir, dass es einen unglaublichen Beratungsbedarf gebe; angeboten würden Erst-, Walk-in- und Rechtsberatung. Bei der Erstberatung geht es um folgende Fragen: »Wie geht das los? Was muss ich tun? Was bin ich überhaupt?« Dafür steht eine Zwanzig-Prozent-Stelle zur Verfügung. Die Rechtsberatung findet Oskar wichtig: »Wir haben kein trans Gesetz in der Schweiz, es muss also in der Rechtspraxis laufen, Namensänderung und Personenstandsänderung. Das ist kantonal unterschiedlich komplex, 26 Möglichkeiten. Für die Personenstandsänderung muss man wie

in Deutschland vor Gericht.«¹⁹ Oskar beklagt, dass trans Themen im Recht nicht vorkommen. »Wir existieren trotzdem!« Die fünf ehrenamtlichen Rechtsberater_innen arbeiteten mit komplexen Fällen, von ihrer Arbeit hingen Schicksale ab.

Gerade können sie die Vielzahl der Anfragen nicht mehr bewältigen. Sie müssen sondieren und gegebenenfalls mitteilen: »Tut mir leid, dein Fall ist easy, das kannst du selbst machen.« Für Prozesskosten haben sie Geld zurückgelegt, auch die 20.000 Franken, die sie anlässlich des Gleichstellungspreises der Stadt erhalten haben. Aufgrund der starken Nachfrage und Belastung suchen sie nach einer Möglichkeit, die Rechtsberatung zu finanzieren. Oskar stellt heraus: »Was hier geleistet wird, ehrenamtlich, vom Niveau her – das ist weit über dem, was so Vereinsarbeit eigentlich ist. Das ist eine hochverantwortungsvolle Tätigkeit. Da hängen Schicksale von ab.«

Er erachtet es als wichtig, dass die Berater_innen trans sind und dabei das ganze Spektrum abbilden. Dadurch »weiß die Person genau, worüber sie spricht und das bringt viel«. Monatlich organisieren sie eine Walk-in-Beratung, die trans Personen ohne Anmeldung nutzen können. Die Jugendgruppe hat als »Empfangskomitee« eine wichtige Funktion inne, erzählt Oskar mit strahlenden Augen: »Sie managen das Vorzimmer. Wenn hier jetzt ein Beratungsgespräch stattfinden würde, wären die draußen im Korridor, hätten Kaffee gemacht. Es gibt Kekse für die Leute, die zum ersten Mal kommen und schlottern und zittern. Die kümmern sich ganz rührend. Da gibt es Leute, die wollen am Ende nicht mehr gehen.« Wir lachen gemeinsam. Manchmal kämen Leute in die Beratung, »die muss man an die Hand nehmen, vom Briefeschreiben bis zum Zu-Ämtern-Gehen. Die brauchen viel Unterstützung.«

Eines der Kernthemen ist Arbeitslosigkeit. Oskar erzählt: »Es gibt eine Menge trans Personen, die weder in der Ausbildung oder im Beruf noch in der Familie Unterstützung bekommen. Wenn solche Komponenten fehlen im Rahmen einer Transition, geht es schnell bergab. Da gibt es nichts,

19 Die rechtliche Anerkennung von trans ist in der Schweiz kantonal unterschiedlich geregelt. So sind beispielsweise die Voraussetzungen für eine Personenstandsänderung unterschiedlich geregelt. Das *Transgender Network Switzerland* schreibt hierzu: »Die Voraussetzungen sind nicht einheitlich geregelt, die Schweiz hat kein spezielles Trans-Gesetz. Deshalb hängt es von der für das Gesuch zuständigen Richter_in ab, was verlangt wird.« (TCNS o. J.)

was Leute auffängt. Wir oder Stammtische versuchen, Leute zu begleiten, zu betreuen, aber wir sind eine sehr kleine Community in der Schweiz.« Oskar betont: »Wenn der Job weg ist, wird alles schwierig.« Die Bedeutung von Klasse spiegelt sich auch im Zugang zu medizinischer Care wider; er berichtet: »Die OP-Qualität ist grottenschlecht in der Schweiz, außer für Mastektomie.« Als Berater_innen empfehlen sie »denen, die es sich finanziell leisten können, als Frau Thailand oder Deutschland, München und so. Da fängt die Zweiklassengesellschaft an. Diejenigen mit Grundsicherung müssen alles in der Schweiz machen lassen, obwohl es in Thailand oder Deutschland viel günstiger wäre.« Er führt aus: »Es gibt vieles, wo es arg daneben geht.« Manche seien »verzweifelt [...], wenn sie aus diesen Unispitälern kommen«. In besonders schlimmen Fällen könnten nur noch Ärzt_innen in München helfen, mit einer Nach-OP. »Wo das der letzte Weg ist, versuchen wir, auch da zu helfen.«

Oskar benennt als Problem auch: »Es gibt Leute, die sind mit allem zufrieden.« Und weiter: »Wenn man so viel erreicht hat und durchgemacht, findet man alles gut, was hinterher rauskommt – obwohl man selbst im Grunde des Herzens weiß, dass es eigentlich nicht gut ist.«²⁰ Er erzählt, dass sie im Rahmen einer trans Tagung mal einen Workshop für Betroffene veranstaltet haben, um ehrlich über OP-Ergebnisse zu reden. »Da wird viel schönegeredet – und dann ändert sich nichts.«²¹

Oskar liefert klare Definitionen für die Formen von Care, die *Trans-Hilfe* leistet. Während die Rechtsberatung ihm zufolge professionalisiert sein muss, hebt er auch die informelle Arbeit des »Empfangskomitees« als äußerst wichtig hervor. Oskar stellt an *Trans-Hilfe* den Anspruch, Gemeinschaften von Menschen aufzubauen, die vorher isoliert waren. Das zeigt sich auch im (in trans Räumen umstrittenen) Verhältnis zu Crossdressing-Gruppen, auf die Oskar zu sprechen kommt. Er sagt dazu: »Das ist ein Einlasstor. Es gibt viele, die jahrelang überzeugt waren, dass sie »nur« Crossdresser sind, und dann stimmt es nicht. Es ist eine Möglichkeit, seinen Weg zu uns zu finden.«

Erneut taucht das Bild des Weges auf. Oskar möchte neue Wege erschließen, um trans Communitys zu schaffen. Ihm zufolge wird aus einer Gruppe trans Personen dann eine Community, wenn sie im öffentlichen Bewusstsein ist, sichtbar wird. Das Interview macht deutlich, dass Oskars Vorstellungen

20 Hier werden Schönheitsnormen in trans Räumen deutlich.

21 Das Interview führte ich im Mai 2017.

von Aktivismus stark in Richtung Normalisierung weisen. So wünscht er sich, dass trans Vereine im Kontext der Schweizer Politik ernst genommen werden. Normenkritisch merkt er an, dass in trans Räumen die Norm bestehe, nur positive Gefühle nach außen zu tragen. Er versucht hingegen, Care-Räume zu schaffen, in denen Gefühle wie Scham und Wut artikuliert werden können. Oskar fordert zum Sichtbarmachen negativer Emotionen auf, um sich politisch für eine Verbesserung der Gesundheitsversorgung einsetzen zu können.

Oskar schildert seinen eigenen Weg als trans Person: angefangen bei der Suche nach Verbindung bis hin zur Rolle eines trans Experten. Hierbei waren *Becoming-trans-activist-Stationen* relevant, die mir auch in anderen Erzählungen begegnet sind. Der erste Schritt für Oskar nach dem inneren Coming-out war es, über virtuelle Plattformen Kontakt mit anderen trans Personen zu knüpfen. Darauf folgten der erste trans Kontakt, das erste Treffen mit anderen trans Männern und der Besuch der Trans-Tagung 2009 in Berlin. Dort zum ersten Mal so vielen anderen trans Personen zu begegnen, beschreibt Oskar als einschneidenden Moment. Zurück in der Schweiz baute er einen Stammtisch für trans Männer auf.

Oskar beschreibt seinen Wechsel in den Aktivismus als schnell vollzogen. Voller Elan haben sie den trans Verein aufgebaut. Seine Transition war von Kontinuität geprägt, weder seine berufliche noch seine soziale Situation veränderten sich. Oskar stellt sich in dem Interview sehr stark als Experte dar; darüber, wie er selbst von trans Feindlichkeit betroffen ist, verliert er wenige Worte. Dies mag mit seiner Klassenposition zusammenhängen, er leitet ein Schweizer Museum und ist dort an die Expertenrolle gewöhnt.

Nicht für alle trans Personen ist es möglich und erstrebenswert, Expert_innenrollen einzunehmen oder Teil einer »Trans Elite« zu werden (Irving 2008, 2009, 2012, 2014; Spade 2011). In den Erzählungen von Oskar wird deutlich, dass er trans Aktivismus stark auf Professionalisierung ausrichtet. Rickke Mananzala und Dean Spade kritisieren, dass die Herausbildung eines Nonprofit-Sektors dazu geführt habe, dass sich aktivistische Kultur stärker in Richtung Professionalisierung bewege, was auch einen Kampf um die knappen Ressourcen mit sich bringe (Mananzala/Spade 2008: 58). Dies nehmen sie auch im Kontext von trans Aktivismus wahr (ebd.). Was *Trans-Hilfe* betrifft, lässt sich eine eher prekäre Professionalisierung wahrnehmen, insofern der Großteil der Arbeit immer noch ehrenamtlich geleistet wird.

Für Oskar ist es wichtig, sich als Experte zu positionieren und nicht als Betroffener wahrgenommen zu werden. Auf diese Weise grenzt er sich von

Selbsthilfe ab und erschafft eine Hierarchie, in der Selbsthilfe der rechtlichen und politischen Lobbyarbeit untergeordnet ist. Auch Aspekte der eigenen Arbeit, etwa der Aufbau von Selbsthilfestrukturen, wird abgewertet, um sich als professioneller Experte zu positionieren.

6.5 Hängematte, Durchlaufstation oder Aktivist_innenschmiede?

Oskar macht als Problem aus, dass *Trans-Hilfe* als »Durchlauferhitzer« fungiere, während der Aktivismus von wenigen betrieben werde. Er argumentiert:

»Die Leute, die vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren transitionierten, die findest du nicht. Die müssen irgendwo sein, aber die sind sicher nicht bei uns Mitglied. Wir sind ein Durchlauferhitzer, wo man anfängt, seinen Weg zu suchen. Danach diffundieren viele weg. Ich meine, das ist ihr gutes Recht. Man will so wie alle sein, manche wollen das nicht, aber viele. Das ist in Ordnung.«

Michelle erklärt:

»Viele haben kein politisches Bewusstsein. Sie nutzen diese Support-Netzwerke aus, im Sinne einer Hängematte. Sie lassen sich reinfallen, tragen, und sobald sie allein laufen, sind sie weg. Und es kommt nichts zurück. Dann gibt es die anderen, die die Notwendigkeit und Chance sehen und sich engagieren. Die Szene entwickelt sich weiter, sie wächst, aber langsam.«

Ich war irritiert: Forschungspartner_innen kritisieren, dass trans Personen Fürsorge-Räume als »Hängematte« nutzten, oder beschreiben sie negativ als Durchlaufstation. Ist nicht genau das der Sinn von Care: sich auszuruhen und umsort zu werden, ohne etwas zurückgeben zu müssen?

Michelle versteht Care offenbar nicht als konditionslos. Hier wird ein Widerspruch deutlich: Einerseits fasst sie ihre Sorgearbeit als Wegbegleitung auf, die einen temporären Charakter hat und von Hierarchien durchzogen ist (mit wissenden Begleiter_innen und hilfesuchenden Begleiteten); andererseits wünscht sie sich nachhaltige Strukturen, in die sich alle einbringen, und fordert Umsorgte auf, sich zu beteiligen, statt sich in die »Hängematte« fallen zu lassen. Die Metapher der Hängematte hat einen neoliberalen Beigeschmack: Im Zuge des Abbaus sozialstaatlicher Leistungen wurde in Deutschland aus dem »sozialen Netz« die »soziale Hängematte« (Wolfgang Schäuble, CDU); mit diesem Paradigmenwechsel wurden insbesondere Be-

zieher_innen von ALG II unter Generalverdacht gestellt, ihnen wird pauschal Faulheit unterstellt. Ähnlich unterstellt Michelle den Nutzer_innen von Trans-Care, dass sie Support-Netzwerke ausnutzten. Ich frage mich: Was sind die vielfältigen Gründe, warum sich trans Personen nicht aktivistisch beteiligen wollen oder können. Ist es nicht erstrebenswert, wenn sich Menschen in einer Hängematte ausruhen können? Ist es nicht Sinn eines Sorge-Netzwerkes, dass Menschen es nutzen, ohne zurückgeben zu müssen?

Ich frage Michelle nach ihrer Einschätzung dazu, warum sich viele nicht aktivistisch einbringen. Sie erwidert: »Viele wenden sich von der Szene ab, um nicht mehr mit der Szene in Verbindung gebracht zu werden. Weil sie den Wunsch haben, *stealth* zu leben, unsichtbar.« Als Grund für Nichtengagement führt sie also den Wunsch nach Unsichtbarkeit an. Michelle warnt aber auch davor, sich zu früh zu engagieren:

»Das sind existenzielle Situationen, mit denen man konfrontiert ist und in denen man sich verantwortlich fühlt, sich verausgabt – was nicht die Zuständigkeit der sich verausgabenden Person ist. Das sehe ich häufig. Ein anderes Phänomen ist, dass viele Aktivismus betreiben wollen, die die Reserven nicht haben, noch mitten auf dem Weg sind. Es kommt mir vor, wie wenn jemand den ersten Treppenschritt erklommen hat und dann schon bereit ist, den anderen hoch zu helfen, anstatt erst die Treppe hochzugehen, bis zum ersten Zwischenplateau, sich dort zu erholen, runter zu schauen, den Erfolg zu feiern, stolz auf sich selber zu sein, den Weg neu zu definieren, in sich zu fühlen: Wo stehe ich, wo will ich hin?«

Hier offenbart sich eine Ambivalenz in der Haltung Michelles: Sie kritisiert zum einen, dass sich nicht genug trans Personen ehrenamtlich engagierten; zum anderen verweist sie darauf, dass es kräftezehrend und überfordernd sei, wenn das Engagement zu einem Zeitpunkt beginnt, an dem eine Person selbst noch viel Fürsorge benötigt. Diese Ambivalenz spiegelt ein strukturelles Dilemma wider: Es gibt viel Bedarf an Unterstützung und Begleitung, aber nicht genug Begleitende, die diese Arbeit machen können, ohne sich selbst zu überfordern. Mit diesem Dilemma und dieser Ambivalenz sind Aktivist_innen wie Michelle konfrontiert: Wie unterstützen, ohne sich dabei selbst zu überfordern?

Das Bild des Durchlauferhitzers bringe ich in das Interview mit Persson ein, der im Bereich Trans-Aktivismus publiziert:

Das Interview mit Persson führe ich im Beratungsraum eines queeren Vereins. Zum Einstieg frage ich ihn: »Wie bist du zu Trans-Aktivismus gekommen?« Es folgt eine lange Erklärung, warum dies eine schwierige Frage sei. »Bin ich Aktivist oder nicht?« Diese Frage beschäftige ihn. Teilweise fühle er sich wie ein »absoluter Unaktivist«. Eine Zeit lang habe er sich als trans Aktivist verstanden und einen Verein aufgebaut. Um den Begriff für sich verwenden zu dürfen, müsse man etwas tun.

Ich frage ihn, warum Aktivist_innen trans Räume als Durchlauferhitzer bezeichnen. Er sagt: »Das ist etwas, womit trans Räume zu tun haben: dass die oft Durchlaufstellen sind, dass Leute kommen für Informationen und um für bestimmte Zeit Support zu bekommen und dann wieder gehen. Es sind seit Jahrzehnten dieselben, die da den Rücken herhalten.

Gleichzeitig nimmt Persson wahr, dass trans Selbsthilfegruppen abgewertet werden: Das seien keine Aktivist_innen, heiße es dann oder: »Die treffen sich nur und gehen Kaffee trinken. Und wir machen die politische Arbeit.« Er betont hingegen: »Für manche ist es mehr als Aktivismus, mit einem bestimmten geschlechtlichen Auftreten in die Welt zu gehen und einen Kaffee zu trinken. Das kann Todesängste auslösen oder ein Wohlfühlgefühl, wenn man das mit anderen Leuten macht.« Er fügt hinzu: »Ich sehe es als aktivistisch an, wenn sich Selbsthilfegruppen treffen. Ich finde das schlimm, dass die von Aktivist_innen runtergemacht werden. Das ist der Boden, auf dem wir Aktivismus machen können!« Außerdem »hat es die Selbsthilfegruppen gegeben, bevor es aktivistische gab. Und die Treffen [der Selbsthilfegruppen] waren schon aktivistisch!«²²

In der Erzählung von Persson werden der Mangel an Ressourcen für Sorgearbeit und der steigende Sorgebedarf in der trans Community herausgestellt: Es rücken nicht genug Aktivist_innen nach, die sich langfristig beteiligen. Gleichzeitig werden strukturelle Fragen an die Individuen delegiert.

6.6 Fürsorge unter trans Aktivist_innen

Wer kümmert sich um Aktivist_innen, die Zeit, Arbeit und Kraft aufwenden, um trans Räume unter prekären Bedingungen aufzubauen und aufrechtzu-

22 Das Interview führte ich im März 2017.

erhalten? Das fragte ich mich im Laufe meiner Forschung immer wieder. Michelle erklärt:

»Als Aktivistin brauch ich meinen Support. Ich habe meinen Austausch. Der findet mit anderen Aktivist_innen statt, die Ähnliches machen, um Erfahrungen auszutauschen, Ideen zu sammeln, um das Rad nicht jedes Mal neu zu erfinden, sondern mit *copy and paste* was zu übernehmen. [...] Selbstsorge ist für mich ein tägliches elementares Thema durch meine zurückgesetzte körperliche Leistungsfähigkeit. Unsere Gesellschaft leidet daran, dass viele Menschen diese Ressource, um adäquat zu reagieren, nicht haben. Das sieht man im Straßenverkehr, beim Anstehen im Einkaufszentrum. Die Leute haben keine Geduld, keine Nerven, sie sind am Anschlag. Dieses Polster der Gelassenheit ist kaum vorhanden.«

Viele Veranstaltungen im Bereich trans Aktivismus erlebt Michelle als nicht fürsorgend. Als Beispiel nennt sie Trans-Tagungen:

»Die Organisator_innen von Großanlässen sind in der Regel vor Beginn ausgepowert. [...] Ich sehe das auch bei den trans Menschen, die Workshop für Workshop für Workshop machen. Am dritten Tag schlafen dir die Leute ein, weil sie ausgepowert sind vom extensiven Konsumieren und davon, sich um die eigene Geschichte zu drehen. Die gehen Montag nach Hause, dann kommt der Zusammenbruch. Das Loch, Depression, man hat sich ausgepowert. Hier beim »Zürcher Trans*tag« ist es anders: Es ist *ein* Tag mit einem Abschluss. Hier gehen die Leute empowernd los und meistens nicht ins Loch der Depression rein, sondern auf den Weg der Transition oder mit Schwung, den sie mitnehmen, mit aufgeladenen Akkus nach Hause.«

Trans-Aktivist_innen bilden Sorge-Netze und Räume für den Austausch von Wissen, und sie erlernen Selbstsorgestrategien, um die ehrenamtliche Arbeit zu leisten; in dem Zusammenhang spielen Vorstellungen von Energie als Ressource eine wichtige Rolle. Michelle ist als chronisch kranke Aktivistin auf diese Selbstsorgestrategien angewiesen.

Welche Strategien nutzen andere Aktivist_innen, um mit Care-Lücken umzugehen? Oskar erklärt: »Bei Leuten mit Potenzial, die in Richtung Aktivismus gehen, müssen wir schauen, dass wir sie uns angeln können.« Aus Stammtischen »erwächst auch ein gewisser Aktivismus«, diese Menschen versuchten sie einzubinden. Trotzdem:

»Das Thema Ausbrennen ist in allen Freiwilligenorganisationen ein Thema. Bei einem internationalen Treffen hatten wir das Thema ›Well-being for Activists‹. Da musste ich mir an die eigene Nase fassen. Ich habe gelernt, dass es Abende geben sollte, wo man nicht in die Mails schaut, sondern auf sich selbst. Das versuchen wir im Vorstand zu leben, andererseits ist immer alles dringend. Alles muss sofort sein. Jede Person muss auch schauen, dass sie nicht überlastet ist. Wir können keine Whirlpool-Gutscheine vergeben. Bei mir wurden während der Transition unglaubliche Energien freigesetzt. Da habe ich viel gemacht, da muss man aufpassen, dass es nicht von einem Tag auf den anderen ›plopp‹ macht – und das war es dann.«

Oskar ergänzt: »Wir werden als zuverlässige Organisation wahrgenommen. Die Leute sagen: ›Auf Mails wird schnell geantwortet.‹ Wir können was organisieren, zum Beispiel innerhalb eines Tages ein 13-jähriges trans Kind unterzubringen.« Gleichzeitig sei es »eine brutale Ausnutzung. Die Person auf der Zwanzig-Prozent-Beratungsstelle macht viel mehr, als auf dem Papier steht. Es ist nur eine kleine Entschädigung«. Oskar stellt die Notwendigkeit einer weiteren Professionalisierung heraus: »Seit zwei Jahren sind wir im Umbruch, der persönliche Enthusiasmus reicht nicht mehr aus für das, was kommt. Wir müssen in eine professionellere Schiene gehen. Das braucht Geld; das ist etwas, das uns beunruhigt.« Er vermutet, »dass die Community in zehn Jahren professioneller organisiert dastehen wird, was Beratung, Broschüren angeht, aber auch die Erfolge in der Politik mit Gesetzesanpassungen«.

Für die Zukunft wünscht sich Oskar, weitere Beratungsstellen aufzubauen. Diese könnten durchaus ehrenamtlicher Natur sein, aber die Leute müssten ausgebildet sein. Das sei wichtig, »da sonst der Gedanke aufkommt, ›ich habe das durchgemacht, ich weiß, wie das geht‹, und Weltbilder aufgedrückt werden«. Er möchte gerne Beratungsstellen außerhalb des urbanen Raumes aufbauen: »Wir könnten besser präsent sein, auch in entlegeneren Regionen.« Das Ziel sei, eine

»solide Grundlage als Vertretung von trans Menschen in der ganzen Schweiz [zu] schaffen, auch in der Romandie und im Tessin. Vielleicht können wir irgendwann unsere Rechtsberatungen reduzieren, weil es ganz einfach geworden ist in zehn Jahren, sein amtliches Geschlecht in dem Papier zu ändern. Oder es gibt den nicht-binären Geschlechtsausweis.«

Die Arbeit von *Trans-Hilfe* sei ein Spagat, »da wir den einen Fuß bei der Politik da oben haben, den anderen bei unseren Leuten da unten«.

Auch Sophies Verein will

»weg von Activist-Burn-out. Wir würden die Leute, die hauptamtlich für uns arbeiten, [gerne] bezahlen: also alle, die regelmäßig Aufgaben übernehmen, Peerberatung, Rechtsberatung und Sprachmittlung, damit sich das für die Leute lohnt und die das nicht nebenbei machen; und damit sie uns erhalten bleiben und nicht in zwei Jahren weg sind mit einem Burn-out«.

Sophies Verein hat sich zum Ziel gesetzt, »trans Menschen Ausbildungen zu finanzieren, die an die Community zurückgehen, zum Beispiel eine Wendo-Trainer_innen-Ausbildung für eine trans Person. Hier wird also der Versuch unternommen Sorge-Lücken durch eine Professionalisierung von Aktivist_innen entgegen zu wirken.

6.7 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich nachgezeichnet, wie trans Aktivist_innen sorgende Gemeinschaften aufbauen, welche Vorstellungen von Care und Community verhandelt werden und wo die Grenzen sorgender Gemeinschaften gezogen werden. Deutlich wurde das Ausmaß an Sorgearbeit, die trans Aktivist_innen leisten und leisten müssen.

Diese Form des Aktivismus würde ich ausgehend von dem partizipativen LGBTQ-Forschungsprojekt »What's your issue?« als intimen oder Care-Aktivismus bezeichnen (Fine/Farre/Frost 2018). Im Unterschied zu traditionellem Aktivismus, beispielsweise dem Organisieren von Demonstrationen, bezeichne intimer Aktivismus alltägliche und unsichtbare Praxen des Carings und der Arbeit für das kollektive Wohlergehen von Diskriminierung betroffener Communitys (ebd.: 609). Diese intimen Politiken des Aktivismus beschreiben die Autor_innen als »the hidden and bold, relational and solitary, everyday enactments of interruptions, care and solidarity« (ebd.: 623).

Trans und nicht-binäre Personen, die bisher vereinzelt waren, organisieren sich. Es findet eine Vergemeinschaftung von Sorgearbeit statt, und neue Unterstützungsformen werden entwickelt. Eine Herausforderung für die oft ehrenamtlich tätigen Aktivist_innen besteht darin, den Bedarf an Fürsorge abzudecken: Was kann mit knappen Ressourcen realisiert werden? Durch den steigenden Bedarf an Begleitung und die prekären ehrenamtlichen Strukturen entstehen Care-Lücken, Überlastung und Burn-out der Aktivist_innen. Zudem identifizieren sich nicht alle gleichermaßen mit den geschaffenen

Räumen – den Transcafés, den Netzwerken und Vereinen –, nicht alle sind also bereit, sich ehrenamtlich zu engagieren. Mit der Ambivalenz zwischen dem Wunsch, Begleitung mit wenig Hierarchien zu organisieren, und jenem, dem erschöpfenden Ehrenamt durch Professionalisierung zu begegnen, finden Aktivist_innen einen kontextspezifischen Umgang.

David Valentine argumentiert: »Whether geographically bounded or not, community is not a natural fact but an achievement.« (Valentine 2007: 73) Auch trans und nicht-binäre Gemeinschaften werden durch die Arbeit von Aktivist_innen hergestellt. Den Ausgangspunkt für das Engagement von Aktivist_innen bilden die Erfahrung der Vereinzelung in der cis-normativen Gesellschaft und der Wunsch, durch das gemeinsame Organisieren etwas zu verändern. Trans-Professionals wie Oskar, Michelle, Alecs und Sophie berichten, ihrerseits Care von der trans Community erhalten zu haben. Sie beschreiben Für_Sorge als Kreislauf. Damit dieser nachhaltig funktioniert, müssen Leute nachrücken und dürfen Aktivist_innen nicht ausbrennen. Sorgearbeit wird zwar von vielen als erschöpfend beschrieben, gleichzeitig aber wird ihr transformativer und energiegebender Charakter deutlich.

Meine queer/feministische Haltung »Care ist politisch« fand nicht immer Zustimmung. Einigen war es wichtig, Care und Aktivismus/Politik voneinander abzugrenzen. Mit dem Aufbau von Caring Communitys berücksichtigen und betonen Care-Aktivist_innen, dass wir keine autonomen Subjekte, sondern aufeinander angewiesen sind – alle, wenn auch in unterschiedlicher Form. Einige der interviewten Aktivist_innen gaben aber auch zu verstehen, dass sich niemand allzu lange in der »Hängematte« ausruhen dürfe, weil es dafür nicht genug Ressourcen gebe. Gewissermaßen werden damit Forderungen an die Betroffenen gerichtet statt etwa an den Staat. Manche Aktivist_innen versprechen sich von Trans-Selbsthilfe eine Politisierung der Nutzer_innen; manche davon wollen aber lediglich Informationen und Fürsorge erhalten, ohne selbst aktivistisch tätig zu werden. Die unausgesprochene Erwartungshaltung gegenüber Care-Nutzer_innen/Umsorgten führt zu Abwertungen und Moralisierung und verhindert eine Care-Versorgung, die ohne Gegenleistung auskommt.

Ich habe in diesem Kapitel gezeigt, wie herausfordernd der Aufbau von Sorge-Gemeinschaften ist, da diese oft einen fluktuierenden Charakter haben. In diesem Prozess wird verhandelt, was als Care und was als Community verstanden wird, ebenso, wie Fürsorge geleistet werden kann, ohne dass sich die Sorgearbeiter_innen/Sorgenden überfordern und erschöpfen. Care-Konzepte in trans Räumen sind nicht frei von Normativität, und es stellt eine

Herausforderung dar, selbstbestimmte Für_Sorge zu organisieren. So ist im Trans-Aktivismus die Annahme eines Weges von A nach B, »zu sich selbst«, prägend; viele Vorstellungen von Care, verstanden als Wegbegleitung, orientieren sich an transnormativen Ideen. Nicht-binäre oder gender-fluide Verortungen werden dann oft als Abweichungen konstituiert.

7. Wege in eine sorgende Zukunft – Trans_formation durch Care

In diesem Kapitel geht es um in die Zukunft gerichtete Care-Entwürfe, um die Auseinandersetzung mit Zukunft und Utopien, die trans und nicht-binäre Aktivist_innen anstoßen. Wie wird Zukunft imaginiert und hergestellt? Welche Zukünfte entwerfen trans und nicht-binäre Aktivist_innen, und welche Rolle spielen Sorge-Praktiken darin?

Dieses Kapitel schließt an Debatten um queere/trans Zeitlichkeit und um eine Anthropologie des Zukünftigen an. Die Ansätze der *Anthropology of the Future* und der *Anticipatory Anthropology* gehen davon aus, dass temporale Realitäten kontinuierlich kollektiv hergestellt werden (Chakkalakal 2018: 9). Silvy Chakkalakal erläutert, dass die Zukunft eine Gleichzeitigkeit von Möglichkeiten bereithält, Machtverhältnisse diese jedoch einschränken (ebd.: 13).

Eine Vielzahl trans- und queertheoretischer Ansätze setzen sich kritisch mit Zeitlichkeit auseinander (Amin 2014). Jack Halberstam (2005) entwickelt den Begriff *Queer Time* und argumentiert, dass queere Personen an heteronormativen Konzeptionen von Lebensläufen, Lebensentwürfen und Zeitlichkeit scheitern und eigene emanzipatorische Zeitlichkeiten entwickeln.¹ *Straight Time* gründe auf heteronormativen Vorgaben, was Zukunftsentwürfe und Reproduktion angehe (Boellstorff 2007), *Queer Time* eröffne alternative Formen des Lebens und In-der-Welt-Seins (Halberstam 2005).² Neben der Kritik an normativen Vorstellungen von Zeit widmen sich queere und trans Zugänge zu Zeitlichkeit auch der Frage der Zukünftigkeit und der Utopien. Laut

1 Für Halberstam ist die Erfahrung der AIDS-Krise der 1990er-Jahre, insbesondere die Erfahrung des Sterbengelassenwerdens, zentral für *Queer Time* und ein verändertes Verhältnis zu Zukunft und Zeit (Halberstam 2005).

2 In der Debatte um queere Temporalitäten geht es auch um die Verwobenheit asynchroner Temporalitäten und queerer Praktiken (Freeman 2007).

der Historikerin Hanna Hacker generierten queere Analysen anfangs vor allem Aufrufe wie »No Future!« und den sogenannten Anti-Social Turn (Hacker 2018: 22).³ Der Queertheoretiker José Muñoz plädiert dafür, Utopien stattdessen zu bejahen – allerdings gelte es, sie zu queeren: »Queerness is utopian and there is something queer about the utopian (Muñoz 2009: 26).⁴ Halberstam (2005) argumentiert, dass insbesondere gender-nicht-konforme Personen die Erfahrung machten, aus dem Zeittakt zu geraten und ein Aufbrechen der Grenzen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erleben. So enthalte die Vielzahl an Überlebensstrategien, die trans Personen verwendeten, nicht nur solche, die Kohärenz in das eigene Leben brächten, sondern auch solche, die geschlechtliche und zeitliche Diskontinuität erlaubten.

Ich werde in diesem Kapitel argumentieren: Die trans und nicht-binären Aktivist_innen, die ich interviewte, verstehen Care als Haltung, die sich nicht nur auf trans/queere Communitys bezieht, sondern gesamtgesellschaftliche Fragen ins Zentrum stellt. Dabei entwickeln sie neue Rituale, Rhythmen und Formen von Für_Sorge, zum Beispiel Langsamkeit oder Sorge über die eigene Generation hinaus. Zu Beginn (7.1) stelle ich eine_n Interviewpartner_in vor, die_er in ihrer_seiner Arbeit Zukünfte von Care imaginiert, mobilisiert und herstellt. Im Jahr 2022 möchte Jay ein queer/feministisches Retreat-Center für ausgebrannte Aktivist_innen eröffnen; langfristig verfolgt Jay das Ziel, über Fragen von Care andere Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu imaginieren. Jay mobilisiert Vergangenes und Zukünftiges, um Sorge-Praktiken zu etablieren. Andere Interviewpartner_innen (7.2) stellen bei ihren Zukunftsentwürfen die Transformation des eigenen Körpers, der sozio-ökonomischen Situation oder der rechtlichen Lage von trans/nicht-binären Personen ins Zentrum. In 7.3 widme ich mich jener dominanten Erzählung in trans Communitys, die nicht-binäre Praktiken in die Zukunft verlagert, während sie trans Selbsthilfe in der Vergangenheit verortet; diese Erzählung werde ich kritisch hinterfragen. Abschließend (7.4) argumentiere ich,

3 Queertheoretiker Lee Edelman argumentiert dafür, »Zukunft« zu verwerfen und sich von heteronormativen Reproduktionsfantasien, die auf die Zukunft gerichtet sind, abzugrenzen – und stattdessen ein zerstörerisches Potenzial zu entwickeln (Edelman 2004).

4 Muñoz argumentiert aus einer Queer of Color Kritik, dass ein Ablehnen der Zukunft keine emanzipatorische Perspektive sei, wenn sie aufgrund struktureller Diskriminierung nicht zugestanden wird (Muñoz 2009).

dass sich Sorgepraktiken des Zukünftigen zwischen der kollektiven Auseinandersetzung mit Visionen, ökonomischen und rechtlichen Fragen sowie Dys-topien bewegen.

7.1 »Es kann auch um mich gehen, während ich andere unterstütze.« Sorgepraktiken des Zukünftigen

Schon vor Beginn meiner Forschung kannte ich Jays Blog *Virtual Retreat Center*, auf dem Jay Texte zum Thema Selbstsorge und Aktivismus teilt. Ich fragte Jay für das Interview an, und wir blieben im Verlauf meiner Forschung im Austausch. Jay hat Europäische Ethnologie und Gender Studies studiert und arbeitet im Bereich Antigewalt und Antidiskriminierung. Seit einigen Jahren bietet Jay Workshops zu Selbstfürsorge und Caring Communitys an. Einige Monate vor dem Interview machte sich Jay selbstständig.

Für das Interview treffen wir uns mittags in einem Neuköllner Café. Das Café ist gut besucht; als ich ankomme, sitzt Jay bereits an einem Tisch und wirkt auf mich offen und ruhig. Zu Beginn des Interviews frage ich, wie Jay zu den Themen Selbstsorge und Fürsorge gekommen sei. Jay erzählt, schon sehr lange in selbstorganisierte Unterstützungsnetzwerke eingebunden zu sein, insbesondere in Freund_innenschaften. Oft gehe es um eine Krise im Leben, etwa in einer Beziehung, oder um Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen. Jay sagt: »Damit habe ich angefangen, und es hat sich immer durchgezogen. Das ist, wo ich herkomme.«

Auf die Idee, ein Retreat-Center aufzubauen, kam Jay durch eine Übung aus einem Selbsthilfebuch. Darin sollte man drei Tätigkeiten aufschreiben, die man als Kind, als Jugendliche_r und als junge_r Erwachsene_r gerne machte, und sich jeweils die Frage stellen: »Hättest du daraus eine Karriere gemacht, was wäre das gewesen?« Bei Jay kam raus, dass Jay ein queer/feministisches Retreat-Center für ausgebrannte Aktivist_innen eröffnet hätte. Jay erzählt: »Das kam von Butzen bauen, Häuser cool einrichten. – Und wenn ich dann ein schönes Haus habe, was kommt da eigentlich rein?« Die Idee ließ Jay nicht mehr los. Das war 2012. Jay gab sich zehn Jahre für die Realisierung dieser Vision: »2022 eröffne ich ein Retreat-Center. Aber wie komme ich da hin?« Erste Schritte waren der Aufbau des virtuellen Blogs sowie Workshops zur Vernetzung. Von Beginn an vertraut Jay darauf, dass jeder Schritt in Richtung Retreat-Center führt. »Ich bin davon überzeugt, das wird es in fünf

Jahren geben. Ich habe keine Ahnung, wie es dazu kommen wird.« Neben der In-fünf-Jahren-Vision hat Jay eine langfristige: »Wahrscheinlich wird es in hundert Jahren eine wertschätzende Community geben. Fragen von ›Wie beziehen wir uns aufeinander?‹ werden anders gestellt und gestaltet werden.« Auch hier weiß Jay nicht, wie sich diese Vision realisieren lässt, ist jedoch überzeugt, dass sich kleine Beiträge dafür im Heute leisten lassen. Jay nimmt erfreut wahr, dass sich insbesondere in Berlin immer mehr Menschen mit Care und Aktivismus beschäftigen.

Bisher ist Jays Retreat-Center noch virtuell: Es gibt den Blog und eine Facebook-Seite. Jay stellt fest, dass »Care aus einer queeren/trans diskriminierungskritischen Perspektive« zugänglicher geworden sei durch Onlineangebote. Für Jay selbst ist die Vernetzung über Facebook wichtig. Virtuelle Räume böten die Chance, »dass Menschen sich vernetzen können, auch wenn sie nicht an einem Ort sind, und vor allem auch für ländliche Strukturen«. Was jedoch fehle, sei ein Raum für Austausch: Jenseits »klassischer Selbsthilfeforen, die ja ein Care-Medium oder auch ein Community-Care-Medium« seien, finde er wenig statt.

Dass sich Jay heute intensiv mit Care beschäftigt, sieht Jay in der eigenen Biographie begründet: »Ich möchte anderen die Unterstützung geben, die ich mir selbst gewünscht hätte, als ich eine Gewalterfahrung gemacht habe.« Jay kann sich nicht vorstellen, auf Dauer in der ersten Reihe zu stehen bei der Antigewaltarbeit. Jay fragte sich also: »Wie kann ich diese Art von Arbeit oder Engagement unterstützen, ohne immer selbst die Unterstützung zu leisten? Mir wurde klar: Ich würde perspektivisch gerne Menschen unterstützen, die andere unterstützen.«

Auch in aktivistische Räume möchte Jay intervenieren. Jay erzählt: »Ich bin linksradikal sozialisiert, war lange in der autonomen Szene. Ich habe gemerkt, das ist eine Form von Aktivismus, die weit weg von mir ist, weil sie nicht caring ist.« Man müsse dort Leistungsansprüchen gerecht werden, für viele Aktionsformen brauche man einen fitten Körper. Zudem stört Jay die Ausrichtung auf Coolness und Performance. Jay fühlt sich in der Antidiskriminierungs- und Antigewaltarbeit wohler: »Das ist für mich näher an Menschen dran.«

Selbstsorge versteht Jay als eng mit Fürsorge verbunden. Nur auf sich schauen und sich aus Aktivismus rausziehen – von dieser Darstellung von Selbstsorge hält Jay nicht viel. Selbstsorge ist für Jay eine Frage der Haltung und eine Praxis, die wenig mit To-do-Listen zu tun hat. Jay ergänzt: »Obwohl es gut ist, Übungen, Techniken und Ansätze zu haben, die das unterstützen.«

Für Jay bedeutet Selbstsorge, sich mit Fragen wie diesen zu beschäftigen: »Wie möchte ich leben? Wie möchte ich arbeiten? Wie möchte ich mich durch die Welt bewegen? Wie möchte ich mich auf andere Menschen beziehen, wie tut mir das gut, und was brauche ich dafür?« Selbstsorge berühre jeden Aspekt des Lebens.

Selbstsorge und Fürsorge haben sich für Jay lange als sich ausschließend, als Entweder-oder angefühlt: »Entweder ich unterstütze andere und stelle mich selbst zurück – oder es geht um mich, dann fordere ich Unterstützung ein oder versorge mich selbst. Es hat lange gebraucht, um dieses Entweder-oder aufzulösen: dass es auch um mich gehen kann, während ich andere unterstütze.« Um diese und weitere Dichotomien zu hinterfragen, sei die Reflexion der eigenen Glaubenssätze wichtig: »Welche Glaubenssätze prägen meine Form von Aktivismus, Engagement oder Arbeit? Was hält mich davon ab, etwas anders zu machen?« Jay versteht die Auseinandersetzung mit Selbstsorge und kollektiver Fürsorge als »eine Form von Widerstandspraxis, ohne dass es gleich öffentlich deutlich wird. Mich mit diesen Fragen zu beschäftigen – wie möchte ich leben, arbeiten, mich auf andere beziehen, mich durch die Welt bewegen? –, das sind aktivistische Fragen.« Elementar ist für Jay, dabei neoliberale normative Ideen von Selbstsorge infrage zu stellen und zu zeigen, dass Selbstsorge auch etwas anderes bedeuten, anders stattfinden kann. Oft bekomme man zu hören: »Geh mal in ein Wellnesshotel, mach einen Yoga-Kurs und iss bio!« Jay erläutert: »Kapitalismus profitiert von Self-Care, was Selbstoptimierung angeht: Ich steh dann wieder fit und leistungsstark dem Arbeitsmarkt zur Verfügung.« Auch Community-Care ist für Jay eine Frage der Haltung, nämlich die Haltung eines »Zusammenhang[s] von Menschen«. Oft blieben Fragen rund um Care – »Wie möchten wir miteinander umgehen? Was ist uns da wichtig?« – in Gruppen unausgesprochen, der Austausch darüber fehle. Jay ergänzt: »Viele Selbstverständlichkeiten sind trotzdem da: ›Wir sind füreinander da, wenn es wem schlecht geht.« Durch eine bewusste Beschäftigung mit Care könne dieser Aspekt gestärkt werden, dann könnten Vereinbarungen und Verabredungen getroffen werden.

Jay setzte sich schon lange intensiv mit zwischenmenschlicher Gewalt in queeren Kontexten und mit verantwortungsvollen Communitys auseinander. Als Jay einige Zeit in den USA lebte, beschäftigte sich Jay viel mit dem Konzept Community-Accountability. In diesem Zusammenhang begegnete Jay zum ersten Mal der Begriff Community – und Jay begann sich zu fragen, was eine Community eigentlich ist und ausmacht. Jay spricht als Aufgabe an,

»Menschen in einer Community dazu zu bringen, sich dafür zu interessieren und aktiv zu sein«.

»Wie möchten wir miteinander umgehen?« – diese Frage ist für Jay zentral. Als Bausteine einer Caring Community nennt Jay, »sich verantwortungsvoll zu verhalten, wertschätzend miteinander umzugehen, diskriminierungssensibel zu sein, eigene Privilegien zu reflektieren, Raum für marginalisierte Perspektiven zu schaffen«. Dazu gehöre auch, sich mit der Frage zu befassen, was unter Solidarität und Kritik verstanden wird, und zu klären: »Was brauchen wir, um im Dialog miteinander bleiben zu können?« Um im eigenen Alltag mehr Community-Care zu etablieren, lud Jay über mehrere Jahre zum Sonntagsdinner und kochte für das eigene Umfeld. Jay wohnt allein und vermisste das gemeinsame Essen in WGs und Hausprojekten: »erzählen, im Kontakt sein – wo alle Themen und Inhalte möglich sind und was kein Politgruppentreffen ist, bei dem klar ist, wozu ich mich austausche.« Durch diese regelmäßigen Sonntagsdinner fühlt sich Jays Umfeld »mehr wie Community an, weil sich alle über die Jahre ein bisschen kennengelernt haben«. Dazu inspiriert haben Jay die regelmäßigen gemeinsamen Abendessen einer Community in der Bay Area in Kalifornien, wo Jay einst wohnte. Mit dieser Community ist Jay heute vor allem über eine Whatsapp-Gruppe verbunden: »Es ist klar, wir beziehen uns aufeinander, wissen voneinander und organisieren viel zusammen.« Als eine gemeinsame Freundin Krebs hatte, waren sie alle da, sprachen sich ab, teilten die Termine untereinander auf. Jay erzählt: »Da ist Verbundenheit entstanden in der Zeit, Gespräche untereinander: ›Wie geht es dir damit, was brauchst du jetzt, nachdem du mit im Krankenhaus warst?‹ Das wird dann von jemandem anderem geleistet, also dieser zweiten, dritten Reihe.« Alle, erinnert sich Jay, hätten beitragen können, was sie konnten und gerne machten: »Wer kocht gerne, und wer macht gerne den Papierkram? Wer ist wie nah an der Person dran, und was ist dann möglich? Was kann ich machen, wenn ich die Person nicht so gut kenne?«

Jay verortet sich als genderqueer. Bei der Bildungsarbeit versucht Jay, Methoden für trans/queere Lebensentwürfe zu finden. Von Bedeutung seien neben der Diversität von Körpern auch Fragen rund um Familienentwürfe. Jay erzählt: »Für mich als genderqueere Person stellt sich die Frage: Wie kann ich meine Herkunftsfamilie mitdenken? Gehe ich davon aus, dass meine Herkunftsfamilie, wenn mir was zustößt, automatisch für mich da ist, dass Sachen aufgefangen werden?« Die Herkunftsfamilie funktioniere nicht automatisch als sorgende Gemeinschaft oder als Ort, an dem Care

stattfinde. Zudem hätten viele queere und trans Personen keine eigenen Kinder, Pflege müsse also anders organisiert werden.

Care-Aktivismus reicht in Jays Verständnis über die eigene Lebenszeit hinaus. Diesbezüglich ist Jay inspiriert von der Gruppe *Generation 5*, die dafür kämpfe, dass es in fünf Generationen keine sexualisierte Gewalt gegen Kinder mehr geben wird. »Das hat mich anfangs durcheinandergebracht, dass es Ziele geben kann, die über die eigene Generation hinausgehen«, erinnert sich Jay. Angeschlossen hätten sich einige Fragen: »Welche Vision habe ich eigentlich? [...] Was davon lebe ich heute schon? – Und dann zu merken, dass ich mir natürlich eine Caring Community in der utopischen Gesellschaft wünsche. Was heißt das eigentlich, und welche positiven Formulierungen finde ich dafür? Und warum mache ich das jetzt gerade nicht? Wie kann ich das stärker leben? Welche Veränderungen entstehen, wenn ich nicht nur ankämpfe gegen das, wogegen ich bin, sondern auch stärker praktiziere, wofür ich bin?«

»Wie stelle ich mir Gesellschaft in hundert Jahren vor?« Bei dieser Visionenübung in Jays Workshops geht es Jay auch um die Frage »Wer kommt da drin vor und wer nicht?« Diese Frage beschäftigt Jay: »Community-Care birgt immer dieselbe Gefahr wie in Finanz-Coops – die laufen gut, wenn viele Menschen beteiligt sind, die Geld reinbringen. Bei Community-Care gibt es eine ähnliche Gefahr: dass sich Menschen finden, die alle gut in der Lage sind, für andere zu sorgen, die die entsprechenden Kompetenzen und emotionalen Fähigkeiten haben – und dass da Menschen rausfallen. Ich kann mit meinem Umfeld anfangen: Wer kommt gar nicht in meinem Umfeld vor? Wer hat keinen Zugang zu einer aktivistisch organisierten Community-Care?«

Eine weitere Herausforderung besteht laut Jay darin, »wirklich auf eine radikale Art und Weise fundamental zu gucken, wie machen wir Dinge tatsächlich anders«. Es sei leichter, »auf das zurückzugreifen, was die Gesellschaft dafür anbietet: doch das Geld zu finden, um eine Zusatzaltersvorsorge oder eine Krankenversicherung abzuschließen, mit der ich zu Heilpraktiker_innen gehen kann; oder mir selbst etwas zu gönnen, um mir das Gefühl zu geben, mich zu belohnen«. Die Hürde für eine andere Care bestehe darin, »wie schwierig es uns in dieser Gesellschaft gemacht wird, es anders zu machen«. Dies hänge auch von Privilegien ab, also davon, ob ich Ressourcen nutzen könne, die vom Staat oder der Herkunftsfamilie bereitgestellt würden. Um andere Care-Modelle zu entwickeln, müsse man sich mit existenziellen Fragen beschäftigen; stattdessen, so Jay, »reproduzieren

wir, was in der Gesellschaft vorgelebt wird: Im Zweifelsfall kümmere ich mich doch um mich selbst oder versuche, mich zu optimieren, um noch besser zu werden. Oder, genderspezifisch: Ich darf mich nicht so sehr um mich kümmern, ich muss mich vor allem um andere kümmern.«

Ein weiteres Problem sieht Jay in der kulturellen Aneignung von Care-Praktiken durch *weiße* Personen: »Wo kommen Self-Care-Techniken her? Welche Widerstandspraktiken sind damit verbunden?« Die Aneignung von Selbstsorgepraktiken äußere sich ganz unterschiedlich, zum Beispiel: »Ich kriege Gespräche über Yogakurse mit, in denen positiv betont wird, dass es wenig um spirituelle Aspekte geht. Meistens werden diese Kurse von *weißen* Personen geleitet.« Es gelte, so betont Jay, sich mit den Geschichten der Praktiken, zum Beispiel Yoga, zu beschäftigen: »Von wem wurde es geprägt? Wie sind die Ansätze durch die Welt gereist? Wo wurde es geklaut und wo weitergegeben?« Jay nimmt »eine Shoppinghaltung [wahr] [...]: Ich kann in alles reinschnuppern und mich mit allem beschäftigen. [...] Dass jeder Ansatz eine Geschichte hat und aus einem bestimmten Kontext kommt – wird das verstanden?« Jay kritisiert die Haltung »Ich kann alles konsumieren und bastele es mir zusammen, wie ich es gerne hätte«. Als Alternative schlägt Jay vor, auf »Spurensuche zu gehen, noch mal genauer hinzugucken«: »Welche anti-klassistischen Praktiken gab es in meiner Herkunftsfamilie immer schon? Was ist ein Wissen von Frauen, das weitergegeben wurde, das nicht normativ war oder das als Widerstandspraxis gedacht war?« Jay selbst sei mit der eigenen Großmutter zum Thema Kräutersammeln ins Gespräch gekommen – eine für sie wichtige Praxis.

Als ich nach den Auswirkungen von Professionalisierung frage, antwortet Jay, selbst zu den »Professionalisierten« zu gehören. Das langfristige Ziel sei allerdings, sich selbst überflüssig zu machen: »Es kann nicht das Ziel sein, dass ich Umstände kreiere, in denen es notwendig ist, dass ich was zu Selbstsorge oder Community-Care vermittele oder anbiete.« Jays Ziel ist: »Communitys, Gruppen oder Einzelpersonen darin zu unterstützen, selbst was aufzubauen. Ich begleite einen Prozess, in dem sie sich mit Themen auseinandersetzen, sich Fragen stellen und Vereinbarungen treffen.«

Jay, inzwischen selbstständig, verdient mit dem Thema Community-Care Geld. Folglich stellten sich Fragen der Finanzierung: »Wenn ich einen Wochenendworkshop anbiete, wie viel darf der kosten, sodass möglichst viele daran teilnehmen können? Wie viel brauche ich, um mich finanzieren zu können?« Zwar gebe es grundsätzlich staatliche Fördermöglichkeiten, aber sie seien kaum zugänglich, da »das Thema Self-Care oder Community-Care

im Aktivismus nicht so trendy ist, dass viele Stiftungen sagen würden: »Oh, das wollen wir viel fördern!« Professionalisierung, sagt Jay, führe zu Hierarchien. So richteten in den Workshops alle den Blick auf Jay, es sei schwierig, Austausch zu organisieren. Deswegen findet Jay Räume wichtig, »die nicht mit so viel »Professionalität« aufgeladen sind«.

Auf meine Frage nach etwaigen Gegner_innen antwortet Jay lachend: »Wer könnte etwas dagegen haben – gegen Selbstsorge? Aber vielleicht findet dadurch viel Veränderung statt – was aber nicht mitzukriegen ist –, und plötzlich ist eine kritische Masse erreicht.« Wir beenden das Gespräch herzlich, und noch Tage später gehen mir neue Ideen und Fragen im Kopf herum.⁵

Das Thema Care ist ein Lebensthema von Jay: Es begleitet Jay das ganze bisherige Leben hindurch, und es weist in die Zukunft; es zieht sich durch Jays Biographie und ist sowohl in Jays freiberuflicher Tätigkeit als auch in Jays Freund_innenschaften von höchster Relevanz. Jay beschreibt sich als in der Vergangenheit in selbstorganisierten Räumen verortet, sieht sich in der Gegenwart eher in der professionellen Sorgearbeit – und hofft, sich in der Zukunft als Sorgearbeiter_in überflüssig machen zu können. Jay hebt hervor, dass Erfahrungen mit Fürsorge in selbstorganisierten Räumen die Grundlage der eigenen freiberuflichen Selbstständigkeit bildeten. Wie auch mehrere andere Interviewpartner_innen kann Jay das Wissen und die Praktiken, die sich Jay in ehrenamtlichen Kontexten angeeignet hat, freiberuflich umsetzen.⁶

In Jays Sorgearbeit spielen Vorstellungen des Zukünftigen eine große Rolle. In Workshops und Supervisionen stößt Jay kollektive Auseinandersetzungen mit Zukünften an und arbeitet mit Visionenübungen, individuellen und kollektiven. Die Umsetzung einer Vision versteht Jay als einen langsamen Prozess, der Zeit brauche. Veränderungen seien nicht zwingend von außen erkennbar. Jay mobilisiert Zukunftsvisionen, um bereits im Hier und Jetzt Veränderungen im Miteinander – im Sinne von: mehr Care – anzustoßen. Zudem verfolgt Jay eine eigene Vision: die eines Retreat-Centers. Vor fünf Jahren startete Jay online, 2022 soll es eröffnen. Virtuelle Praktiken helfen Jay, diesen zukünftigen Care-Ort in die materielle Welt zu übersetzen. Jay entwickelt Visionen,

5 Das Interview führte ich im November 2017.

6 Zu queerem Selbstunternehmer_innentum vergleiche Kapitel 4, »Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum«.

um etwas, das noch nicht da ist, zu sehen, und hat das Vertrauen, dass diese Vision Wirklichkeit werden wird. Auch dafür, für sich selbst, nutzte Jay eine Visionenübung: um die eigene berufliche Zukunft zu imaginieren und zu klären, wie Jay die eigenen Fähigkeiten und Wünsche nutzen kann, um ein Projekt zu entwickeln und zu verwirklichen. Interessant ist, dass Jays Vision, ein Retreat-Center für ausgebrannte Aktivist_innen, nicht vorbeugend wirken wird, sondern eher eine Form der Heilung verspricht.

Jay entwickelt das Bild mehrerer Reihen an Sorgearbeiter_innen, um damit unsichtbare Formen von Care und Aktivismus sichtbar zu machen. Demnach sind Care-Aktivist_innen der ersten Reihe – zum Beispiel nahe Unterstützer_innen, Sozialarbeiter_innen oder Pfleger_innen – unmittelbar involviert, sie stehen mit der zu unterstützenden Person in Kontakt; sie können sich umdrehen, um sich von der zweiten Reihe Care-Aktivist_innen unterstützen zu lassen. Jay sieht sich selbst nach vielen Jahren in der ersten, nun in der zweiten Reihe und will sich um jene kümmern, die von der Arbeit in der ersten Reihe erschöpft sind. Das Bild, das Jay anbietet, ist hilfreich; es macht deutlich, dass Care ein Netz oder ein Kreislauf ist und dass auch Sorgearbeiter_innen Fürsorge benötigen. Jay entwickelt darin eine neue Rolle: die der Sorgearbeiter_innen der zweiten und dritten Reihe, die Sorgearbeiter_innen unterstützen. Ich frage mich, ob sich dieses Bild erweitern oder verkomplizieren lässt: Wird die dritte Reihe von einer vierten Reihe unterstützt? Wer entscheidet, wer in der ersten und wer in der zweiten Reihe steht? Sind die Reihen festgelegt oder wird regelmäßig durchgewechselt? Ich vermute, dass der Platz, den die Einzelnen einnehmen, davon abhängt, welche Arbeit sie sich vorstellen und übernehmen können. Hängt er außerdem davon ab, ob ausreichend Personen in der ersten Reihe stehen, um eine zweite aufzumachen? Es ist eine Frage der Aushandlung und der Kommunikation, vermute ich. Jay betont, dass sich die Geben-Nehmen-Dichotomie auflösen lasse, wenn die Sorgenden auf ihre Selbstsorge achteten und ihrerseits umsorgt würden.

Jay grenzt sich von Selbstsorgeaktivitäten ab, in denen es um Konsum geht und die nicht allen Menschen zugänglich sind. Jay geht es darum, Formen von Selbstsorge zu entwickeln, die nicht kommerzialisiert sind. Selbstsorge versteht Jay als eine Frage der Haltung. Eine Haltung zu kultivieren, ist ein langfristiger Prozess. Jay stellt diese langsame Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung und die kreative Neuschöpfung eigener Selbstsorgeteile der To-do-Liste, die sich abhaken lässt, gegenüber. Klar wird: Es braucht Recherche, Kreativität und Geduld, um Sorgepraktiken zu entwickeln. Temporalität taucht hier erneut als Thema auf: bei der Spurensuche in

der Vergangenheit, um Sorge-Praktiken für die Zukunft zu schaffen. Deutlich wird auch die Bedeutung therapeutischer Methoden für diese Form von Care-Aktivismus, beispielsweise die Reflektion von Glaubenssätzen; deren Veränderung steht für Jay in enger Verbindung mit den Möglichkeiten, neue Formen der Selbstsorge zu entwickeln. Für Jay beginnt Care mit der Arbeit an der eigenen Biographie.

Sorgende Netzwerke aufbauen – das ist ein Ziel von Caring Communitys, das Jay beschäftigt. In Jays Vision geht es darum, Care verbindlich jenseits von Liebesbeziehungen und Familienverhältnissen zu organisieren. Insbesondere queere und trans Menschen könnten selten auf Care vonseiten der eigenen Herkunftsfamilie zugreifen; auch Care im Alter müsse anders organisiert werden, da die Pflege durch eigene Kinder nicht die Norm sei. Ein wichtiger Aspekt von Community-Care ist für Jay, dass Austausch stattfindet. Jay ist begeistert von den Wissensnetzwerken, die virtuell entstehen, vermisst aber Räume für Austausch jenseits klassischer Selbsthilfeforen. Es geht Jay also auch um ein konkretes Aushandeln von Sorgebeziehungen und -dynamiken.

Jay liefert eine sehr klare und reflektierte Selbsterzählung. Im Gespräch mit Jay kommen mir meine eigenen Gedanken ungeordnet vor, als würden sie sich überschlagen. Jay spricht langsam und achtsam, in fast druckreifen Sätzen. Ich würde diese Form des Kommunizierens als Doing Achtsamkeit oder als Sprache der Achtsamkeit beschreiben. Die Form des Care- und achtsamen Aktivismus, die Jay organisiert, zeigt sich im Interview. In Jays Arbeit geht es viel um die Verbalisierung von Unausgesprochenem, darum, Sorgebedarfe, -beziehungen und -haltungen zu reflektieren und miteinander zu besprechen. Ich frage mich, wie damit umgegangen werden kann, dass nicht alle Menschen die gleichen Voraussetzungen dafür haben, eigene Wünsche und Erfahrungen in Worte zu fassen.

Jay versucht, die eigene Vision kollektiv umzusetzen, organisiert vieles aber doch allein. Wie entsteht Community für Community-Care? Dies ist ein Hauptaspekt in Jays Arbeit: andere Personen zu mobilisieren, sich für das Thema zu interessieren. Er berührt auch Jays eigene Erfahrung in der freiberuflichen Arbeit: dass man zeitweise allein ist mit den eigenen Visionen. Das Thema selbstorganisierte Fürsorge ist politisch aufgeladen. »Was ich schon immer gemacht habe, wird nun bezahlt« – eine typische Erzählung queerer Selbstunternehmer_innen?⁷

7 Vergleiche Kapitel 4, »Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum«.

Jay nutzt Begriffe wie Caring Communitys oder Community Accountability, um in Workshops Techniken weiterzugeben, mit denen Personen anders über Care nachdenken können. Diese und weitere Konzepte, mit denen Jay arbeitet, stammen aus dem englischen Sprachraum, auch der Begriff Community. Begriffe, wie Caring Communitys oder Community Accountability, werden dynamisch entwickelt, sie transformieren sich laufend. In Jays Erzählung werden transnationale Netzwerke sichtbar; Sorge-Ideen wandern weiter und werden in einem neuen Kontext anders gedacht. Ich frage mich, ob dabei bisweilen neue Begriffe für alte Praktiken verwendet werden. Entwickeln freiberufliche Trainer_innen – ähnlich wie Wissenschaftler_innen – neue Begriffe, um sowohl neue Debatten anzustoßen als auch durch ein Alleinstellungsmerkmal eine Nachfrage nach Workshops zu schaffen?

Jay entwickelt ein professionalisiertes Vokabular zu persönlichen und intimen Themen; hierbei entsteht eine interessante Spannung zwischen Intimität und Professionalität. Dass Jay eine professionalisierte Variante von Sorgearbeit leistet, zeigt sich auch in ihrer äußeren Form: Statt in einer Kneipe wird in einem Seminarraum im Stuhlkreis mit Moderationskarten und Flipchart über Care gesprochen. Jay erscheint als Expert_in für Themen, die uns alle etwas angehen. Trainer_innen wie Jay professionalisieren sich, staatliche Förderungen für Jays oder ähnliche Angebote gibt es allerdings kaum. Die Hierarchien, die durch Professionalisierung entstehen, sieht Jay kritisch. Die eigene Rolle versteht Jay als Prozessbegleitung – mit dem Ziel, sich als solche überflüssig zu machen; gleichzeitig muss Jay mit dieser Arbeit Geld verdienen. Hier zeigt sich für mich die Notwendigkeit, in Zukunft andere Care-Modelle zu entwickeln, die eine Alternative zur (prekären) Selbstständigkeit bieten.

Zusammenfassend geht es Jay um Transformation durch Für_Sorge: sowohl um eine Veränderung der eigenen Haltung und Werte als auch um gesamtgesellschaftlichen Wandel. Aktivist_innen in diesem Feld beschäftigen sich mit grundlegenden Fragen zu Arbeit, Beziehungen und Lebensverhältnissen und schaffen Visionen, die langsam die Welt verändern können. Im Sinne des präfigurativen Aktivismus werden diese Visionen bereits im Hier und Jetzt in kleinen Communitys aufgebaut und erprobt (Haunss 2011). Als Schlüssel für eine gesamtgesellschaftliche Transformation gelten für Jay die Arbeit am Selbst und die Transformation von Beziehungen und Subjektivitäten. Jay arbeitet mit Visionen von Care, die mehrere Generationen umfassen. Der Dimension Zeit und der Langsamkeit spricht Jay eine bedeutende Rolle zu: Transformation braucht Zeit und Sorge-Netzwerke brauchen Kontinuität.

7.2 Trans und nicht-binäre Zukünfte zwischen ökonomischer, körperlicher und rechtlicher Trans_formation

Im Rahmen dieser Studie kam ich mit trans und nicht-binären Aktivist_innen über Vorstellungen von Zukunft ins Gespräch. Die Zukunftsentwürfe meiner Interviewpartner_innen bewegten sich zwischen positiven körperlichen, ökonomischen und rechtlichen Trans_formationen und dystopischen Entwicklungen. In diesem Unterkapitel möchte ich diese Perspektiven in ihrer Diversität vorstellen und diskutieren.

In den Trans Studies gibt es eine Vielzahl an Auseinandersetzungen mit Zeitlichkeit und Care. Transtheoretiker_in Hil Malatino (2019) setzt sich in dem Essay »Future Fatigue. Trans Intimacies and Trans Presents (or How to Survive the Interregnum)« kritisch mit normativen trans Zukunftsnarrativen auseinander. In hegemonialen Erzählungen zur medizinischen Transition werde eine idealisierte Form der Zukunft versprochen, frei von Leiden und Zweifeln. Diese Erzählungen würden sowohl von Anbieter_innen geschlechtsangleichender Operationen verbreitet als auch von trans Youtuber_innen, die ihre Erfahrungen mit Hormonen und OPs teilten, medizinisches Wissen zugänglich machen und körperliche und emotionale Veränderungen dokumentieren (Malatino 2019: 636).⁸ Hil Malatino schreibt: »The folks composing, editing, and posting the vlogs are engaging in forms of care labor for and on behalf of trans communities, documenting their own experience to educate and potentially mitigate feelings of isolation and anomie.« (Ebd.) Diese Sorgearbeit der trans Youtuber_innen werde häufig von einer spezifischen affirmativen Zukunftsorientierung begleitet. Wie Jordan E. Miller in seiner Studie zur transmännlichen Vlogsphere zeigt, sind deren Narrative häufig von transnormativen Annahmen geprägt, insofern sie ein bestimmtes Bild verbreiteten, wie eine Transition auszusehen habe und wie trans Personen in der Zukunft aussehen würden (Miller 2019).⁹ Dadurch werde die Diversität von trans Personen unsichtbar gemacht, was negative Auswirkungen für

8 Zu beachten ist, dass der Artikel sich auf den US-amerikanischen Kontext bezieht, wo ein Großteil der trans Menschen OPs – die dort sehr viel stärker ökonomisiert sind als im deutschsprachigen Raum – selbst bezahlen müssen.

9 Laura Horak (2014) baut auf die Studie von Tobias Raun auf, schaut sich die Narrative rund um hormonelle Transition genauer an und entwickelt das Konzept der »Hormone Time«.

trans Personen habe, die sich außerhalb der Männlich-weiblich-Binarität verorteten, keine medizinischen Interventionen wünschten oder keinen Zugang dazu hätten (ebd.). Hil Malatino weist darauf hin, dass nur wenige trans Personen die vermittelten Ideale jemals erreichten, und spricht in diesem Zusammenhang von »trans exceptionalism« (Malatino 2019: 642). Vielen trans Personen werde auch langfristig die geschlechtliche Anerkennung verweigert, und/oder sie erreichten keine »erfolgreiche Transition« (ebd.). Malatino plädiert deswegen für Formen von Fürsorge zwischen trans Personen, die es ihnen im gegenwärtigen Moment, im Jetzt, ermöglichten, Selbstliebe und gegenseitige Anerkennung zu kultivieren.

Einigen Interviewpartner_innen fällt es schwer, über die eigene Zukunft nachzudenken. Rahel betont im Interview, dass sie intensiv Selbstsorge praktiziert, um die Tage zu überstehen. Sie erklärt: »Manchmal ist es gerade zu viel im Hier, was schwierig ist. Das verhindert, zu träumen und Utopien zu entwickeln.« Ein Gefühl der Unsicherheit belaste sie: »Wie wird es in fünf Jahren sein oder in einem dreiviertel Jahr?«¹⁰ Eine prekäre Gegenwart erschwert es, Pläne für die Zukunft zu schmieden.¹¹ Rahel bedauert dies, was darauf hindeutet, dass Utopien zu entwickeln von ihr als stärkend empfunden wird.

Auch Nina, die von ökonomischer Unsicherheit und sozialer Isolation betroffen ist, fällt der Blick in die persönliche Zukunft schwer. Auf meine Frage, wo sie sich in zehn Jahren sieht, antwortet sie:

»Ich schau eigentlich nicht so weit. Das Einzige, wenn ich in zehn Jahren schaue – manchmal denk ich daran, wie ich vielleicht in zehn Jahren aussehe. Aber sonst denk ich nicht so weit. [...] Ich kann auch nichts mit Jahren anfangen: wie alt du bist und so. Seit vier Jahren sagt mir das nichts mehr, ich fühle mich nicht so, wie ich die Zahl sehe. Ich bin wahrscheinlich auch noch nicht so alt. Ich bin wahrscheinlich immer noch in der Pubertät, vielleicht hört die auch gar nie auf, keine Ahnung. [lacht] Das Einzige, was du merkst, wenn du älter wirst, ist der Körper, der vielleicht etwas mehr schmerzt. [...] Vielleicht wirst du auch ein bisschen weise im Geist. Sonst werde ich wohl immer dieselbe sein, dasselbe Kind und so. [lacht] [...] In zehn Jahren ... – keine Ahnung. Wäre gut natürlich, wenn ich spätestens in zehn Jahren auf mei-

10 Zu den Care-Perspektiven und -Praktiken von Rahel vergleiche Kapitel 4, »Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum«.

11 Eine weitere Verunmöglichung von Zukunftsvisionen kann zudem auch mit dem Fehlen älterer trans Menschen als Vorbilder verbunden sein.

nen eigenen Beinen stehen und mein Leben selbst finanzieren kann. Aber das sollte eigentlich schon vorher geschehen.«

Für Nina, die vor vier Jahren, in ihren Vierzigern, eine Hormontherapie begann, sind Fragen zur Zukunft schwierig zu beantworten. Die Zeitlichkeit scheint sich seitdem verändert zu haben, ihre Erzählung wirkt wie ein Zeitraffer: In einem Satz bringt sie ihre Kindheit, ihre Pubertät und ihr Älterwerden zusammen, alle Lebensphasen verbinden sich miteinander. Es lässt sich hier von Trans Zeitlichkeit sprechen, insofern gängige cis-normative Vorstellungen von Alter nicht greifen (Lau 2016). Nina interessiert sich dafür, wie sie in zehn Jahren aussehen wird. Während des Interviews spricht sie immer wieder an, dass sie das Gefühl habe, nie zu hundert Prozent »eine Frau« zu werden. Auch nach einer geschlechtsangleichenden Operation werde sie dieses Ziel nicht erreichen: »Ich werde nicht an das Ziel kommen, denn ich kann nie eine Frau sein. Ich kann nie ganz eine körperliche Frau sein, ich kann keine Kinder gebären, das wird nie kommen. Ich werde nicht an das Ziel kommen, wie ich mich vielleicht fühle.« Ninas Situation ist eine prekäre: Nach ihrem Coming-out verlor sie aufgrund von trans Feindlichkeit ihre berufliche Anstellung sowie einen Großteil ihrer sozialen Kontakte.¹² Seit vier Jahren bewirbt sie sich erfolglos um Jobs, aktuell versucht sie, sich als Reinigungskraft selbstständig zu machen. Sie erhofft sich, spätestens in zehn Jahren vom Sozialamt unabhängig zu sein. Für Ninas Perspektive scheint mir Hal Malatinos Idee der Zukunfterschöpfung zutreffend: die Erschöpfung transnormativer idealer Zukunftsvorstellungen, die nur wenige trans Personen jemals erreichen können (Malatino 2019).¹³

Auch Sophie beschäftigt die eigene körperliche Transition in den kommenden zehn Jahren. Diese zu feiern, ist für Sophie Selbstsorge:

»Gleichzeitig ist Self-Care auch ... – Es ist peinlich, sich mit 26 darüber zu freuen, dass mir Brüste wachsen; das ist etwas, das man mit 14-jährigen Mädchen gleichsetzt. Das würde ich nicht mit allen cis Freund_innen teilen. Aber im trans Umfeld ist das normal, sich darüber zu freuen, das zu teilen, wenn man möchte.«

12 Vergleiche Kapitel 3, »Da wirst du von mir aber eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care«.

13 So scheitert sie in ihrer Erzählung an heteronormativen Zeit- und Zukunftsvorstellungen.

In Sophies Erzählung wird, ähnlich wie bei Nina, eine trans Zeitlichkeit spürbar. So freut sie sich mit 26 über eine körperliche Entwicklung, die in der cis Zeitlichkeit mit Teenagerinnen in Verbindung gebracht wird. Das Zitat zeigt zudem: Care eröffnet Räume für trans Zeitlichkeit.

Mehrere Interviewpartner_innen äußern die Beobachtung, dass für trans Personen trans Care-Räume nach einer körperlichen Transition nicht mehr wichtig seien.¹⁴ Sophie geht hingegen davon aus, dass trans Räume für sie auch in Zukunft eine große Rolle spielen werden: »Ich glaube, es wird auch in zehn Jahren, wenn das Transitionsverfahren hinter mir liegt, eine große Hilfe sein – außer wir erleben eine gesellschaftliche Revolution in den nächsten zehn Jahren, aber das glaube ich nicht.« Allerdings ist sie sich unsicher, ob sie in zehn Jahren noch transpolitisch aktiv sein kann. Es hänge »davon ab, wie lange ich mir Aktivismus noch leisten kann«. Aktuell sei ihre ökonomische Situation prekär; mit einer Dreißig-Stunden-Woche hätte sie mehr Zeit für Aktivismus als heute. Sophie kann sich vorstellen, nach einer grundlegenden Reform des Transsexuellengesetzes (TSG) auszusteigen: »dass ich das Gefühl habe, okay, es gibt in der trans Bewegung nur noch marginal Dinge zu verändern.« Zwar hält sie eine solche Entwicklung für unrealistisch, trotzdem ist sie skeptisch, was ihre eigene Zukunft im trans Aktivismus betrifft. Denn Aktivismus sei »vor allem eine Zeitfrage und wie lange man noch Energie hat«.

Für viele trans Aktivist_innen in der Schweiz und in Deutschland, die ich interviewte, stehen rechtliche Veränderungen in der Zukunft im Mittelpunkt. In Deutschland ist die Reform des Transsexuellengesetzes (TSG) ein zentrales Anliegen sowie die Dritte Option. Zum Zeitpunkt meiner Forschung (2016 bis 2018) erarbeiteten unter anderem trans Aktivist_innen, die ich interviewte, einen Vorschlag für einen neuen Gesetzesentwurf zum TSG und erhofften sich ein reformiertes Gesetz für den nächsten Koalitionsvertrag.¹⁵ Sophie fand es ermächtigend, an einem Gesetz mitzuarbeiten. Dass die TSG-Reform eine breite öffentliche Unterstützung erfahren wird, glaubt sie nicht. Sie betont: »Ich glaube, die Ehe für alle hatte eine hohe gesellschaftliche Unterstützung, eine TSG-Reform findet beim Otto Normalverbraucher nicht unbedingt so eine hohe Zustimmung.« Sie ist schockiert, dass sich das Gesetz so lange

14 Zur Debatte um trans Personen, die trans Räume nach ihrer Transition verlassen, vergleiche Kapitel 6, »Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care«.

15 Auch im Juni 2020 war die Reform noch nicht umgesetzt (Bundesverband Trans* 2020).

halten konnte: »Es ist aus den 80er-Jahren – und wir haben jetzt 2017. Jedes Mal, wenn gegen das TSG vom Bundesverfassungsgericht geklagt wurde, hat die Bewegung gewonnen und der Staat verloren. Ich find krass, dass es immer noch in Kraft ist, wenn auch ziemlich entkräftet.« Insbesondere der Gutachtenzwang gehöre abgeschafft, auch aufgrund der Kosten: »Ja, es gibt Prozesskostenhilfe für Leute, die es sich wirklich nicht leisten können. Aber mit welchem Recht nehmen wir Beträge zwischen 2000 und 5000 Euro von Leuten weg, die es sich gerade so leisten können?« Sophie resümiert: »Rollenbilder ändern sich schneller als Gesetze, und gleichzeitig werde ich die TSG-Reform wahrscheinlich persönlich mehr feiern als die Ehe für alle.«

Sophie sieht die Zukunft als potenziell dystopische:

»Sollte es passieren, dass die AfD in Deutschland an die Macht kommt und mir die politische Situation nicht mehr geheuer ist in Deutschland, gehöre ich eher zu den Leuten, die versuchen werden, nach Kanada oder woandershin auszuwandern, als hier aktiv zu bleiben. [...] Meine eigene Kapazität hat Grenzen und auch das, was ich bereit bin, für die Bewegung zu opfern. Ich bin bereit, viel Zeit und Energie reinzustecken, aber wenn es irgendwann um Eingesperrt-Werden, Tod oder Flucht geht, dann entscheide ich mich eher für Flucht.«

Als weiteren möglichen Grund, dem Aktivismus unter Umständen den Rücken zu kehren, nennt Sophie die eigene Belastungsgrenze:

»Vielleicht überfordert mich die Außenwelt und Gesellschaft, und ich suche meine nette Kommune, in die ich mich zurückziehe. Ich bin psychisch und stresstechnisch anfällig. Ich könnte mir vorstellen, wenn die Gesellschaft nicht so macht, wie ich möchte, irgendwann zu resignieren und mir eine unabhängige Gruppe zu suchen, in der ich relativ geschützt vor der Außenwelt existieren kann, ohne mich angegriffen zu fühlen.«

Auch die trans Organisation *Trans-Hilfe* macht sich über die Zukunft Gedanken, über die von *Trans-Hilfe* und die der trans Menschen in der Schweiz. Oskar erzählt mir, dass sich die *Trans-Hilfe*-Aktiven jährlich zu einem Retreat treffen, in einem am See gelegenen Ferienhaus eines Kollegen, und Zukunftsfragen besprechen: »Wie geht es mit uns weiter in Zukunft – nicht nur, was macht man nächstes Jahr, sondern die nächsten drei Jahre –, wohin will sich der Verein entwickeln?« Alecs, Rechtsberater bei *Trans-Hilfe*, vermutet, dass sich in der Schweiz in den nächsten zehn Jahren transpolitisch viel bewegen wird: »Ich sehe, was sich alles bewegt und wie viele offene Türen wir einren-

nen, wie enorm die Community gewachsen ist und was das für Auswirkungen hat auf trans Personen, auf ihr Wohlbefinden, aber auch auf die ganze Gesellschaft.«¹⁶ Andererseits, überlegt er, sei die Schweiz ein langsames Land.

Die Zukunft vieler selbstorganisierter trans/nicht-binärer/queerer Sorge-Räume ist ungewiss. Das gilt auch für Hanks queeren Barbershop. Zum Zeitpunkt des Interviews erfuhr sie gerade, dass sie den Raum, den sie seit zwei Monaten zum Haarschneiden mietet, noch einige weitere Monate nutzen kann. Auf meine Frage nach ihren Wünschen für das Projekt berichtet Hank:

»Wenn du mich vor zwei Monaten gefragt hättest, hätte ich einfach nur gesagt: Ich will, dass das Projekt wächst und sich etabliert, eine Institution wird, es einen festen Kundenstamm gibt und ich dann idealerweise andere Leute beschäftigen kann, sodass jemand auch trans Frauen übernehmen kann. Mittlerweile weiß ich nicht mehr, ob ich das möchte, ehrlich gesagt. Ich bin selbst am überlegen, was als nächstes passieren soll. Es hat so wahn-sinnig Erfolg, wenn man sich überlegt, dass ich erst vor einem Jahr angefangen habe mit nichts und jetzt zwanzig Schnitte die Woche mache. [...] Das ist schon fast an einem Punkt, wo ich auch davon leben könnte.«

Hanks Barbershop-Projekt ist dynamisch, in kurzer Zeit passierte sehr viel. Hank hat verschiedene Zukunftsvisionen dafür. Sie kann sich einerseits vorstellen, es als Kunstprojekt auszubauen und dafür Fördergelder zu beantragen. Andererseits sieht sie ein Potenzial darin, eine eigene Ökonomie aufzubauen, aus der neue utopische Projekte entstehen können; zudem vermutet sie, dass die Anziehung des Projektes gerade darin liegt, nicht institutionell zu sein. Hier zeigt sich eine der Herausforderungen für queere Selbstunternehmer_innen/Entrepreneurs, die Care-Räume aufbauen: Hank zufolge sind es gerade die unsichere Zukunft und die prekäre Organisation, die manche Kund_innen anziehen; der selbstorganisierte Charakter spreche sie an, vermutlich auch weil sie sich als Teil eines neu entstehenden Projektes fühlen könnten. Die Zukunft des Barbershops bleibt so allerdings prekär. Für Hank ist es nach einem Jahr (Vollzeit-)Arbeit im Barbershop nicht möglich, vom Einkommen zu leben. Die Zukunft des Projekts ist unbestimmt – was Hank nicht nur negativ sieht: Es ermögliche, Neues auszuprobieren und flexibel auf die Nachfrage zu reagieren. Langfristige und sichere Strukturen für Care-Geber_innen wie Hank entstehen so allerdings nicht. Stabilität liefert

16 Zu den Care-Praktiken von *Trans-Hilfe* vergleiche Kapitel 6, »Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care«.

bei *Butch Cut* am ehesten der Raum, der über einen vergleichsweise langen Zeitraum konstant blieb.

Rechtliche, ökonomische, körperliche und aktivistische Vorstellungen und Bedingungen von Zukunft sind für trans und nicht-binäre Aktivist_innen eng verwoben. Für einige steht zum Interviewzeitpunkt die eigene ökonomische Zukunft im Mittelpunkt. Ökonomische Sicherheit bedeutet auch, Ressourcen zu haben, um transaktivistisch aktiv sein und bleiben zu können; eine prekäre Situation erschwert das Entwickeln von Utopien. Urbane Projekte, die trans/nicht-binäre/queere Care anbieten, sind unter Umständen gerade wegen ihres selbstorganisierten Charakters und ihres ständigen Wandels anziehend; eine unsichere Zukunft kann also deren Attraktivität ausmachen – was die Prekarität der Projekte und der Sorgearbeiter_innen auf Dauer stellt.

Einige Interviewpartner_innen beschäftigt vor allem die eigene körperliche Veränderung. Dabei lassen sich trans/queere Zeitlichkeiten ausmachen, da dominante Ideen von Alter und Zeitlichkeit nicht greifen. Welche körperlichen Veränderungen möglich sein werden, hängt auch von zukünftigen rechtlichen Bestimmungen ab. Die Dystopien, die einige Interviewpartner_innen formulieren, deuten darauf hin, dass sie die Gegenwart und die bisherigen Errungenschaften als prekär und unsicher empfinden.

7.3 Ist die Zukunft nicht-binär?

In meiner Studie zeichnet sich ab, dass sich nicht-binäre Aktivist_innen immer stärker organisieren. In vielen Interviews positionierten sich meine Gesprächspartner_innen, ohne dass ich danach gefragt hatte, als binär oder nicht-binär trans. Deutlich wurde, dass diese Trennung – binär trans versus nicht-binär trans – in den trans Räumen, auf die sich meine Forschungspartner_innen bezogen, sehr wichtig ist. Zugleich erlebten viele sie als fluide und die beiden Kategorien als Kontinuum.

Mio denkt, dass sich trans Räume entlang von Identitäten weiter ausdifferenzieren werden. In der Großstadt, in der Mio wohnt, gebe es schon heute »eine starke eigene nicht-binäre Gruppe und dann eine trans weibliche und eine trans männliche Gruppe«. Die Landesverbände seien jedoch dominiert von »klassischen Selbsthilfegruppen«: »sehr binär organisiert, mit einem hohen Altersdurchschnitt«. Diese in meinem Forschungsfeld typische Gegenüberstellung – von trans Selbsthilfe (älter und binär) einerseits, jüngerem nicht-binärem Aktivismus andererseits – verortet trans Selbsthilfe und

binären trans Aktivismus in der Vergangenheit und nicht-binären Aktivismus in der Zukunft. Dies zeigt auch der T-Shirt-Slogan »The future is non-binary«. Mio erhofft sich, dass es spätestens in zehn Jahren einen dritten Geschlechtseintrag gibt; dieser würde sehr viel verändern: »Es wäre eine Revolution mit mehreren Aspekten.«

Auch Madeleine setzt Hoffnungen in das neue Personenstandsgesetz (PStG, Dritte Option) und in die Reform des Transsexuellengesetzes (TSG). Sie wünscht sich, dass »diese ganzen juristischen Fragen vereinfacht werden« und die psychologischen Gutachten abgeschafft würden. Die aktuelle Situation erlebt Madeleine als Fremdbestimmung. Selbstfindung, so erklärt sie, sei wichtig, damit

»sich Leute als Gruppen finden. Bis vor ein paar Jahren war es nicht der Fall, dass trans Leute dagegenhalten. Das war nur der Weg von einem Geschlecht zum Wunschgeschlecht. Was dazwischen war, das wurde ganz schnell absolviert: »Vergangenheit ist weg, jetzt bin ich ein völlig neuer Mensch.««

Madeleine plädiert dafür, auch die Chancen zu sehen, die ein Dazwischen mit sich bringt; es sei »eine Bereicherung der Kultur«. Sie ergänzt: »Wir können schon einiges beitragen. Aber zunächst müssen Leute ihre Stärke begreifen und sich dementsprechend organisieren.«

Viele Interviewpartner_innen nennen als Aufgabe für die Zukunft, nicht-binäre Perspektiven stärker in die Öffentlichkeit zu bringen. Sophie fragt sich, wie man Binarität zerstören könne. Mittlerweile gebe es eine Akzeptanz für trans Männer und trans Frauen, die größte Aufgabe in den kommenden Jahrzehnten sei es, zu vermitteln, dass es nicht-binäre Lebensweisen gebe, dass man sich als weder männlich noch weiblich verorten könne. Entscheidend ist für Sophie folgende Frage: »Wie fordern wir unsere Existenz in der Gesellschaft ein, ohne uns gleichzeitig den Regeln der jetzt vorherrschenden Gesellschaft unterzuordnen?« Sie führt aus:

»Ja, wir haben eine höhere Akzeptanz von trans Menschen, aber nur solange sie diesem Klischee von männlich und weiblich entsprechen. Sobald man aus diesem Klischee ausbricht und sich als trans Person non-binär verortet oder eine maskuline trans Frau ist oder ein femininer trans Mann oder ein Ballett tanzender trans Mann, bricht diese Akzeptanz schnell weg.«

Sophie sieht es als wichtige zukünftige Aufgabe an, Transnormativität entgegenzutreten und auf die Vielfalt von trans Lebensentwürfen und Perspektiven aufmerksam zu machen. Eine gewisse Akzeptanz für trans Personen, die den

Geschlechterbildern des Mainstreams entsprächen, sei inzwischen erreicht; für Personen, die von der trans Norm abwichen, gelte dies nicht.

Die Gespräche mit meinen Forschungspartner_innen lassen darauf schließen, dass sich trans und nicht-binäre Aktivist_innen in Zukunft stärker der Frage zuwenden werden, wie transnormativen und binären Vorstellungen entgegengetreten werden kann. Dabei zeichnet sich wie gesagt folgende Gegenüberstellung ab: Binär wird gerne als eine Praktik der Vergangenheit, nicht-binär als die Zukunft dargestellt. Im Kontext des nicht-binären Aktivismus sind englischsprachige Begriffe vergleichsweise präsent, so wird beispielsweise von Self-Care oder Empowerment gesprochen – statt von Selbsthilfe, obwohl in den Gruppen ganz Ähnliches passiert. Dies deutet auf eine Dominanz jüngerer und akademischer Personen in nicht-binären Gruppen hin. Auch trans NGOs wie *Trans-Hilfe* grenzen sich von Selbsthilfegruppen ab, indem sie diesen vorwerfen, zu sehr in der eigenen persönlichen Geschichte gefangen zu sein. Nicht-binäre Bewegungen werden als sehr dynamisch charakterisiert, als in Bewegung und als Räume, in denen Neues geschaffen wird; binären trans Räumen wird hingegen Trägheit oder Stillstand zugeschrieben. Dieser Stillstand spiegelt sich mit dem Stillstand, was trans rechtliche Veränderungen angeht, zum Beispiel die ausbleibende Reform des TSG.

Der Kulturanthropologe David Valentine (2007) setzt sich in seiner Ethnographie »Imagining Transgender« kritisch mit der Institutionalisierung der Kategorie Transgender in den USA auseinander. Aktivist_innen wie Forscher_innen, so Valentine, plädierten dafür, Transgeschlechtlichkeit als getrennt von Sexualität zu betrachten. Gender-nicht-konforme Personen, die ihre Geschlechtsidentität als nicht getrennt von ihrer Sexualität verstehen, würden als altmodisch porträtiert, ihnen werde ein falsches Bewusstsein unterstellt (Valentine 2007: 17). Oft handle es sich dabei um Personen, die von Rassismus und Klassismus betroffen seien; deren komplexe geschlechtliche Verortungen würden unsichtbar gemacht (ebd.). Aktuell scheinen trans Personen, die sich als binär verorten, von einer ähnlichen Abwertung betroffen; auch sie werden als altmodisch dargestellt und der Vergangenheit zugeordnet. Wird die Kategorie Transgender heute von der Kategorie nicht-binär/non-binary abgelöst? Welche komplexen geschlechtlichen Ver-

ortungen macht die Unterscheidung zwischen nicht-binär und binär trans unsichtbar?¹⁷

7.4 Zusammenfassung

Dieses Kapitel war Sorge-Praktiken gewidmet, die sich mit Fragen des Zukünftigen befassen oder die gemeinsame Arbeit an einer sorgenden Zukunft ins Zentrum stellen. Die Trans Studies Theoretiker_innen Jian Neo Chen und micha cárdenas betonen, dass trans Zukünfte überraschend und unvorhersehbar sind:

»Perhaps trans futures, instead of looking like pink neon, bluegray steel, and shining glass, look like bone and blood, like impure ecologies of mixing and contamination, like reimagining kinship to include beings with manufactured bodies, like clones and robots.« (Chen/Cárdenas 2019: 375)

Auch in meiner Studie wurde eine unvorhersehbare Dynamik von nicht-binären/trans/gender-nicht-konformen Praktiken des Zukünftigen und von Auseinandersetzungen mit Zukunft deutlich. Wie imaginieren meine Forschungspartner_innen Zukunft, und welche Sorgepraktiken entwickeln sie?

Trainer_in und Supervisor_in Jay nutzt die kollektive und individuelle Arbeit an der Zukunft, um mehr Raum für Für_Sorge zu schaffen. Jay verfolgt die Vision eines Care-Ortes und einer Zukunft, in der Care mehr Zeit und Raum eingeräumt wird, und sucht Mitstreiter_innen, um gemeinsam an dieser Vision zu arbeiten. Sich Zeit zu nehmen, um andere Formen der nachhaltigen Selbstsorge und kollektiven Fürsorge zu erproben und zu etablieren – »making time for care« (de la Bellacasa 2015) –, ist dabei zentral. In der sorgenden Zukunft, die Jay imaginiert und ansteuert, wird Care als wichtige Arbeit anerkannt.

Anderen fällt es schwer, über die eigene und kollektive Zukunft nachzudenken. Unsicherheiten in der Gegenwart scheinen den Blick in die Zukunft zu verstellen; der Mangel an ökonomischen Ressourcen verhindert offenbar,

17 Jules Támas Fütty (2019) weist darauf hin, dass Abgrenzungen in trans Räumen, in denen die eine Identität gleichsam auch als »progressiver« gilt, eine lange Tradition haben und sich schon bei transsexuell versus transgender ähnlich zugetragen hat.

weit in die Zukunft denken zu können (Appadurai 2004). Nina und Sophie geben außerdem zu verstehen, dass eine körperliche Transitionserfahrung mit neuen Erfahrungen von Zeitlichkeit, die quer liegen zu heteronormativen Lebenslaufmodellen, einhergehen kann. Zukünftige rechtliche und gesellschaftliche Entwicklungen haben massive Auswirkungen auf die Lebensmöglichkeiten meiner Forschungspartner_innen; bestehende Errungenschaften werden von einigen als prekär erlebt.

Viele trans und nicht-binäre Personen, die ich interviewte, nehmen die Zukunft als unsicher wahr, sei es aufgrund eigener ökonomischer Unsicherheit, sei es wegen möglicher politischer Veränderungen oder sei es angesichts der Offenheit der Richtung der persönlichen körperlichen Transformation. Hil Malatino hebt die Notwendigkeit von trans Care-Praktiken, die auf den gegenwärtigen Moment gerichtet sind, hervor und entwickelt die Idee der Trans-for-Trans-Liebe »t4t« (Malatino 2019: 652). Diese sei radikal schwierig und radikal transformativ zugleich, schwierig aufgrund der großen Bandbreite an trans Perspektiven (ebd.). Zentral sei die Frage, wie trans Personen lernen könnten, sich gegenseitig zu lieben (ebd.). Malatino nennt als Weg, sich von cis-normativen Weisen, trans Körper und Lebensweisen zu interpretieren (als Scheitern, unauthentisch, fake), zu lösen und so Selbstliebe, Selbstsorge und Selbstrespekt zu entwickeln. Dieser Weg folge nicht der individualisierenden Logik eines Zukunftsstrebens, das nur auf die eigene Person fokussiert ist (ebd.: 654). Malatino schreibt: »The hope is that, in community with one another, insulated – however temporarily – from cissexist modes of perception, some significant healing might be possible« (ebd.).

Während trans/nicht-binäre/queere Perspektiven normative Vorstellungen von Zukunft und Zeit infrage stellen, werden in aktivistischen Räumen aber auch neue Normen geschaffen. Dazu zählt die Gegenüberstellung von binärem und nicht-binärem trans Aktivismus, wobei ersterer in die Vergangenheit, letzterer in die Zukunft projiziert wird. Mit dieser Brille betrachtet, bauen nicht-binäre Aktivist_innen Fürsorge-Räume auf, die neu und ungewohnt sind und in denen dynamisch neue Netzwerke gesponnen werden, während Selbsthilfegruppen zu Care-Räumen der Vergangenheit für jene werden, die Hilfe brauchen und in einem altmodischen Bild von Geschlecht gefangen sind. Ich frage mich allerdings, ob die vorgeblich neuen Sorge-Praktiken, die in nicht-binären Empowerment-Gruppen und Cafés Anwendung finden, tatsächlich so neu und anders sind. Jedenfalls dürften auch angesichts dieser Trennung und Zuschreibung Praktiken der

Sorge vonnöten sein, um in der Zukunft Räume gegenseitiger trans Sorge aufzubauen.

Trans und nicht-binäre Aktivist_innen entwickeln Praktiken der Sorge, die auf eine Trans_formation des Selbst, der Beziehungsweisen und der Gesellschaft abzielen. Sich gemeinsam über Zukünfte Gedanken zu machen, die anders sind als die Gegenwart, bedeutet, Samen individueller und gesamtgesellschaftlicher Transformationen zu säen, die über Fragen geschlechtlicher Vielfalt hinausgehen.

8. Für_Sorge trans_formieren! Fazit und Ausblick

Diese Ethnographie zielte auf eine explorative Erkundung von Sorgearbeit und Care-Praktiken in trans, nicht-binären und queeren Räumen. Wie wird Für_Sorge jenseits heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit organisiert und entworfen? Aus dieser Forschungsfrage ergaben sich untergeordnete Fragen: Erstens fragte ich nach der Bedeutung von Sorgebeziehungen und Sorgearbeit in ethnographischen Forschungsbeziehungen. Ich untersuchte die Schnittstelle von engagierter Ethnographie und Care und entwickelte die Forschungsstrategie der *Sorgenden Ethnographie*. Dabei wollte ich einen romantisierenden Blick auf sorgende Forschungsstrategien vermeiden und stellte forschungsethische Fragen in den Mittelpunkt. Indem ich Jane Wards Konzept der Geschlechterarbeit (»gender labor«) erweiterte und als Praktik der *Geschlechtlichen Zusammenarbeit* theoretisierte, konnte ich aufzeigen, wie sich ethnographische Forschung an den Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit umsetzen lässt. »Wie kann ich mehr als zwei Geschlechter wahrnehmen?«, diese Frage sollten sich kulturanthropologische Geschlechterforscher_innen kontinuierlich stellen, da Geschlecht auch in Forschungsinteraktionen kollektiv hergestellt wird.

Zweitens untersuchte ich die Bedeutung der Kategorie Klasse im Kontext trans und nicht-binärer Sorgearbeit. Ich untersuchte, wer welche Form der Sorgearbeit leistet und wie sich *klassenbezogene trans und nicht-binäre Sorgeketten* und *Logiken queeren Selbstunternehmer_innentums* bilden. Die jeweilige sozio-ökonomische Situation, die eigenen Zukunftsperspektiven und die Möglichkeiten von Sorge sind offenbar miteinander verbunden. Für viele der trans und nicht-binären Aktivist_innen, die ich begleitete und interviewte, ist ehrenamtliche oder informell bezahlte Sorgearbeit ein Vollzeitjob, und trotzdem sind sie auf Sozialleistungen wie ALG II angewiesen. Ausgehend von dem Konzept trans Prekarität zeigte ich die mehrdimensionalen Unsicherheiten auf, von denen materiell arme trans und nicht-binäre Personen betroffen

sind. Als Sorgearbeiter_innen übernehmen sie Sorgearbeit für wohlhabende trans Personen, werden dafür aber unzureichend entlohnt; sie selbst sind häufig aus trans Care-Räumen ausgeschlossen. Die Möglichkeiten, Fürsorge in Anspruch zu nehmen, sind ungleich verteilt entlang von Alter, Race, Klasse, Wohnort und Geschlechtsidentität und von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital abhängig. Trans, nicht-binäre und queere Ökonomien ermöglichen allerdings eine (auch materielle) Anerkennung von Sorgearbeit und Sorge-Wissen unabhängig von formellen Bildungsabschlüssen. Hier kann Wissen um Care, das gesamtgesellschaftlich unsichtbar ist, produktiv gemacht werden. Kollektive trans und nicht-binäre Sorgearbeit findet unter prekären Bedingungen statt, bietet jedoch auch Möglichkeiten, neue Ökonomien zu schaffen.

Manche trans Personen mit viel kulturellem, aber wenig ökonomischem Kapital bieten Sorgearbeit im urbanen Raum teilweise in der Logik queeren Selbstunternehmer_innentums an. Sie präsentieren sich als erfolgreiche Gründer_innen innovativer Projekte, oft als Einzelpersonen. Als Selbstständige_r oder gegen Spende geben sie Care-Erfahrungswissen, gründend auf eigenen geschlechtlichen Erfahrungen und oft im Austausch erworben, in trans, nicht-binären und queeren Räumen weiter. Manche holen nach Jahren informeller Sorgearbeit eine Ausbildung nach, um eine Möglichkeit ökonomischer Sicherheit zu haben. So ist die eigene Professionalisierung im Care-Bereich oft ein Akt der Selbstsorge und Selbstermächtigung.

Eine Professionalisierung der eigenen trans, nicht-binären oder queeren Sorgearbeit ist nicht für alle gleichermaßen möglich, ausschlaggebend ist der Zugang zu kulturellem Kapital. Unter den einkommensarmen Interviewpartner_innen stehen jenen, die über Bildungsabschlüsse verfügen und nicht chronisch krank sind, eher Wege offen, ihr erworbenes Geschlechterwissen gegen Geld weiterzugeben und daraus ein Beschäftigungsverhältnis zu entwickeln. Dies liegt auch daran, dass kollektive Fürsorge oft relativ milieuhomogen ist, dass sich also vor allem Personen mit ähnlich viel kulturellen und sozialen Ressourcen gegenseitig unterstützen. Dies zeigt sich auch in der Verbreitung englischsprachiger und akademischer Fachbegriffe im Feld. Es gilt daher, in Zukunft aufmerksamer zu sein für Klassenunterschiede in LSBTIQ-Räumen und das Interesse an neoliberalen queeren Erfolgsgeschichten kritisch zu hinterfragen (Woltersdorff 2017). Aktuell haben vor allem trans Professionals Zugang zu überregionalen und transnationalen Sorgenetzwerken, sie können zu Tagungen fahren, an Retreats teilnehmen und Arbeit am Selbst leisten. Trans Personen mit wenig ökonomischen und kulturellen Res-

sourcen hingegen können aus finanziellen Gründen oder aufgrund der räumlichen und kulturellen Distanz häufig nicht teilnehmen. – Es sei denn, sie müssen aufgrund ihrer ökonomischen Prekarität hypermobil sein und/oder auf der Suche nach einem neuen Lebensort; so entstehen Sorgeketten entlang von Klasse: Materiell arme trans Personen begleiten gegen Spende wohlhabende, aber sozial isolierte trans Personen bei geschlechtsangleichenden Operationen in andere Städte und Länder.

Praktiken der Selbstsorge und Fürsorge sind im Feld trans und nicht-binärer Sorgearbeit oft eng miteinander verwoben. Um diese Verwobenheit sichtbar zu machen, entwickelte ich das Konzept der *Selbstsorgenden Fürsorge*. Gleichzeitig gibt es Momente, in denen Fürsorge und Selbstsorge sowie die Positionen der Sorgenden und Umsorgten miteinander in einen Konflikt geraten und eben nicht harmonisch miteinander verwoben sind, beispielsweise, wenn Fürsorge als Ausgenutztwerden erlebt wird. Trans Aktivist_innen versuchen, Formen der Fürsorge und der Community-Care aufzubauen, die Selbstsorge nicht erschöpfen oder aufbrauchen. Wenn Fürsorge und Selbstsorge miteinander verzahnt sind und wenn Selbstsorge als Voraussetzung von Fürsorge verstanden wird, können sich trans und nicht-binäre Bewegungen nachhaltiger organisieren. Auch die binäre Gegenüberstellung von Sorgenden und Umsorgten wird von trans/nicht-binären Sorgearbeiter_innen infrage gestellt; die Interviews zeigen, dass diese Rollen dynamisch sind und stetig neu ausgehandelt werden. Zu Beginn ihrer Auseinandersetzung mit der eigenen geschlechtlichen Zuweisung erfahren trans und nicht-binäre Personen Care eher in der Rolle derer, die umsorgt werden; später aber unterstützen sie ihrerseits oft andere trans und nicht-binäre Personen. Häufig wird bereits das Sorgen um andere als nicht einseitig erlebt, sondern beispielsweise als *begleitender Austausch*. Eine entscheidende Rolle in der Aushandlung von Care spielt das Prinzip der selbstbestimmten Fürsorge.

Widersprüche zeigen sich, wenn Wissensunterschiede bestehen. So professionalisieren sich manche Sorgearbeiter_innen und betonen zugleich, dass jede Person Expert_in für das eigene Leben sei. Sie entwickeln Praktiken *gegenseitiger Fürsorge*, die jedoch Hierarchien unsichtbar machen. Von Gleichzeitigkeiten geprägt sind auch die Versuche, trans und nicht-binäre Fürsorge in einem als stabil imaginierten Netzwerk, mittels Konzepten wie trans Vergeschwisterung, zu verorten; denn die Interviews machen zugleich die Brüchigkeit und den ständigen Wandel der Für_Sorgebeziehungen und -netzwerke sichtbar (Weston 1998).

Es geht trans/nicht-binären Sorgearbeiter_innen nicht nur darum, Care zu transformieren, also Praktiken der Sorge zu verändern und jenseits von Zweigeschlechtlichkeit und Binaritäten zu denken. Es geht auch darum, Für_Sorge zu formieren, das heißt, neue Sorgepraktiken zu entwickeln. Ich zeige in dieser Studie, dass der Aufbau kollektiver Sorge ein langwieriger Prozess ist. Prozesse der Kollektivierung von Für_Sorge sind vom Engagement Einzelner geprägt. Oft entsteht die Idee, einen Raum für trans und nicht-binäre Für_Sorge aufzubauen, aus einem Gefühl der Einsamkeit und dem Wunsch nach Verbundenheit. Anschließend wird nach Unterstützer_innen gesucht, sei es übers Internet oder bei einem Trans-Café oder -Stammtisch. Im Laufe der Zeit stellt die betreffende Person fest, dass sie über Geschlechterwissen verfügt, das sie weitergeben kann und will. Sie baut eine Stimmgruppe, ein Trans-Café oder einen anderen trans Care-Raum auf.

Während meiner Forschung offenbarte sich mir ein Netz gemeinschaftlich aufgebauter Sorgegemeinschaften und -praktiken, das sich über den deutschsprachigen Raum spannt und kontinuierlich weitergesponnen wird. Während sich einige trans und nicht-binäre Personen, die ich interviewte, an den Knotenpunkten dieses Netzes befinden und/oder sich rasch von einem Punkt zum anderen bewegen, sind andere am Rande des Netzes zu finden oder an Orten, an die das Netz nicht heranreicht. Als ein Knotenpunkt wird Berlin charakterisiert. Die Stadt wird als Moloch beschrieben, der alles andere verschlinge: Alle Aktivist_innen zögen früher oder später dorthin, und diejenigen, die dort seien, wüssten alles besser. Für andere fungiert Berlin als Vorbild und Raum, wo Neues entwickelt werde; für die Schweizer trans Bewegung bescheinigt eine Person der Stadt sogar, ihr »Geburtshilfe« geleistet zu haben. Gezeichnet wird ein Bild von Berlin als Ort, an dem neue Diskurse und Sorge-Praktiken entwickelt werden, der jedoch durch seine magnetische Anziehung Lücken an anderen Orten hinterlässt. Ich interviewte vor allem trans und nicht-binäre Aktivist_innen außerhalb Berlins: Personen, die trans Sorge-Netzwerke in der »Peripherie« schaffen und gestalten. Deutlich wurden sowohl Bewegung und Austausch zwischen Land und urbanen Räumen als auch besagte Lücken, die in kleinen Städten und in ländlichen Regionen entstehen. Trans Für_Sorge ist stark auf den urbanen Raum konzentriert; was trans Lebensrealitäten in Dörfern, auf dem Land und in Kleinstädten betrifft, herrscht in der urban geprägten Community Ignoranz vor.

Diese Studie verkompliziert das Verhältnis von Gender und Für_Sorge, indem sie danach fragt, wie *Care jenseits von Zweigeschlechtlichkeit* gedacht wer-

den kann. Spätestens jetzt, nach Einführung der Dritten Option in Deutschland, ist es an der Zeit, das Verhältnis von Care und Geschlecht weiterzudenken und widersprüchliche Arrangements in den Blick zu nehmen. In der kulturanthropologischen Geschlechterforschung sollten wir uns die Effekte, die die Änderung im Personenstandsgesetz (PStG) und die zunehmende Sichtbarkeit nicht-binärer Aktivist_innen auf die Geschlechterverhältnisse haben, anschauen und der geschlechtlichen Vielfalt forschend Rechnung tragen. In wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ist Care weitestgehend binär vergeschlechtlicht. Bestehende Studien zu transitionsbezogener Sorgearbeit beschreiben Care als feminisiert; bevorzugt werden cis-weibliche Partnerinnen von trans Männern interviewt (Pfeffer 2009, 2010, 2017; Ward 2010). Andere Care-Beziehungskonstellationen zu berücksichtigen, könnte die These, Sorgearbeit sei feminisiert, queeren. Im Kontext trans, nicht-binärer und queerer Sorgearbeit hängt die Frage, wer Sorge leistet, oft davon ab, wer sich welches Geschlechterwissen angeeignet hat und weitergeben kann. Darunter finden sich auch Butch-, nicht-binäre und transmännliche Sorgearbeiter_innen. Gerade sie sind bisweilen von einer Dreifach-Fürsorge-Belastung betroffen: wenn zur Sorgearbeit in queeren/trans Kontexten und zum heteronormativitätsbedingt erhöhten Bedarf an Selbstsorge und Fürsorge zusätzlich häusliche oder familiäre Fürsorge-Anforderungen in der Herkunftsfamilie an sie herangetragen werden. Letzteres aufgrund dortiger geschlechtlicher Zuweisungen.

Weitere Forschung ist notwendig, um der Heterogenität trans und nicht-binärer Lebensweisen und Sorgeverhältnisse gerecht zu werden. Ich halte insbesondere Forschung jenseits der urbanen Zentren für notwendig.

Zudem stehen Studien aus, die die Effekte der Dritten Option auf Geschlechterverhältnisse untersuchen und Menschen in den Fokus stellen, die eine Personenstandsänderung durchgeführt haben: Im öffentlichen Raum in Deutschland sind zunehmend Stellenanzeigen zu sehen, in denen neben weiblich und männlich auch der Geschlechtseintrag divers angegeben wird. In vielen Formularen kann nun zwischen mehr Optionen als männlich und weiblich gewählt werden. Das Gendersternchen und der Unterstrich finden mehr und mehr Eingang in die Alltagskommunikation. Nicht-binäre Aktivist_innen werden mit ihren Forderungen zunehmend sichtbar. Zu erforschen wäre nun: Wie wird in Behörden und Institutionen mit dem neuen Personenstand umgegangen? Welche Erfahrungen machen Menschen mit dem Personenstand divers? Bisher liegen im deutschsprachigen Raum keine ethnographischen Studien zu den Effekten der Dritten Option auf

Geschlechterverhältnisse vor. Nicht-binäre trans Perspektiven sind in der kulturanthropologischen Geschlechterforschung und in der Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum generell weitestgehend unsichtbar: Die meisten Forschungen sehen bisher nicht mehr als zwei Geschlechter. Auch dazu steht Forschung aus: zu den Veränderungen in der (Zwei-)Geschlechterforschung.

In Bezug auf die Schweiz ging diese Studie wenig in die Tiefe. Hier braucht es weitere Untersuchungen, etwa zu den Herausforderungen und Chancen, die die drei unterschiedlichen Sprachregionen für den Schweizer trans Aktivismus mit sich bringen.

8.1 Trans und nicht-binäre Sorgearbeit in der Corona-Pandemie

Ich stellte diese Arbeit im Frühling und Sommer 2020, mitten in der ersten Welle der Corona-Pandemie, fertig. Ich nahm im Frühjahr 2020 erneut per E-Mail Kontakt mit allen Interviewpartner_innen auf und fragte sie, wie es ihnen gehe und welche Effekte die Corona-Pandemie auf ihre Fürsorge und Selbstsorge habe.

Da die trans, nicht-binäre oder queere Sorgearbeit, die meine Interviewpartner_innen anbieten, oft freiberuflich ist und mit Körperkontakt einhergeht, waren viele ökonomisch von der Pandemie betroffen. Praktiken des Haarschneidens, der OP-Begleitung oder der Stimmarbeit mussten pausieren – oder in virtuelle Formen überführt oder durch sie ersetzt werden. Hier zeigte sich, wie prekär die Situation vieler Sorgearbeiter_innen ist, wenn ihre Arbeitsverhältnisse nicht formalisiert sind, sondern von der Nachfrage der Community abhängen.

Eine Interviewpartnerin schrieb mir eine E-Mail mit einem Abschiedsbrief, den sie zu Beginn der Pandemie verfasst hatte, im Anhang. Da sie zur Risikogruppe gehört, hatte sie sich gezwungen gesehen, aus ihrem Hausprojekt in einer Großstadt in das Dorf zu ziehen, in dem sie aufgewachsen war. Dort ist es für sie nicht möglich, offen trans zu leben, sie musste »zurück in ihre alte Identität«. Die E-Mail machte mich sehr betroffen, und ich hielt Rücksprache mit einem befreundeten trans Berater. Ich blieb mit der Interviewpartnerin in Kontakt und versuchte, sie dazu zu motivieren, einen telefonischen Beratungstermin bei einer trans Beratungsstelle zu vereinbaren. Eine andere Interviewpartnerin berichtete mir, dass sich ihre prekäre Wohnsituation, von der sie bereits im Interview erzählt hatte, auch zwei Jahre spä-

ter nicht verbessert hat. Die Hoffnung einiger Interviewpartner_innen, sich durch berufliche Selbstständigkeit aus der Abhängigkeit von Sozialleistungen zu lösen, wurde durch die Corona-Pandemie gedämpft, die Prekarität bereits zuvor prekär lebender trans Personen nahm weiter zu.

Trans Vereine mussten, wie mir Aktivist_innen in den E-Mails berichten, ihre Angebote coronabedingt umstellen, schnell boten sie telefonische und virtuelle Beratungen an; das *Transgender Network Switzerland (TGNS)* stieß ein Brieffreund_innenschaften-Projekt an. In Großstädten wurden zahlreiche Care-Praktiken spontan entwickelt. Viele dieser Gruppen nutzen dafür Telegram oder andere soziale Medien; oft werden in der Kommunikation englischsprachige Begriffe und Konzepte verwendet, eine Gruppe beispielsweise übernahm den Begriff Relief Funds aus Großbritannien. Die Kommunikation über Social Media und mittels transnational wandernder Begriffe spricht einige an, nicht-akademische trans Personen sowie Personen, die keinen Zugang zu digitalen Medien haben, werden jedoch ausgeschlossen. In der Folge finden sich in den besagten (Telegram-)Gruppen vor allem Leute zusammen, die Fürsorge anbieten können, und wenige, die diese in Anspruch nehmen wollen. Für die pandemische Fürsorge bestätigt sich also ein Ergebnis meiner Studie, nämlich dass viele kollektive Angebote sehr milieuspezifisch sind. Auch angesichts dessen möchte ich erneut meinen Interviewpartner_innen danken, von denen sich viele gerade auch in der Pandemie engagier(t)en, um für Menschen Fürsorge zu organisieren, die aus anderen Sorgeräumen herausfallen.

Aufgrund der Pandemie wurde das Thema Fürsorge in den letzten Monaten sehr breit in der Öffentlichkeit diskutiert, dadurch eröffnen sich Möglichkeiten, Care anders zu denken und Sorge-Verhältnisse zu transformieren. Trans und nicht-binäre Sorgearbeit bietet hierfür einerseits einen Ausblick auf ein sorgendes Miteinander im utopischen Sinne, andererseits ist sie Ausdruck einer noch immer normativ zweigeschlechtlichen Gesellschaft, die es zu verändern gilt.

Literaturverzeichnis

- a la Deriva, Precarias (2004): Streifzüge durch die Kreisläufe feminisierter prekärer Arbeit. In: <http://translate.eipcp.net/transversal/0704/precarias1/de.html> (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- a la Deriva, Precarias (2011): Was ist dein Streik. Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Abu-Lughod, Lila (1991): Writing against Culture. In: Richard G. Fox (Hg.): Recapturing Anthropology: Working in the present. Santa Fe: School of American Research Press, 137-162.
- Adamczak, Bini/Mike Laufenberg/Felicita Reuschling/Sarah Speck/Chris Ted-jasukmana (2012): Einleitung *oder*: Anleitung zum Aufstand aus der Küche. In: Silvia Federici: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster: Edition Assemblage, 6-20.
- Ahmed, Sara (2001): Communities that feel: intensity, difference and attachment. Conference Proceedings »Affective encounters«, Turku: University of Turku School of Arts, Literature and Music Publications, 10-25.
- Ahmed, Sara (2006): Queer Phenomenology: Orientations, Objects, Others. Durham: Duke University Press.
- Ahmed, Sara (2010): Feminist Killjoys (And Other Willful Subjects). In: S&F Online, http://sfonline.barnard.edu/polyphonic/ahmed_01.htm (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Ahmed, Sara (2017): Feministisch leben! Manifest für Spaßverderberinnen. Münster: Unrast.
- Aizura, Aren Z./Susan Stryker (Hg.) (2013): The Transgender Studies Reader 2. New York/London: Routledge.
- Aizura, Aren Z. (2014): Trans Feminine Value, racialized Others and the Limits of Necropolitics. In: Jin Haritaworn u.a. (Hg.): Queer Necropolitics. New York/London: Routledge, 129-147.

- Aizura, Aren Z. (2018): *Mobile subjects: Transnational Imaginaries of Gender Reassignment*. Durham: Duke University Press.
- Amin, Kadji (2014): *Temporality*. In: *Transgender Studies Quarterly* 1(1-2), 219-222.
- Aktion Standesamt (2018): PM #05 Aktion Standesamt: Geschlecht muss selbstbestimmt sein. In: www.aktionstandesamt2018.de/2018/10/12/pm-05-aktion-standesamt-geschlecht-muss-selbstbestimmt-sein (letzter Zugriff: 01.06.2020).
- Appadurai, Arjun (2004): *The Capacity to Aspire: Culture and the Terms of Recognition*. In: Vijayendra Rao u.a. (Hg.): *Culture and Public Action*. Redwood: Stanford University Press, 59-84.
- Appenroth, Max Nicolai/María do Mar Castro Varela (Hg.) (2019): *Trans & Care: Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung*. Bielefeld: transcript.
- Aulenbacher, Brigitte/Maria Dammayr (Hg.) (2014): *Für sich und andere sorgen: Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Baumgartinger, Persson Perry (2017): *Trans Studies: Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte*. Wien: Zaglossus.
- Baumgartinger, Persson Perry (2019): *Die staatliche Regulierung von Trans: Der Transsexuellen-Erlass in Österreich (1980-2010). Eine Dispositivgeschichte*. Bielefeld: transcript.
- Bauer, Robin (2019): *Biologie als Schicksal? Kommentar zu »Wie viele Geschlechter gibt es und kann man sie wechseln?« aus wissenschafts- und gesellschaftstheoretischer Perspektive*. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 32(3), 148-152.
- Becker, Lia (2018): *Transfeminismus und neue Klassenpolitik*. In: *Zeitschrift Luxemburg*, www.zeitschrift-luxemburg.de/new-queens-on-the-block (letzter Zugriff: 15.03.2020).
- Beemyn, Genny/Susan Rankin (2011): *The Lives of Transgender People*. New York: Columbia University Press.
- Bergman, S. Bear/Meg-John Barker (2017) *Non-Binary Activism*. In: Christina Richards u.a. (Hg.) *Genderqueer and Non-Binary Genders*. London: Palgrave Macmillan, 31-51.
- Biller-Andorno, Nikola (2001): *Gerechtigkeit und Fürsorge. Zur Möglichkeit einer integrativen Medizinethik*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Binder, Beate/Sabine Hess (Hg.) (2013): *Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlecht*

- terforschung. In: Beate Binder u.a. (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!?: Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster: Westfälisches Dampfboot, 22-54.
- Binder, Beate (2019): (Europäische) Ethnologie: reflexive Ethnografien zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. In: Beate Kortendiek u.a. (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Hamburg: VSA, 541-549.
- Binder, Beate/Sabine Hess (2019): Politiken der Für_Sorge – Für_Sorge als Politik. Einige einleitende Überlegungen. In: Beate Binder u.a. (Hg.): Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge: Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Opladen: Budrich, 9-32.
- Bock, Gisela/Barbara Duden (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen. Berlin: o. V., 118-199.
- Boellstorff, Tom (2007): When marriage falls: Queer coincidences in straight time. In: GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies 13(2), 227-248.
- Boellstorff, Tom (2016): Queer Techne: Two Theses on Methodology and Queer Studies 1. In: Browne, Kath/Catherine J. Nash (Hg.): Queer Methods and Methodologies: Intersecting Queer Theories and Social Science Research. London: Taylor & Francis, 215-230.
- Borneman, John (1997): Caring and Being Cared For: Displacing Marriage, Kinship, Gender and Sexuality. *International Social Science Journal*, 154(49), 573-584.
- Bornstein, Kate (2016): Gender Outlaw: On Men, Women, and the Rest of Us. New York: Vintage.
- Bourdieu, Pierre (1992): Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital. In: Pierre Bourdieu: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA, 49-79.
- Bradford, Nova J./Moin Syed (2019): Transnormativity and Transgender Identity Development: A Master Narrative Approach. In: *Sex Roles* 81(5-6), 306-325.
- Bradley, Siân (2016): Queer Work: Productivity, Reproduction and Change. Dissertation. In: www.urn.kb.se/resolve?urn=urn:nbn:se:liu:diva-131745 (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Breuer, Franz (2009): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

- Browne, Kath/Catherine Nash (Hg.) (2010): *Queer methods and Methodologies*. Farnham: Ashgate.
- Bundesverband Trans (2020): Hitzige Debatte im Bundestag: Das TSG muss abgeschafft werden! In: www.bundesverband-trans.de/bundestagsdebatte (letzter Zugriff: 01.07.2020).
- Bundesverfassungsgericht (2017): Beschluss zur Dritten Option. In: http://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2017/10/rs20171010_1bvr201916.html (letzter Zugriff: 01.07.2020).
- Butler, Judith (2004): *Undoing gender*. New York/London: Routledge.
- Butler, Judith (2006): *Precarious life: The powers of mourning and violence*. New York/London: Verso.
- Butler, Judith (2011): *Gender trouble: Feminism and the subversion of identity*. New York/London: Routledge.
- Carrigan, Mark/Kristina Gupta/Todd G. Morrison (2013): Asexuality special theme issue editorial. In: *Psychology & Sexuality* 4(2), 111-120.
- Chakkalakal, Silvy (2018): »The World That Could Be«. *Gender, Bildung, Zukunft und das Projekt einer Anticipatory Anthropology*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 114(1), 3-28.
- Chen, Jian Neo/Micha Cárdenas (2019): *Times to Come: Materializing Trans Times*. Durham: Duke University Press.
- Cohen, Rachel Lara (2010): When it pays to be friendly: Employment Relationships and Emotional Labour in Hairstyling. In: *The Sociological Review* 58(2), 197-218.
- Cole, Shaun (2008): Hair and Male (Homo) Sexuality: »Up Top and Down Below«. In: Geraldine Biddle-Perry/Sarah Cheang (Hg.): *Hair: Styling, Culture and Fashion*. London: Bloomsbury Academic, 81-96.
- Connell, Raewyn (2010): Two Cans of Paint: A Transsexual Life Story, with Reflections on Gender Change and History. In: *Sexualities* 13(1), 3-19.
- Connell, Raewyn (2012): Transsexual Women and Feminist Thought: Toward new Understanding and New Politics. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 37 (4), 857-881.
- Conradi, Elisabeth (2001): *Take care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Dahl, Leoa (2011): *Femme on Femme: Reflections on Collaborative Methods and Queer Femme-inist Ethnography*. In: *SQS – Suomen Queer-tutkimuksen Seuran lehti* 5(1), 1-22.
- Dalla Costa, Mariarosa/Selma James (1973): *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*. Berlin: Merve.

- David, Emmanuel (2015): Purple-collar Labor: Transgender Workers and Queer Value at Global Call Centers in the Philippines. In: *Gender & Society* 29(2), 169-194.
- Davis, Dána-Ain/Christa Craven (2016): *Feminist ethnography: Thinking through Methodologies, Challenges, and Possibilities*. Boulder: Rowman & Littlefield.
- de la Bellacasa, María Puig (2011): Matters of care in technoscience: Assembling neglected things. In: *Social studies of science* 41(1), 85-106.
- de la Bellacasa, María Puig (2012): »Nothing comes without its world«: Thinking with Care. In: *The Sociological Review* 60(2), 197-216.
- de la Bellacasa, María Puig (2015): Making Time for Soil: Technoscientific Futurity and the Pace of Care. In: *Social Studies of Science* 45(5), 691-716.
- de la Bellacasa, María Puig (2017): *Matters of Care: Speculative Ethics in more than Human Worlds*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- De Silva, Adrian (2018): *Negotiating the Borders of the Gender Regime: Developments and Debates on Trans (sexuality) in the Federal Republic of Germany*. Bielefeld: transcript.
- De Witte, Marleen (2017): Heritage, identity and the Body in Afro-Dutch Self-Styling. In: *Jahrbuch für Europäische Ethnologie Dritte Folge*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 127-145.
- Dehler, Sannik Ben (2019): *Scham umarmen. Wie mit Privilegien und Diskriminierungen umgehen?* Berlin: w_orten & meer.
- Dritte Option (2016): 3. Option – Was? Warum? Wie?. In: www.dritte-option.de/dritte-option-was-warum-wie (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Dritte Option (2020): Erfolg vor dem Amtsgericht Münster – Community Text. In: www.dritte-option.de/erfolg-vor-dem-amtsgericht-muenster-community-text (letzter Zugriff: 01.07.2020).
- Duden (o. J.): Strategie. In: www.duden.de/rechtschreibung/Strategie (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Duden (o. J.): Zelle. In: www.duden.de/rechtschreibung/Zelle (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Dück, Julia/Katharina Hajek (2018): Intime Verhältnisse. Eine gesellschaftstheoretische Erweiterung der Debatte um soziale Reproduktion. In: Scheele, Alexandra/Wöhl, Stefanie (Hg.): *Feminismus und Marxismus*. Weinheim: Beltz Juventa, 218-231.
- Edelman, Lee (2004): *No Future: Queer Theory and the Death Drive*. Durham: Duke University Press.

- Ehrenreich, Barbara/Arlie Russell Hochschild (2003): *Global Women: Nannies, and Sex Workers in the New Economy*. Granta Books: New York.
- Eilers, Dirk (2018): »Blue Scholars«. * – Interdependente Klassismusanalyse als kollektive Forschung. In: *Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen*. Wiesbaden: Springer VS, 91-104.
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Engel, Antke/Nina Schuster (2007): *Die Denaturalisierung von Geschlecht und Sexualität. Queer/feministische Auseinandersetzungen mit Foucault*. In: *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag, 135-153.
- Engel, Antke (2009): *Ökonoqueer: Sexualität und Ökonomie im Neoliberalismus*. In: *AG Queer Studies (Hg.): Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen*. Hamburg: Männer-schwarm, 101-119.
- Engel, Antke (2015): *Bilder von Sexualität und Ökonomie: Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld: transcript.
- Engel, Antke_Antek (2019): *News zum Personenstandsgesetz*. In: <http://www.queer-institut.de/news-zum-personenstandsgesetz> (letzter Zugriff: 01.07.2020).
- Enke, Finn (2012): *Transfeminist Perspectives in and beyond Transgender and Gender Studies*. Philadelphia: Temple University Press.
- Erickson, Rebecca J. (2005): *Why Emotion Work Matters: Sex, Gender, and the Division of Household Labor*. In: *Journal of Marriage and Family* 67(2), 337-351.
- Faust, Friederike (2019): *Fußball und Feminismus. Eine Ethnografie geschlechterpolitischer Interventionen*. Opladen: Budrich.
- Federici, Silvia (1975): *Wages against Housework*. Bristol: Falling Wall Press.
- Federici, Silvia (2012): *Aufstand aus der Küche: Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution*. Münster: Edition Assemblage.
- Feinberg, Leslie (1998): *Trans Liberation. Beyond Pink or Blue*. Boston: Beacon Press.
- Fine, Michelle/María Elena Torre/David M. Frost/Allison L. Cabana (2018): *Queer Solidarities: New Activisms Erupting at the Intersection of Structural Precarity and Radical Misrecognition*. In: *Journal of Social and Political Psychology*, 6(2), 608-630.

- Fluehr-Lobban, Carolyn (2008): Collaborative Anthropology as Twenty-first-century Ethical Anthropology. In: *Collaborative anthropologies* 1(1), 175-182.
- Franzen, Jannik/Arn Sauer (2010): Benachteiligung von trans Personen, insbesondere im Arbeitsleben. Berlin: Antidiskriminierungsstelle des Bundes.
- Fraser, Nancy (2016): Capitalism's Crisis of Care. *Dissent* 6(4), 30-37.
- Freeman, Elizabeth (2007): *Queer Temporalities*. Durham: Duke University Press.
- Frohn, Dominic (2014): Die Arbeitssituation von LSBT*-Beschäftigten. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 27(4), 328-351.
- Fuchs, Wiebke (2012): Studie zur Lebenssituation von Transsexuellen in NRW. Köln. In: www.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/TSG/Studie_NRW.pdf (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Funk, Leberecht/Ferdiansyah Thajib (2019): Intimacy and Care in the Field: Introduction. In: Thomas Stodulka u.a. (Hg.): *Affective Dimensions of Fieldwork and Ethnography*. Berlin/Heidelberg: Springer, 137-142.
- Füty, Tamás Jules (2019): Gender und Biopolitik: Normative und intersektionale Gewalt gegen Trans Menschen. Bielefeld: transcript.
- Garde, Jonah I. (2018): Imagined Hormone Times: Trans(chrono)normativity and Resistant Temporalities. Unpublizierter Konferenzbeitrag, Archiving Feminist Futures – Temporality and Gender in Cultural Analysis, Humboldt-Universität zu Berlin, 1.-3. November 2018.
- Gagarim, Yori (2017): Hä? Was heißt denn nicht-binär?. In: <https://missy-magazine.de/blog/2017/10/04/hae-was-heisst-denn-nicht-binaer> (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Genschel, Corinna (2003): Queer Meets Trans Studies: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgressionen in Queer Theorie. In: *fzg – Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 9(1), 163-185.
- Gerhard, Ute/Cornelia Klinger (2013): Im Gespräch. Über Care. Fürsorgliche Praxis und Lebenssorge. Sorgeverhältnisse. In: *Feministische Studien* 31(2), 267-277.
- Goel, Urmila (2013): »Von unseren Familien finanziell unabhängig und weit weg von der Heimat«. Eine ethnographische Annäherung an Migration, Geschlecht und Familie. In: Thomas Geisen u.a. (Hg.): *Migration, Familie und soziale Lage. Beiträge zu Bildung, Gender und Care*. Wiesbaden: VS Verlag, 251-270.
- Goel, Urmila (2020): Das Indernet. Eine rassismuskritische Internet-Ethnografie. Bielefeld: transcript.

- Green, Jamison (2006): Look! No, Don't! In: Susan, Stryker/Stephen Whittle (Hg.): *The Transgender Studies Reader*. New York/London: Routledge.
- Gregor, Joris A. (2018): Forsch(ung)en im Grenzgebiet. In: *fzg – Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, 24(1), 116-119.
- Gregor, Joris A. (2015): *Constructing intersex: Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie*. Bielefeld: transcript.
- Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación (2010): *Migration, Domestic Work and Affect: A Decolonial Approach on Value and the Feminization of Labor*. New York/London: Routledge.
- Guthoff, Heike (2018): »Das Amt. Das ist immer erstmal so uwäh.« Behörden, Kundenorientierung und Several Shades of Grey. In: Joachim Beck/Jürgen Stember (Hg.): *Perspektiven der angewandten Verwaltungsforschung in Deutschland*. Baden-Baden: Nomos, 129-158.
- Hacker, Hanna (2018): Queere Zeitlichkeit, internationale Assemblagen und Transfeminismus für Historiker* innen. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 29 (2), 19-35.
- Halberstam, J. Jack (2005): *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York: NYU Press.
- Hamm, Marion (2013): Engagierte Wissenschaft zwischen partizipativer Forschung und reflexiver Ethnographie. Methodische Überlegungen zur Forschung in Sozialen Bewegungen. In: Beate Binder u.a. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!?: Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 55-72.
- Hamm, Jonas A./Arn Thorben Sauer (2014): Perspektivenwechsel: Vorschläge für eine menschenrechts- und bedürfnisorientierte Trans-Gesundheitsversorgung. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 27(1), 4-30.
- Han, San/Jason Antrosio (Hg.) (2018): The Editors' Note: Hair Everywhere: Anthropological Notes on the Long and Short of It. In: *Open Anthropology* 6(2), o. S.
- Haritaworn, Jin (2015): *Queer Lovers and Hateful Others: Regenerating violent Times and Places*. London: Pluto.
- Hark, Sabine (1993): Queer Interventionen. In: *Feministische Studien: Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* 11 (2), 103-109.
- Hark, Sabine (2006): *Dissidente Partizipation: Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Hark, Sabine/Susanne Völker (2010): Feministische Perspektiven auf Prekarisierung: Ein »Aufstand auf der Ebene der Ontologie«. In: Alexandra

- Manske/Katharina Pühl (Hg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 26-47.
- Hark, Sabine (2013): Queer Studies. In: Christina von Braun/Inge Stephan (Hg.): Gender@ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln: UTB, 449-470.
- Hark, Sabine (2020a): Die Netzwerke des Lebens. Frankfurter Rundschau. In: www.fr.de/wissen/netzwerke-lebens-13640296.html (letzter Zugriff: 01.06.2020).
- Hark, Sabine (2020b): Corona und die Politik des Lebens. In: Suhrkamp Logbuch Online. In: www.logbuch-suhrkamp.de/sabine-hark/corona-und-die-politik-des-lebens (letzter Zugriff: 15.07.2020).
- Hartmann, Jutta (2013): Bildung als kritisch-dekonstruktives Projekt – pädagogische Ansprüche und queere Einsprüche. In: Bettina Hünersdorf/Jutta Hartmann (Hg.): Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Disziplinäre und interdisziplinäre Diskurse. Berlin/Heidelberg: Springer, 253-278.
- Haunss, Sebastian (2011): Kollektive Identität, soziale Bewegungen und Szenen. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24(4), 41-52.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conz (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: Neue Forschungen. Stuttgart: Klett.
- Heissenberger, Stefan (2018): Schwuler* Fußball: Ethnografie einer Freizeitmansschaft. Bielefeld: transcript.
- Herrmann, Steffen Kitty (2003): Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. In: *Arranca* 28, 22-25.
- Heymann, Nadine (2014): Visual Kei: Körper und Geschlecht in einer translokalen Subkultur. Bielefeld: transcript.
- Heymann, Tomer (2006): Paper Dolls. Claudius Films: Israel.
- Himmelweit, Susan/Ania Plomien (2014): Feminist Perspectives on Care: Theory, Practice and Policy. In: Mary Evans u.a. (Hg.): *The SAGE Handbook of Feminist Theory*. London: Sage, 446-465.
- Hines, Sally (2007): *TransForming Gender: Transgender Practices of Identity, Intimacy and Care*. Bristol: Policy Press.
- Hochschild, Arlie Russell (2012): *The managed heart: Commercialization of human feeling*. Oakland: University of California Press.

- Hoenes, Josch (2014): Nicht Frosch – Nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken. Bielefeld: transcript.
- Hoenes, Josch/Michael_a Koch (2017): Transfer und Interaktion: Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit. Oldenburg: BIS-Verlag.
- Hoenes, Josch/Utan Schirmer (2019): Transgender/Transsexualität: Forschungsperspektiven und Herausforderungen. In: Beate Kortendiek u.a. (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Berlin/Heidelberg: Springer, 1203-1212.
- Hollibaugh, Amber/Margot Weiss (2015): Queer precarity and the myth of gay affluence. In: New Labor Forum. 24(3), 18-27.
- Horak, Laura (2014): Trans on YouTube: Intimacy, Visibility, Temporality. In: Transgender Studies Quarterly 1(4), 572-585.
- Hough, Carolyn A. (2003): »First, Do No Harm«: Ethnographic Responsibility in Our Own Backyard. In: Margery Wolf (Hg.): Who's Afraid of Margery Wolf: Tributes and Perspectives on Anthropology, Feminism and Writing Ethnography, University of Iowa Working Paper #277, 33-39.
- Irving, Dan (2008): Normalized Transgressions: Legitimizing the Transsexual Body as Productive. In: Radical History Review 100, 38-59.
- Irving, Dan (2009): The Self-Made Trans Man as Risky Business: A Critical Examination of Gaining Recognition for Trans Rights through Economic Discourse. In: Temple Law Review 18(2), 375-395.
- Irving, Dan (2012): Elusive Subjects: Notes on the Relationship between Critical Political Economy and Trans Studies. In: Anne Enke (Hg.): Transfeminist Perspectives: In and beyond Transgender and Gender Studies. Philadelphia: Temple University Press, 153-169.
- Irving, Dan (2014): Capital. In: TSQ 1(1-2), 50-52.
- Johnson, Austin H. (2016): Transnormativity: A New Concept and Its Validation through Documentary Film About Transgender Men. In: Sociological Inquiry 86(4), 465-491.
- Just, Dominique (2020): Care Revolution gegen die Corona-Krise. In: <http://www.freitag.de/autoren/justd/die-corona-krise-ist-eine-care-krise> (letzter Zugriff: 01.07.2020).
- Kate, Bornstein (1995): Gender Outlaw: On Men, Women, and the Rest of Us. New York: Vintage.
- Kemper, Andreas/Heike Weinbach (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast.

- Klinger, Cornelia (2014): Selbstsorge oder Selbsttechnologie? Das Subjekt zwischen liberaler Tradition und Neoliberalismus. Brigitte Aulenbacher/Maria Dammayr (Hg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Weinheim: Beltz Juventa, 31-40.
- Klöppel, Leoe (2012): Die »Verfügung zur Geschlechtsumwandlung von Transsexualisten« im Spiegel der Sexualpolitik der DDR. In: Justin Time/Jannik Franzen (Hg.): Trans_homo. Differenzen, Allianzen, Widersprüche. Berlin: NoNo, 167-178.
- Knecht, Michi (2003): Die Politik der Verwandtschaft neu denken. Perspektiven der Kultur- und Sozialanthropologie. In: Bulletin Texte 26, 52-70.
- Lau, Jacob Roberts (2016): Between the Times: Trans-Temporality, and Historical Representation. Dissertation: UCLA.
- Laufenberg, Mike (2012): »Communities of Care«. Queere Politiken der Reproduction. In: www.zeitschrift-luxemburg.de/communities-of-care-queere-politiken-der-reproduktion (letzter Zugriff: 01.04.2020).
- Laufenberg, Mike (2014): Sexualität und Biomacht: Vom Sicherheitsdispositiv zur Politik der Sorge. Bielefeld: transcript.
- Laufenberg, Mike (2018): Sorgende Gemeinschaften? »Demenzfreundliche« Kommunen zwischen sozialstaatlichem Sparmodell und Emanzipationsgewinn. In: Sub|urban: Zeitschrift für kritische Stadtforschung 6(1), 77-96.
- Laufenberg, Mike (2019): Queer Theory: Identitäts- und machtkritische Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht. In: Beate Kortendiek u.a. (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, 331-340.
- Lewin, Ellen (1993): Lesbian Mothers: Accounts of Gender in American Culture. New York: Cornell University Press.
- Liebelt, Claudia (2016): Grooming Istanbul: Intimate Encounters and Concerns in Turkish Beauty Salons. In: Journal of Middle East Women's Studies 12(2), 181-202.
- Life's a beach (2017): Radical softness and the Queer Art of Failure. In: www.lifesabeach.blogspot.de/2017/11/01/20 (letzter Zugriff: 01.07.2020).
- Lindsay, Jo (2004): Gender and Class in the Lives of Young Hairdressers: From Serious to Spectacular. In: Journal of Youth Studies 7(3), 259-277.
- Llaveria Caselles, Eric (2019): Perspektiven aus den Trans Studies. Zwischen anhaltender Gewalt und gesellschaftlichen Transformationsprozessen. In: Femina Politica 28(2), 182-184.

- Lorenz, Renate/Brigitta Kuster (2007): Sexuell arbeiten: Eine queere Perspektive auf Arbeit und prekäres Leben. Berlin: b_books.
- Majors, Yolanda J. (2001): Passing Mirrors: Subjectivity in a Midwestern Hair Salon. In: *Anthropology & Education Quarterly* 32(1), 116-130.
- Malatino, Hil (2019): Future Fatigue: Trans Intimacies and Trans Presents (or How to Survive the Interregnum). In: *Transgender Studies Quarterly* 6(4), 635-658.
- Manalansan IV, Martin F. (2008): Queering the chain of care paradigm. In: *The Scholar & Feminist Online* 6(3). www.sfonline.barnard.edu/immigration/manalansan_01.htm (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Manalansan IV, Martin F. (2014): The »Stuff« of Archives: Mess, Migration, and Queer Lives. In: *Radical History Review* 120, 94-107.
- Manalansan IV, Martin F. (2018): Messy Mismeasures: Exploring the Wilderness of Queer Migrant Lives. In: *South Atlantic Quarterly* 117(3), 491-506.
- Mananzala, Rickke/Dean Spade (2008): The Nonprofit Industrial Complex and Trans Resistance. In: *Sexuality Research & Social Policy* 5(1), 53-71.
- Marcus, George E./Erkan Saka (2006): Assemblage. In: *Theory, culture & society* 23(2-3), 101-106.
- Marcus, George E. (2008): Collaborative Options and Pedagogical Experiment in Anthropological Research on Experts and Policy Processes. New York: Berghahn.
- Merry, Sally/Setha Low (2010): Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas. In: *Current Anthropology* 51(2), 201-330.
- Miller, Jordan F. (2019): YouTube as a Site of Counternarratives to Transnormativity. In: *Journal of Homosexuality* 66(6), 815-837.
- Miller, Kelly A. (1994): The Pink-Collar Ghetto. In: *Clearinghouse Rev.* 28, 1168-1172.
- Mohr, Sebastian (2018): Being a Sperm Donor: Masculinity, Sexuality, and Biosociality in Denmark. New York: Berghahn.
- Mol, Annemarie (2008): The Logic of Care: Health and the Problem of Patient Choice. New York/London: Routledge.
- Motakef, Mona (2015): Prekarisierung. Bielefeld: transcript.
- Motakef, Mona/Christine Wimbauer (2019): Prekarisierung von Arbeit: Erweiterte Perspektiven der Geschlechterforschung. In: Beate Kortendiek u.a. (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Berlin/Heidelberg: Springer, 783-790.
- Muñoz, José (2009): Cruising Utopia: The There and Then of Queer Theory. New York: New York University Press.

- Namaste, Viviane (2009): Undoing Theory: The »Transgender Question« and the Epistemic Violence of Anglo-American Feminist Theory. In: *Hypatia* 24(3), 11-32.
- Newton, Esther (2015): *Cherry Grove, Fire Island: Sixty years in America's first gay and lesbian town*. Durham: Duke University Press.
- Niggemann, Jan (2020): Keine Klasse für sich. Perspektiven einer sorgenden Theoriearbeit. In: Francis Seeck/Brigitte Theißl (Hg.): *Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen*. Münster: Unrast, 45-55.
- Noddings, Nel (2012): The Language of Care Ethics. In: *Knowledge Quest* 40(5), 52-57.
- Nordmarken, Sonny (2014): Becoming Ever More Monstrous: Feeling Transgender In-betweenness. In: *Qualitative Inquiry* 20(1), 37-50.
- Pachirat, Timothy (2017): *Among Wolves: Ethnography and the Immersive Study of Power*. New York/London: Routledge.
- Parreñas, Rhacel Salazar (2002): *The Care Crisis in the Philippines: Children and Transnational Families in the New Global Economy*. London: Granta Books.
- Petray, Theresa L. (2012): A Walk in the Park: Political Emotions and Ethnographic Vacillation in Activist Research. In: *Qualitative Research* 12(5), 554-564.
- Pfeffer, Carla A. (2009): *Trans(Formative) Relationships: What We Learn About Identities, Bodies, Work and Families from Women Partners of Trans Men*. Dissertation. University of Michigan. In: <http://hdl.handle.net/2027.42/63628> (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Pfeffer, Carla A. (2010): »Women's work«? Women Partners of Transgender Men Doing Housework and Emotion Work.« *Journal of Marriage and Family* 72(1), 165-183.
- Pfeffer, Carla A. (2017): *Queering Families: The Postmodern Partnerships of Cisgender Women and Transgender Men*. Oxford: Oxford University Press.
- Piepzna-Samarasinha, Leah Lakshmi (2018): *Care Work: Dreaming Disability Justice*. Vancouver: Arsenal Pulp Press.
- Preciado, Paul B. (2016): *Testo Junkie. Sex, Drogen und Biopolitik in der Ära der Pharmapornographie*. Berlin: b_books.
- Preciado, Paul B. (2020): *Ein Apartment auf dem Uranus – Chroniken eines Übergangs*. Berlin: Suhrkamp.

- Prosser, Jay (1998): *Second Skins. The Body Narratives of Transsexuality*. New York: Columbia University Press.
- Queeres Netzwerk Niedersachsen e.V (2018): *Abinäre Personen in der Beratung*. In: www.uni-bremen.de/fileadmin/user_upload/sites/diversity/TiN_Broschuere_AbinaerePersonen_Online-1.pdf (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Rappaport, Joanne (2008): *Beyond participant observation: Collaborative Ethnography as Theoretical Innovation*. In: *Collaborative Anthropologies* 1(1), 1-31.
- Rappaport, Roy A. (1993): *Distinguished Lecture in General Anthropology: The Anthropology of Trouble*. In: *American Anthropologist* 95(2), 295-303.
- Rau, Alexandra (2010): *Psychopolitik: Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Rau, Alexandra (2020): *Selbstsorge und Geschlecht im neoliberalen Post-Wohlfahrtsstaat*. In: Karina Becker u.a. (Hg.): *Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus*. Wiesbaden: Springer VS, 149-169.
- Richards, Christina/Walter P. Bouman/Leighton Seal/Meg J. Barker/Timo O. Nieder/Guy T'Sjoen (2016): *Non-binary or Genderqueer Genders*. In: *International Review of Psychiatry* 28(1), 95-102.
- Robertson, Jennifer (2002): *Reflexivity Redux: A Pithy Polemic on »Positionality«*. In: *Anthropological Quarterly* 75(4), 785-792.
- Rooke, Alison (2009): *Queer in the Field: On Emotions, Temporality and Performativity in Ethnography*. In: *Journal of Lesbian Studies* 13(2), 149-160.
- Roßhart, Julia (2016): *Klassenunterschiede im feministischen Bewegungstag. Anti-klassistische Interventionen in der Frauen- und Lesbenbewegung der 80er und 90er Jahre in der BRD*. Berlin: w_orten & meer.
- Saalfeld, Robin K. (2020): *Transgeschlechtlichkeit und Visualität: Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm*. Bielefeld: transcript.
- Sainsbury, Diane (2013): *Gender, Care and Welfare*. In: Georgina Waylen u.a. (Hg.) *The Oxford Handbook of Gender and Politics*. Oxford: Oxford University Press, 313-336.
- Sauer, Arn/Annette Guldénring (2017): *Die Gesundheitsversorgung für Trans-Männlichkeiten: Stand, Bedarfe, Empfehlungen*. In: *Stiftung Männergesundheit* (Hg.): *Sexualität von Männern. Dritter Deutscher Männergesundheitsbericht*. Gießen: Psychosozial, 239-252.

- Scheunemann, Kim (2017): Expert_innen des Geschlechts? Zum Wissen über Inter*-und Trans-Themen. Bielefeld: transcript.
- Schirmer, Utan (2015): Geschlecht anders gestalten: Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten. Bielefeld: transcript.
- Schirmer, Utan (2017): Trans Beratung im systemischen Kontext. In: Kontext 48(2), 124-139.
- Schmitt, Sabrina (2019): Care. In: Gender Glossar. <http://gender-glossar.de/care> (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Schnepf, Max/Ursula Probst (2020): Thinking Sex in Times of Corona: A Conversation. In: www.somatosphere.net/2020/thinking-sex-in-times-of-corona-a-conversation.html (letzter Zugriff: 15.07.2020).
- Schuster, Nina (2014): Andere Räume: Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender. Bielefeld: transcript.
- Schulz, Monika (2002): Ines und Paul – Ein Leben zwischen den Geschlechtern. Angela Fingerhuth, JPP Medien.
- Sears, Alan (2005): Queer Anti-capitalism: What's Left of Lesbian and Gay Liberation? In: Science & Society 69(1), 92-112.
- Seeck, Francis (2016): Akte Lebensende: die Verwaltung des armen Todes im Kontext ordnungsbehördlicher Bestattungen. In: BIOS 29(1), 131-140.
- Seeck, Francis (2017): Recht auf Trauer. Bestattungen aus machtkritischer Perspektive. Münster: Edition Assemblage.
- Seeck, Francis (2019): Caring for the Death? Engagierte Forschung im Feld anonymen behördlicher Bestattungen. In: Beate Binder u.a. (Hg.): Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge: Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Opladen: Budrich, 159-176.
- Seeck, Francis/Cash Hauke (2019): Tagungsbericht Gender – Care – Migration. Ambivalente Interdependenzen. In: Feministische Studien 37(2), 376-379.
- Seeck, Francis/Sannik Ben Dehler (2019): Trans Communities of Care – Eine kollaborative Reflektion von kollektiven trans Care-Praktiken. In: Max Appenroth/María do Mar Castro Varela (Hg.): Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung. Bielefeld: transcript, 255-270.
- Seeck, Francis/Brigitte Theißl (Hg.) (2020): Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster: Unrast.
- Sekuler, Todd (2013): Convivial Relations Between Gender Non-Conformity and the French Nation-State. In: L'Esprit Créateur 53(1), 15-30.

- Sekuler, Todd (2014): Täuschung und Ent-Täuschung: zu Fragen der Selbstpräsentation in der ethnografischen Forschung. In: Hella von Unger u.a. (Hg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden: Springer VS, 77-95.
- Sekuler, Todd (2018): *Un/Certain Care: From a Diagnostic to a Somatechnic Regime of Care for Medical Transition in Public Hospitals in France*. Unpublished Doctoral dissertation, Humboldt-Universität Berlin.
- Sekuler, Todd (2019): The Temporality of Prudent Compassion in Care for Medical Transition. In: Beate Binder u.a. (Hg.): *Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge: Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven*. Opladen: Budrich, 143-158.
- Serano, Julia (2012): Reclaiming Femininity. In: Anne Enke (Hg.): *Transfeminist Perspectives: In and beyond Transgender and Gender Studies*. Philadelphia: Temple University Press, 170-183.
- Siebler, Kay (2012): Transgender Transitions: Sex/gender Binaries in the digital Age. In: *Journal of Gay & Lesbian Mental Health* 16(1), 74-99.
- Simpson, Audra (2007): On Ethnographic Refusal: Indigeneity, »Voice« and Colonial Citizenship. In: *Junctures* 9, 67-80.
- Snorton, C. Riley (2017): *Black on Both Sides: A Racial History of Trans Identity*. Minneapolis : University of Minnesota Press.
- Spade, Dean (2011): *Normal Life: Administrative Violence, Critical Trans Politics, and the Limits of Law*. Brooklyn: South End.
- Speck, Sarah (2019): »Wir machen was, was ihr nicht seht«. Zur Politisierung von Sorge in feministischen und anderen Bewegungen. In: Beate Binder u.a. (Hg.): *Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge: Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven*. Opladen: Budrich, 35-53.
- Stacey, Judith (1988): Can there be a feminist ethnography? In: *Women's Studies International Forum* 11(1), 21-27.
- Steffen, Jana/Elisabeth König (2013): Der dritte Raum: Wissensproduktion zwischen Akademie und Bewegung. Ein Kommentar. In: Beate Binder u.a. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 270-277.
- Stein, Arlene (2019): *Unbound: Transgender Men and the Remaking of Identity*. New York: Vintage.
- Stewart, Jay (2017): Academic Theory. In: Christina Richards u.a. (Hg.) *Genderqueer and Non-Binary Genders*. London: Palgrave Macmillan, 53-72.

- Stryker, Susan (2004): Transgender studies: Queer theory's evil twin. In: GLQ 10(2), 212-215.
- Stryker, Susan/Stephen Whittle (2006): *The Transgender Studies Reader*. New York/London: Routledge.
- Tate, Shirley Anne (2012): *Black Beauty: Aesthetics, Stylization, Politics*. Farnham: Ashgate.
- TGEU (2018): World Health Organisation moves to end classifying trans identities as mental illness. In: www.tgeu.org/world-health-organisation-moves-to-end-classifying-trans-identities-as-mental-illness/ (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- TGNS (o. J.): Recht. In: <https://www.tgns.ch/de/information/rechtliches/> (letzter Zugriff: 01.02.2020).
- Thajib, Ferdiansyah (2018): The Making and Breaking of Indonesian Muslim Queer Safe Spaces. In: *Borderlands* 17(1), 1-24.
- Thajib, Ferdiansyah (2019): *Inhabiting Difference: The Affective Lives of Indonesian Muslim Queers*. Unpublished Dissertation, Freie Universität Berlin.
- Thajib, Ferdiansyah/Francis Seeck/Antke Engel (2020): Konflikte umsorgen. Queere Praktiken künstlerischer Kollaboration. In: *Feministische Studien* 38(2), 309-322.
- Thelen, Tatjana (2014): *Care/Sorge: Konstruktion, Reproduktion und Auflösung bedeutsamer Bindungen*. Bielefeld: transcript.
- TIN Solifest (2020): Über uns. In: www.tinsolifest.de/uber-uns (letzter Zugriff: 15.07.2020).
- Toerien, Merran/Sue Wilkinson (2003): Gender and Body Hair: Constructing the Feminine Woman. In: *Women's Studies International Forum* 26(4), 333-344.
- TransInterQueer e. V. (o. J.): Geschlechtskritische »Passing«-gruppe. In: www.transinterqueer.org/gruppen/geschlechtskritische-passinggruppe (letzter Zugriff: 01.07.2020).
- Treut, Monika (1999): *Gendernauts*. Hamburg: Hyena Films.
- Tronto, Joan C./Berenice Fisher (1990): Toward a Feminist Theory of Caring. In: Emily K. Abel/Margaret K. Nelson (Hg.): *Circles of Care. Work and Identity in Women's Lives*. Albany: SUNY Press, 36-54.
- Tronto, Joan C. (1993): *Moral Boundaries: A Political Argument for an Ethic of Care*. East Sussex: Psychology Press.
- Tronto, Joan C. (2013): *Caring Democracy: Markets, Equality, and Justice*. New York: NYU Press.

- Trott, Ben (2020): Queer Berlin and the Covid-19 crisis. A Politics of Contact and Ethics of Care. In: *Interface*. Volume 12(1), 88-108.
- Tuck, Eve/K Wayne Yang (2014): R-words: Refusing Research. In: Django Paris/Maisha T. Winn (Hg.): *Humanizing Research: Decolonizing Qualitative Inquiry with Youth and Communities*. London: Sage, 223-248.
- Tudor, Alyosxa (2015): From [al'manja] with love: Trans/feministische Positionierungen zu Rassismus und Migratismus. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Tweedy, Amy (2016): Openings, Obstacles, and Disruptions: Desire as a Portable Queer Method. In: *Women's Studies Quarterly* 44(3-4), 208-223.
- Ungerson, Clare (1987): *Policy is Personal. Sex, Gender, and Informal Care*. London: Tavistock Publications.
- Ungerson, Clare (2006): Gender, Care, and the Welfare State. In: Kathy Davis u.a. (Hg.): *Handbook of Gender and Women's Studies*. London: Sage, 272-286.
- Valentine, David (2007): *Imagining Transgender: An Ethnography of a Category*. Durham: Duke University Press.
- Valocchi, Stephen (2005): Not Yet Queer Enough: The Lessons of Queer Theory for the Sociology of Gender and Sexuality. In: *Gender & Society* 19(6), 750-770.
- van Dyk, Silke (2019): Community-Kapitalismus. In: Klaus Dörre u.a. (Hg.): *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften. Sonderband des Berliner Journals für Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 279-295.
- Vincent, Ben (2019): *Breaking Down Barriers and Binaries in Trans Healthcare: The Validation of Non-Binary People*. London: Taylor & Francis.
- Vincent, Ben (2020): *Non-Binary Genders: Navigating Communities, Identities, and Healthcare*. Bristol: Policy Press.
- Visweswaran, Kamala (1994): *Fictions of Feminist Ethnography*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- von Bose, Käthe (2017): *Klinisch Rein: Zum Verhältnis von Sauberkeit, Macht und Arbeit im Krankenhaus*. Bielefeld: transcript.
- Wagels, Karen (2014): *Geschlecht als Artefakt: Regulierungsweisen in Erwerbsarbeitskontexten*. Bielefeld: transcript.
- Ward, Jane (2010): Gender Labor: Transmen, Femmes, and Collective Work of Transgression. In: *Sexualities* 13(2), 236-254.

- Ware, Syrus Marcus (2017): All Power to all People? Black LGBTTI2QQ Activism, Remembrance, and Archiving in Toronto. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 4(2), 170-180.
- Weeks, Kathi (2011): *The Problem with Work: Feminism, Marxism, Antiwork Politics, and Postwork Imaginaries*. Durham: Duke University Press.
- Wellgraf, Stefan (2013): »The Hidden Injuries of Class«. Mechanismen und Wirkungen von Klassismus in der Hauptschule. In: Cornelia Giebler (Hg.): *Intersektionen von race, class, gender, body: Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit*. Opladen: Budrich, 39-60.
- Weston, Kath (1997): *Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship*. New York: Columbia University Press.
- Weston, Kath (1998): *Long slow burn: Sexuality and Social Science*. East Sussex: Psychology Press.
- Whittle, Stephen (1996): Gender Fucking or Fucking Gender? Current Cultural Contributions to Theories of Gender Blending. In: Richard Ekins/David King (Hg.): *Blending Genders: Social Aspects of Cross-Dressing and Sex Changing*. London: Routledge, 196-214
- Wiles, Janine (2011): Reflections on Being a Recipient of Care: Vexing the Concept of Vulnerability. In: *Social & Cultural Geography* 12(6), 573-588.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Woltersdorff, Volker (2011): Neue Bündnispotenziale und neue Unschärfen. Zum Begriff der Prekarisierung von Geschlecht, Arbeit und Leben. In: *Feministische Studien* 29(2), 206-216.
- Woltersdorff, Volker (2015): Normalitätsregime von Geschlecht und Sexualität im Kontext von Arbeit. In: Christiane Micus-Loos/Melanie Plößer (Hg.): *Des eigenen Glückes Schmied_in!? Geschlechterreflektierende Perspektiven auf berufliche Orientierungen und Lebensplanungen von Jugendlichen*. Wiesbaden: Springer VS, 43-59.
- Woltersdorff, Volker (2017): Für eine queerfeministische Klassenpolitik der Scham. In: www.zeitschrift-luxemburg.de/fuer-eine-queerfeministische-klassenpolitik-der-scham/ (letzter Zugriff: 01.07.2020).
- Worthen, Meredith GF. (2016): Hetero-cis-normativity and the Gendering of Transphobia. In: *International Journal of Transgenderism* 17(1), 31-57.

- Yeadon-Lee, Tracey (2016): What's the story? Exploring online narratives of non-binary gender identities. In: *The International Journal of Interdisciplinary Social and Community Studies* 11(2), 19-34.
- Yuval-Davis, Nira (2007): Intersectionality, Citizenship and Contemporary Politics of Belonging. In: *Critical review of international social and political philosophy* 10(4), 561-574.

Quellenverzeichnis

Interviews

2016_11_8, Hank, 54 min

2017_2_23, Mathilda, 59 min

2017_3_3, Mio, 1:43 h

2017_3_15, Perrson, 2:03 h

2017_3_16, Leo, 1:18 h

2017_5_17, Oskar, 1:49 h

2017_5_21, Alecs, 1:20 h

2017_5_22, Michelle, 55 min

2017_6_17, Noa, 1:54 h

2017_6_18, Rahel, 1:21 h

2017_7_11, Sophie, 1:39 h

2017_9_27, Madeleine, 1:02 h

2017_11_13, Jay, 1:32 h

2017_12_17, Elia_Robin, 2:12 h

2018_1_4, Kalle, 1:48 h

2018_3_X, Sasha_Jovin, 1:37 h

2018_4_11, Nina, 1:30 h

Feldnotizen

2016_5_Trans Tagung

2016_11_Butch Cut_Teilnehmende Beobachtungen

2017_1_Trans Empowerment Workshop

2017_2_Vorgespräch Trans Verein

2017_7_Besuch trans Café

2017_12_Trans Empowerment Workshop